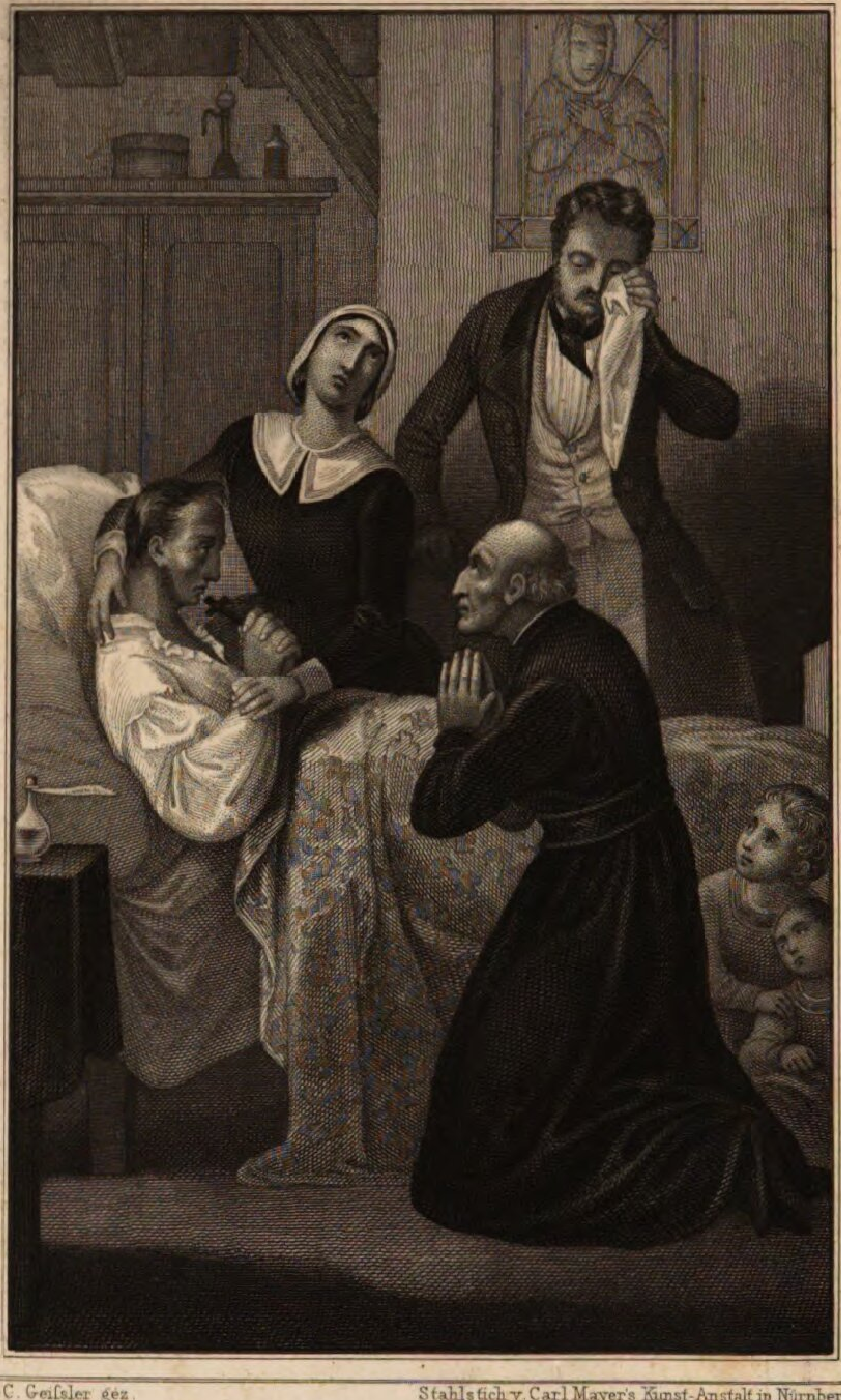
Mor. 158 m

m

Brug. F. M..

Pag. 167.



P. C. Geissler gez. Stahlstich v. Carl Mayer's Kunst-Anstalt in Nürnberg.

B. Schmidt'sche Buchhandlung in Augsburg.
(F. C. Kremer.)

Jungfrau,

Gattin und Mutter

oder

Die weiblichen Pflichten,

[illegible] in einer moralischen Erzählung.

Nach dem Französischen bearbeitet

von

Franz Maria Brug.

Mit einer Vorrede

von

[illegible] v. Schmid,

[illegible]

Mit einem Stahlstiche.

Augsburg, 18[illegible].

[illegible] Schmid'schen Buchhandlung.

[illegible]

Jungfrau, Gattin und Mutter

oder

Die weiblichen Pflichten,

dargestellt in einer moralischen Erzählung.

Nach dem Französischen bearbeitet

von

Franz Maria Brug.

Mit einer Vorrede

von

Christoph v. Schmid,

Verfasser der „Ostereier" rc.

Mit einem Stahlstiche.

Augsburg, 1848.
Verlag der B. Schmid'schen Buchhandlung.
(F. C. Kremer.)

580.B.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druck der F. C. Kremer'schen Buchdruckerei.

Vorrede.

Diese ausgezeichnet schöne, gehaltreiche Schrift zu beurtheilen, ist für den Unterzeichneten eine so ehrende als angenehme Aufgabe; nur findet er es schwer, über so viel Vortreffliches auch nur das Geeignetste zu sagen, ohne die Gränzen einer Vorrede zu überschreiten. Er wird sich jedoch so kurz fassen, als möglich.

Die Hauptperson der Erzählung, Genovefa von Breton, ist als Jungfrau, Gattin und Mutter, auch als gute Tochter, liebevolle

Schwester, als treffliche Hausfrau, als weise, milde Gebieterin über ihre Untergebenen, als Wohlthäterin der Armen, ja in allen Verhältnissen des Lebens, in Glanz und Reichthum, und bei den schwersten Prüfungen, in unverdienter Armuth und im Elende unübertrefflich schön dargestellt. Der Verfasser weiß die Schönheit der Seele so zu malen, daß man diese edle Frau bewundern muß. Und da Religion gleichsam die Seele ihrer Seele ist, so erscheint unsre heilige Religion hier in ihrer ganzen Liebenswürdigkeit. Man wird hingerissen, diese Religion, die so liebenswürdige Menschen bildet, lieb zu gewinnen und ihr zu huldigen.

Die Nebenpersonen der Erzählung sind eben so treu und wahr, mit großer Menschen- und Weltkenntniß gezeichnet. Wir finden da Charactere aller Art. Als durchaus tadellos und von den edelsten Gesinnungen erscheinen die Oberin eines Erziehungsinstitutes, eine Dame

von altem Adel, außerordentlichen Schicksalen, hoher Weisheit und Frömmigkeit, und der eben so erleuchtete Religionslehrer und Gewissensfreund des Institutes; beiden hat Genovefa die Bildung ihres Verstandes und Herzens zu danken.

Genovefa's Vater und die Mutter haben bei manchem Guten auch ihre Fehler; Genovefa's Bruder und ihr Gemahl gerathen aus Ehr- und Vergnügungssucht in große Verirrungen, kommen aber durch Genovefa's Bemühungen wieder zur Besinnung.

Noch viele andere Herren und Damen, die blos nach Reichthum, Ehre und Vergnügen trachten, werden aufgeführt. An allen diesen wird es einleuchtend, daß blos Mangel an Religion, von der sie nichts wissen oder wissen wollen, die Ursache aller ihrer Vergehen und ihres Unglückes ist; ja so lange sie auch glücklich scheinen, und in Ehre und Ueberfluß leben, fehlt es ihnen doch immer an innerer Ruhe der

Seele und wahrer Zufriedenheit. Diese Unglücklichen dienen nicht blos dazu, Genovefa's Gesinnung in helleres Licht zu setzen und ihr Gegenbild darzustellen, sie sind warnende Beispiele für jeden Leser; Genovefa aber, die auch arm und von aller Welt verlassen sich glückseliger fühlt, als in ihrem ehemaligen Glanze, ist das schönste Vorbild wahrer Tugend und der Seligkeit in Gott.

Ein großer Vorzug dieser einfachen und doch an mannigfaltigen Begebenheiten so reichen Erzählung besteht darin, daß alle diese Begebenheiten nicht durch außerordentliche, den Leser überraschende äußerliche Zufälle herbei geführt werden, woran nur minder gebildete Leser sich ergötzen können, sondern daß Alles, was sich begibt, aus der innern Gesinnung der handelnden Personen hervorgeht, was den sinnigen Leser noch mehr interessiren und spannen muß. Der edle, geistreiche Verfasser dieser vortrefflichen Er=

zählung weiß die zusammengesetzten Neigungen, ja die geheimsten Triebfedern, aus denen die Menschen handeln, sehr scharfsinnig auseinander zu setzen. Er ist in der That ein meisterhafter Seelenmaler. Auch die leichte, gewandte Conversationssprache höherer Stände, weiß er immer sehr gut zu treffen. Die Ergebnisse jeder Begebenheit sind in kurze, sinnreiche Sätze zusammengefaßt, die man als Denksprüche, als wahre Perlen betrachten muß, denen die Erzählung nur zum Faden dient, an dem sie angereiht sind.

Dem Uebersetzer, dessen Uebersetzung sich so angenehm als ein Original lesen läßt, gereicht es zum Ruhme, und ihm gebührt großer Dank, daß er, nachdem aus der neueren französischen Literatur manche Giftpflanze auf den deutschen Boden versetzt worden, ein so erfreuliches, segenbringendes Heilkraut nach Deutschland verpflanzt hatte.

Der Unterzeichnete würde sich glücklich schätzen, wenn diese wenigen Zeilen hie und da

einen Leser veranlassen würden, zu dieser herrlichen Schrift zu greifen. Ihm fielen, während er sie las, öfter die berühmten Worte ein, die eine Stimme vom Himmel einem großen Kirchenlehrer zurief: „Nimm und lies!“

Christoph v. Schmid.

Vorwort des Bearbeiters.

So sehr auch der deutsche Büchermarkt fortwährend mit Unterhaltungsschriften überschwemmt ist, so fehlt es doch immer noch an Werken für die gebildete weibliche Jugend, welche das Nützliche mit dem Angenehmen vereinen, und die der Vater der aufblühenden Tochter, der Bräutigam der Braut, der Gatte der jungen Gattin in die Hand geben dürfte, ohne besorgen zu müssen, ihnen damit einen Gifttrank zu reichen, welcher die edelsten Gefühle in ihrem

Herzen erstickt. Die meisten dieser Unterhaltungsschriften erfüllen — wir wollen gelinde über sie urtheilen — das weibliche Herz mit romanhaften Ideen und entfremden es dem Kreise der Pflichten, in welchem das Weib seiner Bestimmung gemäß wirken soll, um es in eine Welt einzuführen, die voll Unnatur ist und zu der wirklichen im grellsten Widerspruche steht.

Wenn wir die Bücherverzeichnisse unserer Leihbibliotheken durchblättern, so finden wir zwar genug Schriften, welche ausschließend für die weibliche Jugend geschrieben sind, aber sie erheben sich entweder nicht zu dem Standpunkte, welcher der gebildeten weiblichen Jugend angemessen ist, oder die Lehren, welche sie enthalten, sind zu trocken eingekleidet, und das Mädchen, das auf belehrende Weise unterhalten oder auf unterhaltende Weise belehrt werden will, legt das Buch unbefriedigt bei Seite, oder der Inhalt dieser Schriften endlich besteht nur aus Schilderungen der Freuden und der Schmerzen

der Geschlechts-Liebe. Es ist daher eine ernste und wichtige Aufgabe, der weiblichen Jugend Schriften zur Unterhaltung in die Hand zu geben, welche sie über die Pflichten ihrer Bestimmung belehren und zugleich auf eine Weise anziehen, daß sie selbe nicht aus der Hand legt, ohne sie immer wieder mit neuem Interesse zu ergreifen, und sich dadurch die Lehren, welche sie enthalten, tief einprägt.

Diese Aufgabe erfüllt nachstehende Erzählung, die nach dem Französischen bearbeitet ist, und welche der Bearbeiter hiemit der gebildeten weiblichen Jugend übergibt, in aller Weise.

Der französische Verfasser sagt in der Vorrede:

„Ich habe versucht, alle schwierigen Zustände, in welche ein weibliches Wesen in allen seinen Lebensverhältnissen immer kommen kann, auf den Schauplatz meiner Geschichte zu bringen, und dabei die feste Stütze anzugeben, welche es bei allen Prüfungen des Lebens unerschütterlich aufrecht erhalten kann. Trotz den großen Eigen-

schaften, mit denen ich die Heldin meiner Geschichte ausstattete, ist das Bild, das ich von ihr entwarf, doch aus dem Leben gegriffen, denn ich habe alle Tugenden, welche man an ihr bewundern darf, schon bei christlichen Frauen gefunden. Möchte dieses Vorbild, das seine ganze Stärke aus den göttlichen Wahrheiten schöpft, bei den Leserinnen gute Gedanken und die edlen Vorsätze erwecken, welche uns zu Gott, der einzigen und reinen Quelle des Guten führen."

Der Bearbeiter hat nur beizufügen, daß er den innigsten Wunsch hegt, diese Erzählung möge in dem Kreise, für den sie geschrieben ist, weite Verbreitung finden; — daß sie in diesem Falle ihren Zweck erreichen und den größten Nutzen stiften wird, glaubt er überzeugt seyn zu dürfen.

Im Juni 1848.

Franz Maria Brug.

Erstes Kapitel.

Wir befinden uns am Anfange unserer Erzählung in dem ansehnlichsten Hause einer kleinen am Fuße der Vogesen reizend gelegenen Stadt, das man seiner Größe und des umfangreichen und schönen Gartens wegen, in dessen Mitte es sich erhob, das Schloß nannte. Herr Breton, der Eigenthümer dieses schönen Besitzthumes, ein Mann von ungefähr 50 Jahren, stand mit auf dem Rücken gekreuzten Armen vor seiner Gattin, die, mit einer Stickerei beschäftigt, an einem Fenster saß und bisweilen einen Blick auf die reizende Landschaft, welche die Stadt umgab, und auf zwei schöne Kinder warf, die nicht ferne auf dem Rasen des Gartens spielten. Herr Breton schien sich in einer gewissen Aufregung zu befinden und von seiner Gattin Antwort auf eine Frage zu erwarten.

Diese unterbrach endlich das Stillschweigen und sagte:

„So sind die Männer! Mein Herr Gemahl wird alt und verliert das Gedächtniß, sonst würde er sich wohl noch der Bedingungen erinnern, die bei unserer Vermählung festgesetzt worden sind. Es wurde damals ausgemacht, daß, wenn du genug Vermögen erworben und dich von den Geschäften zurückgezogen haben würdest, der Winter in Paris zugebracht werden sollte. Du

wolltest deine Frau in die besten Theater, auf Bälle und in die Gesellschaften der großen Welt führen, selbst Gesellschaften geben und überhaupt ein Haus machen. Du besitzest nun 100,000 Franken jährlicher Renten, zögerst aber noch immer mit Erfüllung deiner Versprechungen, oder scheinst sie ganz vergessen zu haben."

„Du hast Recht," erwiederte Herr Breton, „ich habe Aehnliches versprochen, aber bedenke, daß ich später, als ich hoffte, meine Geschäfte aufgeben konnte, und nun für die rauschenden Freuden der Hauptstadt schon zu alt bin. Ich müßte mit meiner Wohlbeleibtheit und meinen grauen Haaren eine schöne Rolle in der vornehmen Gesellschaft spielen, kurz —"

„Wenn auch du dich zu alt für solche Cirkel hältst," unterbrach ihn seine Frau lebhaft, „so ist dieß doch bei mir der Fall nicht; ich bin zwölf Jahre jünger, als du, habe noch keine grauen Haare, und will nun einmal nicht in der Provinz bleiben, um da aus Langeweile meine Sünden zu bereuen und Buße zu thun. Aber so sind die Männer! Vor der Hochzeit versprechen sie alles, und nach derselben halten sie nur, was ihnen selbst gefällt. Ich hoffte, du werdest hierin eine Ausnahme machen, aber ich sehe wohl, daß ich mich getäuscht habe."

Madame Breton begleitete diese Worte mit einer Bewegung ihres Sacktuches, das sie an ihre Augen brachte, — eine Kriegslist, die, wie sie aus Erfahrung wußte, in den Kämpfen mit ihrem Manne ihr stets den Sieg verschafft hatte, und dieser sprach auch wirklich begütigend:

„Wir wollen uns verständigen, und du sollst sehen, wie sehr ich dich liebe. Ich würde gerne einwilligen, den Winter in Paris zuzubringen und Theater, Bälle und Gesellschaften zu besuchen, wenn nicht ein Umstand mich davon abhielte. Deine Zeit wird mit den Vorbereitungen zu diesen Vergnügungen oder mit dem Aus-

ruhen von selben hinlänglich ausgefüllt seyn, aber bedenke doch, womit soll ich ferne von meinen Wäldern, ferne von meinen ländlichen Beschäftigungen den ganzen Tag hinbringen, da jene Freuden doch nur den Abend ausfüllen? Ich bin bereit, dich nach Paris zu führen, aber was soll ich da treiben? Habe doch Mitleiden mit mir!“

Madame Breton schwieg und suchte irgend ein Mittel zu finden, diese Schwierigkeit zu beseitigen und der Thätigkeit ihres Mannes irgend einen Gegenstand zu bieten, denn noch länger eine so langweilige Lebensweise zu führen, das heißt, noch länger auf dem Lande zu leben, fiel ihr unmöglich. Sie kannte jedoch ihren Mann zu gut, als daß sie nicht die Richtigkeit seiner Bemerkung eingesehen hätte: er war kein Freund der großen Welt, und wenn er sich auch bisweilen gerne in ihr unterhielt, so währte sein Vergnügen nur kurze Zeit; er war auch kein Freund gelehrter Unterhaltung, und wenn er einmal seine Zeitung gelesen hatte, so fand er, einen dicken Band ausgenommen, der eine Reise um die Welt enthielt, und bei welchem er täglich einzuschlafen pflegte, an Büchern nur Gefallen, wenn sie schön eingebunden waren, und seine aus zahlreichen und bedeutenden Werken bestehende Bibliothek erfreute sich einer tiefen Ruhe. Thätig, arbeitsam, gewandt in kaufmännischen Berechnungen, befand er sich nur wohl, wenn er eine Unternehmung überdenken, ihren muthmaßlichen Gewinn berechnen, und sich in ähnliche Spekulationen vertiefen konnte. Auch hätte er niemals sein Geschäft aufgegeben und tapfer seinen Platz im Comptoir bis zum Tode behauptet, wenn seine Frau nicht aus allen Kräften bemüht gewesen wäre, ihn von einem Kampfplatze zu entfernen, auf welchem er sich so wohl gefiel, weil er große Erfolge auf ihm errungen hatte. Auch gab er nicht so leicht nach; er bediente sich vieler Kunstgriffe, um seinen Posten so lange als möglich zu be-

haupten, und verließ ihn endlich nur, nachdem er mit so vielen andern Ehemännern die Wahrheit des Satzes erkannt hatte: „Der Wille der Frau ist der Wille Gottes.“ Dieser Mann, dachte Madame Breton, muß auf irgend eine Weise beschäftigt werden, und nachdem sie manchen Plan bei sich selbst gefaßt und wieder verworfen hatte, sagte sie endlich:

„Wie konnten wir so lange wegen einer Beschäftigung für dich in Verlegenheit seyn! Das Beste ist, du läßt dich zum Deputirten wählen!“

„Zum Deputirten? Was fällt dir ein!“

„Ja, zum Deputirten! Und warum nicht? Bist du nicht reich genug? Bezahlst du nicht so viel an Abgaben, als dazu erforderlich ist? Ist hier Jemand, der dir vorgezogen werden könnte? Verstehst du von dem Geschäfte eines Deputirten nicht wenigstens eben so viel, als der alte Darbaud, der bisher unsern Bezirk vertrat? Er wird dir seinen Platz gerne einräumen, denn sein Vermögen erlaubt ihm nicht, ihn ferner zu behaupten. Du wirst also Deputirter!“

Deputirter! Deputirter! wiederholte Herr Breton bei sich, indem er mit großen Schritten im Zimmer auf und ab schritt und mit einem gewissen Wohlgefallen diesen Gedanken im Geiste weiter ausspann. „In der That,“ sagte er endlich zu seiner Frau, „wenn ich den Vortheil des Landes so gut fördere, als den meinigen, so wird die Sache gut gehen. Man muß eben eine Probe machen, und ich glaube, wer in den Geschäften des Handels so erfahren ist, wie ich, würde wohl auch kein schlechter Minister des Handels oder der Finanzen seyn; wir verstehen uns wenigstens gut auf's Rechnen.“

„Du bist da auf dem rechten Wege, bleibe auf ihm. Wir wollen hier bleiben, bis du ernannt bist, dann begeben wir uns nach Paris, wo wir der Stellung gemäß leben wollen, die du als Deputirter einnimmst. Du wirst beschäftigt genug seyn, um keine

Langeweile zu fühlen, und auch ich werde meine Zerstreuungen haben; die Frau eines Deputirten ist überall gerne gesehen und hat selbst bei Hofe Zutritt. Wir könnten von unserm Vermögen wahrlich keinen besseren Gebrauch machen."

Wir übergehen alle die Gespräche, welche noch über diesen Gegenstand geführt wurden. Herr Breton hatte bald keinen andern Gedanken mehr im Kopfe; die Vorbereitungen, die geheimen Einwirkungen, von welchen seine Erwählung abhing, nahmen ihn ganz und gar in Anspruch. Er benutzte den Einfluß, den ihm seine Verbindungen und sein Vermögen verschafften, auf's Beste, und vereinigte seine Verwandten, seine Freunde, seine Bekannten bei prachtvollen und verschwenderischen Mahlzeiten.

Bald wurde sein Haus der Ort, wo sich die angesehensten und reichsten Bewohner der Stadt versammelten, und Bälle, Gesellschaften und Festlichkeiten aller Art folgten sich ununterbrochen. „Herr Breton weiß mit seinem Gelde vortrefflich umzugehen, und ein so großes Vermögen könnte nicht in bessern Händen seyn," versicherte Jedermann.

Die Freigebigkeit Herrn Bretons beschränkte sich nicht auf die vornehmere Classe der Stadt: seine Pachtleute, alle seine Untergebenen, so wie die Armen der Stadt wurden nicht weniger großmüthig bedacht, indem er im Winter Holz, Getreide und andere Bedürfnisse unter sie vertheilen ließ. Auf diese Weise war es nicht zu verwundern, daß sein Name, wo er immer genannt wurde, von den größten Lobeserhebungen begleitet war, und Jedermann ihn für den würdigsten Bürger der ganzen Gegend erklärte.

Ein Jahr war vergangen, als die Deputirtenkammer geschlossen und bald darauf die Wahl neuer Abgeordneten vorbereitet wurde. Herr Breton war wie immer in seinen Berechnungen glücklich gewesen, denn

ohne daß er selbst den geringsten Schritt that, sagten seine Freunde und Bekannte zu ihm, er müsse Deputirter werden; er oder keiner passe dazu.

„Wie," rief er, „ich Deputirter? Wo denken Sie hin? O ich liebe meine Ruhe zu sehr, und fühle mich hier zu glücklich, als daß ich daran denken möchte, mich auf diese Galeere schmieden zu lassen."

„Es ist wahr, Sie sind hier glücklich, aber man muß sich dem Wohle des Landes widmen, besinnen Sie sich daher, nehmen Sie die Stellung ein, die Ihnen gebührt; wir versprechen Ihnen die Mehrheit der Stimmen."

„Nein, nein, sprechen wir nicht mehr davon; der Ehrgeiz ist immer mit Qual und Sorge verknüpft."

„Aber ist man denn ehrgeizig, wenn man die Interessen seiner Mitbürger vertritt?"

„Ich sage dieß nicht, aber Sie wissen doch, daß die Stelle eines Deputirten eine sehr wichtige ist. Ein Deputirter ist nicht mehr Herr über sich selbst und setzt Ruhe, Frieden und Gesundheit auf's Spiel. So betrachte wenigstens ich die Sache; übrigens was plaudern wir da vergebliche Worte, die Wahl wird ohnehin nicht auf mich fallen!"

„Gewiß, gewiß, sie wird! Sie sind der Mann, Herr Breton, den wir bedürfen, Sie sind der Mann des Landes, o leisten Sie uns diesen Dienst!"

„Sie scherzen, ich der Mann des Landes? Habe ich wohl meine Geschäfte aufgegeben, um mich in neue noch verwickeltere zu stürzen, mir noch schwerere Pflichten aufzubürden? Ich kenne mich; hätte ich die Stelle einmal übernommen, ich würde mich ihr mit Leib und Seele widmen und kein Opfer scheuen. Darum nichts mehr davon, sprechen wir von etwas Anderem!"

Solche Gespräche wiederholten sich unaufhörlich, und endlich gab Herr Breton, scheinbar mit dem größten Widerwillen, den dringenden Bitten seiner Freunde

nach. Jedermann war überzeugt, daß der würdige Candidat sich seinen Mitbürgern aufopfere, und daß er die Stelle nur ihres Wohles wegen und mit Widerstreben annehme. Es war ein Triumph für die Stadt, als Herr Breton endlich erklärte, die Wahl anzunehmen, wenn sie auf ihn fiele, und er wurde, wie vorauszusehen war, mit einer sehr großen Mehrheit gewählt. Die ganze Stadt wurde bei dieser Gelegenheit beleuchtet, vor den Fenstern des Gewählten eine Serenade gebracht, und die untern Volksklassen gaben ihre Freude durch Lustfeuer und Tänze kund. Herr Breton nahm alle diese Ehrenbezeugungen mit großer Würde auf und fing an, sich in der That für eine sehr wichtige Person zu halten.

Madame Breton war außer sich vor Freude; das Ziel aller ihrer Wünsche war glücklich erreicht, sie sollte statt eines einsamen Hauses in der Provinz ein Hôtel in Paris bewohnen; die glänzendsten Salons sollten sich ihr dort öffnen, eine Menge Bittsteller sie umgeben und ihr wie einer Königin den Hof machen; es gab keine Freude, kein Vergnügen, auf das ihrer Meinung nach die Frau eines Deputirten nicht Anspruch machen dürfte.

Bald begannen die Vorbereitungen zur Abreise. Von diesem Augenblicke an bemächtigte sich des Herrn Breton eine gewisse Niedergeschlagenheit; er verließ eine sehr angenehme und friedliche Stellung, um künftig eine geräuschvolle und unruhige einzunehmen. Im Grunde fühlte er sich eben nicht unwiderstehlich zu diesem politischen Leben und zu dieser Erhebung hingezogen, und seine Talente waren nicht so hervorragender Art, daß es eine unerläßliche Verpflichtung für ihn gewesen wäre, sie dem Wohle des Landes zu widmen; er fühlte dieß wohl selbst. Auch mußte er sich gestehen, dem Betriebe eines Hammerwerkes vorzustehen, und Gesetze zu entwerfen, seyen zwei von einander ganz verschiedene Geschäfte. Die letzten Tage, welche der Abreise

vorangingen, benützte er dazu, der Reihe nach seine Meierhöfe, seine Waldungen, seine Ländereien, kurz sein ganzes weites Besitzthum noch ein Mal zu besuchen, und mit jedem Tage wurde sein Bedauern größer, diesen schönen Aufenthalt, wo er so großes und so reines Glück genossen hatte, verlassen zu müssen. Als der Tag der Abreise endlich anbrach, mußte er sich Gewalt anthun, um von seinen Freunden mit Standhaftigkeit Abschied zu nehmen, welche alle der Reihe nach kamen, und ihn bei Seite zogen, der eine, um ihm die Betreibung irgend einer Angelegenheit zu empfehlen, der andere, um ihm irgend eine politische Lehre zu geben, so daß der arme Mann jenem seine Zusage geben, diesem danken, allen aber freundlich zulächeln mußte, und sich so im Gedränge befand, daß er wirklich froh war, als er endlich mit seiner Familie im Reisewagen saß, und die Pferde anzogen.

In Paris angekommen mußte man vor allem Andern daran denken, sich so prächtig als möglich einzurichten; man miethete ein großes und schönes Haus in der Straße, wo die vornehmsten Leute wohnten, man kaufte zwei Equipagen, nahm einen geschickten Koch an und setzte sich auf einen in jeder Beziehung ausgezeichneten Fuß. Herr Breton sah sich in Paris in seiner neuen Stellung besser empfangen, als er hoffen durfte; er wurde vorgezogen und ausgezeichnet; die Minister suchten ihn auf und erkundigten sich mit Theilnahme nach seinem Befinden, und die Helden der Opposition benahmen sich nicht weniger freundschaftlich und zuvorkommend gegen ihn. In seinem Hause löste ein Besuch den andern ab, es ward Sitte, sich bei Herrn Breton zu vereinigen, zu speisen und sein Salon wurde ein politischer Versammlungsort. Der neue Deputirte ließ sich jedoch durch die Wichtigkeit, die man ihm zuerkannte, keineswegs blenden; er war ein Mann von gesundem Verstande, und begriff die Ursache der Erfolge

wohl, die er so leicht errang. Er fand es ganz natürlich, daß jeder durch die Gaben glänzte, die ihm die Natur oder der Zufall verliehen; er glänzte durch seinen Reichthum, ein anderer durch Beredsamkeit oder sonst ein anderes Talent. Uebrigens scheute er sich nicht vor den Geschäften, die ihm gegenwärtig oblagen, und er war nicht der ungeschickteste in selben. An seiner Frau hatte er eine gute Rathgeberin; sie besaß Geist, war gewandt, unternehmend, lebhaft, gesprächig und sehr geschickt, sich mit fremden, da oder dort aufgerafften Federn zu schmücken, und mit ihr im Bunde genügte er den Anforderungen vollkommen, welche seine Wähler an ihn als Abgeordneten stellten.

Herr Breton lebte auf diese Weise mit seiner Familie in Paris recht zufrieden, als plötzlich die Gesundheit seiner Tochter, eines Kindes von 10—12 Jahren, zu wanken begann. Die Aerzte schrieben diese Abnahme dem Luftwechsel und der ganz veränderten Lebensweise zu, welche das Kind gegenwärtig führen mußte. Es konnte die Anstrengung der Abendgesellschaften und der vielen Feste, die im Hause seiner Eltern stattfanden, so wie die verderbte Luft der Salons nicht ertragen, da es bisher an die reine Landluft gewöhnt gewesen war. Die Krankheit des Mädchens nahm immer mehr zu, die Bemühungen der Aerzte blieben ohne Erfolg, und die bekümmerten Eltern sahen sich daher genöthiget, nachdem es Frühling geworden war, Paris zu verlassen und auf ihre ländlichen Besitzungen zurückzukehren, indem sie ihren Sohn Eduard, welcher älter als seine Schwester war, im Collegium in Paris zurückließen.

Nach kurzem Aufenthalt auf dem Lande rötheten sich die bleichen Wangen des Mädchens wieder, und es erhielt unter dem wohlthätigen Einflusse der Landluft seine vorige Gesundheit wieder.

„Wir dürfen das Kind nicht wieder nach Paris zurückführen," sagte eines Tages Herr Breton, als die

Zeit herannahete, wo sein Urlaub zu Ende ging, „das hieße es tödten. Was ist also zu thun?“ Und der würdige Mann dachte dabei: Warum bleiben wir nicht hier bei ihr? Ich bin der Herrlichkeiten des Pariser Lebens bereits müde!

Madame Breton errieth sogleich den letzten Gedanken ihres Mannes aus seiner Stimme; sie wurde nachdenkend, und in ihrem Innern erhob sich ein Kampf zwischen der mütterlichen Liebe und jener zu den Vergnügungen, die in der Hauptstadt ihrer harrten. Sollte sie sobald einer so glänzenden Stellung, den berauschenden Freuden der Welt und den entzückenden Festen in Paris entsagen, um traurig und unbeachtet wie eine Bürgersfrau in der Provinz zu leben? Aber ihre Tochter! — Aber Paris! — Da fiel ihr plötzlich ein Auskunftsmittel ein.

„Nun wohl,“ sagte sie, „hier ist leicht zu helfen; unser armer Eduard befindet sich in Paris und wir bringen den Winter daselbst zu; unsere Tochter Genovefa aber vertrauen wir dem Pensionate im nahen Kloster an, und begeben uns im Sommer auf's Land in ihre Nähe. Es wird mich zwar große Ueberwindung kosten, mich von ihr zu trennen, aber wir können für das geistige und körperliche Wohl des Kindes nicht besser sorgen, und theilen uns auf diese Weise zwischen unsern Kindern.“

„Du willst deine Tochter in's Kloster bringen?“ erwiederte Herr Breton, der sich durch diesen Vorschlag doppelt verletzt fühlte, ein Mal, weil er ihn in das politische Leben zurückwarf, dessen er bereits überdrüssig war, und dann, weil er seinen liberalen Vorurtheilen entgegenstrebte. „Du willst aus deiner Tochter doch nicht etwa eine Fomme machen?“

„Du dauerst mich in der That; die Frömmigkeit ist mir, Gott sey Dank, nicht zuwider. Aber du mußt wissen, daß alle ausgezeichneten Frauen, welche die Welt

besitzt, im Kloster erzogen worden sind; die Klöster werden Mode."

Herr Breton zuckte die Achseln und gab nach, und einige Tage später befanden sich beide Gatten auf dem Wege zu dem Nonnenkloster, das in geringer Entfernung von der Stadt lag. Zwei herrliche Linden beschatteten den niedern Eingang des heiligen Aufenthaltes, und wenn man einmal die Schwelle desselben überschritten hatte, wurde man hingerissen durch die fromme Ruhe und den tiefen Frieden, der im Innern herrschte. Die Gebäude des Klosters bildeten ein Viereck, dessen hintere Seite die Kirche ausmachte, über welcher ein schlanker Thurm emporragte, der mit dem Zeichen des Heiles der Christen, einem Kreuze, geschmückt war. In der Mitte des Vierecks befand sich ein schöner Garten, in welchem sich von Rosengebüschen umgeben eine Statue der heiligen Jungfrau erhob, die von dicht belaubten Kastanienbäumen beschattet war. Herr und Madame Breton wurden in das Sprachzimmer geführt, in welchem sich nur ein Crucifix und einige Sessel befanden.

Die Oberin kam. Sie war eine Frau von ungefähr fünfzig Jahren, die durch ihre sanften Gesichtszüge und ihre einfache aber zuvorkommende Benehmungsweise Jedermann für sich einnahm. Sie gab über die Erziehungsweise, die im Hause beobachtet wurde, weitläufige Aufschlüsse:

„Wir bemühen uns," sagte sie unter Anderm, „die Kinder in der Furcht des Herrn, in der Liebe zur Häuslichkeit, zur Arbeit und zur Einfachheit zu erziehen. Unser Erziehungsplan ist sehr einfach, wie Sie sehen, und doch ist es schwer, ihn genau zu befolgen."

Herrn Breton gefiel diese Einfachheit, seine Gattin aber bedauerte, daß sie keine andere Wahl habe, und es wurde nun festgesetzt, daß Genovefa am Abende vorher, ehe ihre Eltern nach Paris abreisen würden, in's Kloster gebracht werden sollte.

Zweites Kapitel.

Auf diese Weise kam also Genovefa durch bloßen Zufall in's Kloster, indem ihr Vater sich wenig darum bekümmerte, und es ihrer Mutter nur darum zu thun war, sich Freiheit genug zu verschaffen, um nach ihrer Neigung in der großen Welt leben zu können. Man darf übrigens hieraus nicht schließen, daß sie eine schlechte Mutter war, nein, sie war dieß nicht; auch empfahl sie der Oberin beim Abschiede angelegentlich, für die Gesundheit ihrer Tochter Sorge zu tragen.

„Ich vertraue Ihnen hiemit meine Tochter an," sagte sie der Oberin; „sie ist noch sehr jung, ihre Gesundheit ist schwach und bedarf einer sorgfältigen, nachsichtigen Behandlung. Strengen Sie selbe nicht zu sehr durch Arbeit an, und besonders lassen Sie selbe nicht zu früh aufstehen. Sie liebt es sehr, sich zu unterhalten, was in ihrem Alter so natürlich ist, und bedarf auch der Zerstreuung. Ich habe sie etwas verzogen, es ist wahr, aber sie hat natürlichen Verstand, und Sie werden mit ihr zufrieden seyn, wenn Sie ihrem Willen nicht zu sehr widersprechen. Ich bitte Sie daher, mein Kind mit Nachsicht, nachsichtiger als andere, zu behandeln. Sie wissen, daß wir reich sind und nicht auf das Geld sehen, wenn es sich um unsere Tochter handelt."

Dieses Alles sagte Madame Breton in Gegenwart ihrer Tochter, die sie dabei mit Liebkosungen überhäufte, und entfernte sich endlich, nachdem sie ihr aufgetragen, alle vierzehn Tage Nachricht von sich zu geben, und sich eine flüchtige Thräne aus dem Auge gewischt hatte.

Aus der Sprache, welche Madame Breton führte, konnte die Oberin leicht erkennen, welche schwere Aufgabe es seyn werde, ein so verzogenes Kind auf einen bessern Weg zu bringen. Aber, dachte sie endlich, die Vorsehung hat ihre Absichten, und ich, ihr Werkzeug, muß es mir gefallen lassen, ob sie nun will, daß ich im Wachs oder im Marmor Eindrücke hervorbringe.

Nachdem sie sich am Abende in ihre Zelle zurückgezogen hatte, dachte sie am Fuße ihres Crucifixes knieend lange über die Mittel nach, diese junge Seele, welche, obwohl noch so jung, doch schon eine Sclavin der Welt war, zu rühren und für immer eine Dienerin Gottes aus ihr zu machen. Sie betete lange Zeit. Die Glocke des Klosters schlug eine Stunde nach der andern, die fromme Oberin betete noch immer, und als die Morgensonne das kleine Fenster ihrer engen Zelle vergoldete, betete sie noch. Die würdige Frau legte, wie man sieht, dem Werke der Erziehung eine große Wichtigkeit bei; sie widmete ihm ihr Leben, ihr Vermögen, ihre Stellung in der Welt, und zwar unter Umständen, welche den Werth ihres Opfers verhundertfachten; sie hielt es für den Beruf ihres Daseyns, nach Maßgabe ihrer Kräfte an der Wiedergeburt der menschlichen Gesellschaft zu arbeiten, welche in allen ihren Kreisen ein Bild des Verfalles und Elendes zeigte.

Mathilde von Verny, so hieß die würdige Oberin, so lange sie in der Welt lebte, gehörte einer alten adelichen Familie an, und hatte eine sehr sorgfältige Erziehung genossen, eine Erziehung, die alles menschliche Wissen auf den Unterricht in der Religion gründete. Ihr Vater zog sich nach dem Tode seiner Gattin vom Hofe, wo er eine ansehnliche Stelle begleitet hatte, mit seiner Tochter und zwei jüngeren Söhnen auf ein Landgut in der Champagne zurück, wo er mit seiner Familie kaum einige Jahre zubrachte, als im Jahre 1789 die Revolution wie ein Sturm über Frankreich einbrach.

Auch Herr von Verny gerieth als Anhänger der königlichen Sache mit seinen Kindern in die Hände der Blutregierung. Sie wurden in die Stadt geführt und hier in den Kerker geworfen, Mathilde getrennt von ihrer Familie. Einige Wochen nachher führte der Karren des Henkers ihren Vater und ihre Brüder zum Tode.

Am Abende der Hinrichtung öffnete sich der Kerker, worin Mathilde gefesselt auf dem Stroh lag, und ein Mann mit einer Laterne in der Hand trat ein. Es war einer der Unmenschen, die sie von ihrem Schlosse fortgeschleppt hatten, einer der Unterthanen ihres Vaters, welcher Robert hieß.

„Willst du das Leben deines Vaters und deiner Brüder retten?“ rief er ihr zu.

„Ob ich will? O sage mir schnell, was ich thun muß, Robert, um das Leben dieser Theuern zu retten!“

„Es hängt nur von dir ab, du brauchst nur meine Frau zu werden.“

„Ich deine Frau werden, Ungeheuer? Nimmermehr!“

„Eine Tochter, in deren Macht es steht, ihren Vater zu retten, und es nicht thut, ist nicht weniger ein Ungeheuer.“

Mathilde blickte ängstlich den Mann an, und erwiederte endlich in der Aufwallung eines edlen Zornes:

„Wie kannst du, Verruchter, es wagen, deine bluttriefende Hand nach der Tochter deines Gebieters auszustrecken?“

„Was Gebieter! es gibt keine Gebieter und keine Knechte mehr in Frankreich. Doch zur Sache! Ich gönne dir eine Bedenkzeit von acht Tagen; schlägst du auch dann noch die Hand aus, die dir ein Patriot bietet, dann wirst du mit deiner ganzen Familie unter der Guillotine bluten; — verstehst du, unter der Guillotine!“

Mit diesen Worten entfernte sich der Elende.

Mathilde sah das graue Haupt ihres Vaters, sie sah die Köpfe ihrer Brüder unter dem Mordmesser fallen, aber sie konnte sie um diesen Preis nicht retten. Sie fiel auf das feuchte Stroh ihres Kerkers auf die Knie nieder und bat Gott, ihr zu Hilfe zu kommen. Sie hatte acht Tage Bedenkzeit. Wenn sie sich nur ihrem Vater hätte mittheilen können, — aber wie sollte dieß möglich gemacht werden? — Während sie sich in diesen schmerzlichen Gedanken verlor, trat der Schließer ein und brachte ihr Brod und Wasser zum Nachtessen. Mathilde betrachtete den Mann aufmerksam und glaubte Züge des Mitleidens und des Wohlwollens auf seinem Gesichte zu entdecken. Ermuthigt durch die ihr drohende Gefahr, sprach sie endlich zu ihm:

„Wenn ihr mit einem unglücklichen Mädchen Mitleiden haben wolltet, guter Mann, Gott würde euch dafür segnen.“

„Gott mich segnen?“ sagte der Schließer den Kopf schüttelnd, als wenn er zweifelte, daß zwischen Gott und ihm irgend eine Beziehung stattfinden könne. „Nun was willst du von mir?“

„Möchtest du wohl meinem Vater einen Brief von mir bringen?“

„Deinem Vater?“ sagte der Schließer, indem er sie mit einem sonderbaren Blicke ansah.

„Ja, meinem Vater; und wenn wir die Freiheit wieder besitzen — —“

„Es ist unmöglich, unmöglich!“

„O sage das nicht; warum sollte es unmöglich seyn?“

„Ich weiß, was ich spreche,“ erwiederte der Mann mit einer nachdenkenden und verlegenen Miene; „ich weiß nur zu gut, was ich spreche.“

„O Gott, sollte meinem Vater etwas begegnet seyn? Sollte er nicht mehr hier seyn? Du mußt ihn ja täglich sehen, also was ist es mit ihm?“

„Es ist mir bei Verlust meines Kopfes verboten, zu sprechen. Beruhige dich!“

„O sprich nur ein Wort, nur ein einziges Wort! Was macht er?“

Der Schließer senkte den Kopf, wie ein Mann, der gerührt ist, ohne es scheinen zu wollen.

„Du weißt nicht, was du von mir verlangst,“ sagte er endlich.

„Du bist sehr unbarmherzig, wenn du meine Bitte nicht erfüllst; ich bedauere dich.“

„Ich hartherzig? Nein, das bin ich nicht. Nun wohl; ich will reden; bist du aber auch gefaßt?“

„O sprich, sprich!“

Der Schließer zuckte die Achseln, ging hinaus, und kehrte mit einem gedruckten Papiere wieder zurück, das er Mathilden mit den Worten übergab:

„Da, lies!“

Mathilde warf ihre Blicke auf das Papier; es enthielt das Verzeichniß der erst Hingerichteten, und ihr Vater und ihre Brüder befanden sich unter diesen. Erblaßt und unbeweglich stand sie da und erfüllte den Kerker mit ihren Klagen. Der Schließer entfernte sich, Blicke des Mitleidens auf die Unglückliche werfend.

Am Abende des achten Tages erschien Robert wieder in Mathildens Kerker und sagte zu ihr:

„Hast du dich nun besonnen? Die acht Tage sind verflossen; willst du mir folgen und deinen Vater retten?“

„Nun wohl, laß ihn hieher kommen, nur eine Minute, nur einen Augenblick lang, und ich folge dir dann!“

„Ich nehme keine Bedingungen an,“ erwiederte Robert mit einer Verlegenheit, die seinem Opfer nicht entging; „du mußt dich unbedingt unterwerfen oder sterben.“

„Ich will lieber sterben; dieß ist das beste Mittel, meinen Vater wieder zu sehen.“

Sie setzte nun den Drohungen Roberts beharrliches Schweigen entgegen. Dieser entfernte sich endlich voll Zorn und dachte nur daran, die Hinrichtung Mathildens zu beschleunigen. Aber die Gerechtigkeit Gottes erwartete ihn selbst. Die Henker Frankreichs zehrten einander selbst auf; endlich fiel der letzte, und mit ihm fielen alle seine fanatischen Meuchelmörder. Der Tod Robespierre's machte dem schmachvollen Schrecken ein Ende, der alle Seelen befangen hatte. Die Herzen und Kerker öffneten sich wieder, und so erhielt auch Mathilde ihre Freiheit. Sie hatte in kurzer Zeit viel gelitten und bedurfte vieler Tage zur Heilung ihrer Wunden. Inzwischen erhielt sie alle ihre Güter zurück, denn der schändliche Robert hatte den Verkauf derselben verhindert, in der Absicht, beim Eintritte ruhigerer Zeiten sie mit jener zu theilen, die er zu seiner Gattin machen wollte. Mathilde ließ sich von den eitlen Täuschungen nicht hinreißen, die sich im Gefolge des Reichthumes befinden, und von dem unglücklichen Zustande gerührt, in welchem sich in ihrem Vaterlande die Geister befanden, untersuchte sie die Ursachen desselben und fand, daß blos schlechte Erziehung und besonders Mangel der religiösen Erziehung die Ursache davon sey. Sie faßte daher den edlen Entschluß, ihre Person und ihr Vermögen der guten Erziehung der Jugend zu widmen, in welcher sie allein die Bedingung einer bessern Zukunft erblickte. Als daher Ruhe und Ordnung sich in Frankreich wieder zu befestigen begannen, verwandte Mathilde, nachdem sie sich durch Gebet, Studium und durch die Rathschläge weiser Männer gehörig dazu vorbereitet hatte, ihr ganzes Vermögen dazu, eine fromme Gemeinde von Schwestern zu gründen, deren Aufgabe es seyn sollte, sich ausschließlich dem Werke der Erziehung zu widmen. Gott hatte ihrem Unternehmen seinen Segen verliehen, und es trug bereits die herrlichsten Früchte.

Dieß war die Frau und dieß die Erziehungsanstalt,

welcher Herr und Madame Breton ihre Tochter anvertrauten. Die Oberin wollte Genovefa anfangs nicht mit den übrigen Zöglingen vereinigen und wies ihr ein Zimmerchen an, das an das ihrige stieß, denn Genovefa war bereits ein kleines vollkommenes Muster weiblicher Eitelkeit, Coquetterie, Eigenliebe und Trägheit, so daß es unmöglich war, sie sogleich an den Gehorsam und die Regelmäßigkeit zu gewöhnen, welche die gute Ordnung des Hauses erforderte. Man mußte sie daher nach und nach zu den ihr neuen Gebräuchen und Vorschriften vorbereiten und sie ihr angenehm und wünschenswerth machen. Die Oberin machte es sich besonders zum Geschäfte, den Charakter Genovefa's vollkommen kennen zu lernen, und sie erkannte bald, daß das Beispiel des verzogenen Kindes den schädlichsten Einfluß auf die übrigen Zöglinge haben würde. Anfangs fühlte sich Genovefa durch diese Absonderung, welche sie für Auszeichnung hielt, sehr geschmeichelt, aber bald machte ihr die Einsamkeit grausame Langeweile, besonders da sie von ihrem Fenster aus die übrigen Mädchen unter den Kastanienbäumen des Gartens munter und lustig spielen sah. Sie fing an, das Loos ihrer künftigen Freundinnen zu beneiden, und sagte einst zu der Oberin:

„Madame, dürfte ich nicht in den Garten gehen und mit den Mädchen, die dort versammelt sind, spielen?"

„Du hast eine zu schwächliche Gesundheit, mein Kind, als daß ich dich in's Freie gehen lassen könnte."

„O ich versichere Sie, Madame, daß ich mich sehr wohl befinde." —

„Wenn du in den Garten gehen kannst, um da zu spielen, so wirst du wohl auch das Schulzimmer besuchen können, um zu lernen."

„O ich werde es mit Vergnügen thun."

„Willst du auch fleißig und folgsam seyn? Fühlst du dazu Muth genug?"

„Ja, Madame!" erwiederte Genovefa ohne Zaudern.

Die Oberin gewährte nun Genovefa's Bitte, und diese gewöhnte sich bald an die Vorschriften des Hauses, indem sie die Arbeiten sowie die Vergnügungen mit gleicher Freudigkeit mit den übrigen Zöglingen theilte.

Die streng religiöse Erziehung der Zöglinge leitete Pater Ambros, der Beichtvater des Klosters, ein ehrwürdiger Priester von sechzig und einigen Jahren. Dieser fromme Greis, voll Erfahrung und Wissenschaft, wachte mit väterlicher Sorgfalt über die ihm anvertraute kleine Herde. Ueberzeugt, daß man die Religion nur kennen dürfe, um sie zu lieben, war er emsig bemüht, diese jungen Seelen durch eine angenehme Form, die er ihr zu geben wußte, für sie zu gewinnen. Er mischte unter seine Lehren rührende Erzählungen, welche den göttlichen Vorschriften Leben und Abwechslung gaben; dann verglich er sie mit den Grundsätzen der Welt und zeigte die Ungereimtheit und Lächerlichkeit der letztern. Pater Ambros mischte sich oft in die Spiele der Kleinen, entschied ihre kleinen Streitigkeiten und benützte jede Gelegenheit, ihnen Lehren und Ermahnungen zu geben, die ihnen in der Welt, wenn sie in selbe zurückgekehrt wären, zur Regel und Richtschnur dienen konnten.

Unter einer solchen Leitung legte Genovefa bald ihre Eigenliebe, ihren Stolz auf Stand und Reichthum, ihre dünkelhafte Selbstsucht, kurz alle Fehler ab, welche sie sich im Umgange mit der großen Welt angewöhnt hatte, und wurde einfach, sanft, folgsam, fleißig und zuvorkommend gegen ihre Gespielinnen. Ohne daß sie es merkte, war sie ununterbrochen der Gegenstand der sorgfältigsten Aufmerksamkeit des Pater Ambros und der Oberin. Da Genovefa's Bestimmung war, mitten unter den Verführungen und Gefahren der großen Welt zu leben, strebte man, ihr eine Erziehung zu geben, welche sie in dieser gefahrvollen Lage vor dem Falle bewahren sollte. Genovefa unterstützte durch Talente

und guten Willen die Bemühungen ihrer Erzieherinnen auf's Beste und wurde bald in jeder Beziehung ein Muster und Vorbild für alle Zöglinge der Anstalt.

Auf diese Weise verging ein Jahr und Genovefa fand, daß es sehr schnell verflossen sey. Die Ferien kamen, und sie mußte das Kloster verlassen, um in das Schloß zurückzukehren, wo ihre Eltern mit einer ausgewählten Gesellschaft aus Paris angekommen waren. Man bildet sich in Paris sehr schnell, und Madame Breton hatte dort die ganze Einfachheit der Provinz zurückgelassen und die ausgesuchtesten Sitten und Gewohnheiten der Hauptstadt zurückgebracht. Da sie, wie sie sich ausdrückte, in der Provinz nicht das Leben einer Einsiedlerin führen konnte, so kehrte sie nicht allein auf ihre ländliche Besitzung zurück, sondern hatte eine Gesellschaft von Damen und Herren eingeladen, sie dahin zu begleiten und den Sommer bei ihr zuzubringen. Die Tage verflossen in Freude und Lust, wie sich dieß für Leute aus der großen Welt geziemt. Man vergnügte sich durch Spielen, Jagen, Tanzen, durch Genüsse jeder Art, kurz man genoß alle Freuden des Landlebens in vollem Maße. Genovefa, welche im Kloster nicht Gelegenheit gehabt hatte, solchen Vergnügungen beizuwohnen, benahm sich ziemlich linkisch in dieser Gesellschaft, ja sie beging ein Mal die Ungeschicklichkeit, ehe sie sich zu Tische setzte, zum großen Ergötzen aller Gäste das Zeichen des heiligen Kreuzes zu machen und den Tischsegen zu sprechen. Aber sie legte dieses bäuerische Benehmen bald ab, fand Geschmack an den Lustbarkeiten, von denen sie sich umgeben sah, und brachte die Zeit der Ferien so ergötzlich zu, wie sie von einem so jungen Mädchen nur immer zugebracht werden konnte. Lebhaft, muthwillig, leichtsinnig, wie Mädchen von dreizehn Jahren zu seyn pflegen, richtete sie sich strenge nach den Lehren ihrer Mutter, vernachlässigte, weil diese es so wollte, alle im Kloster angewöhnten Andachts-

übungen, nahm ihre kleinen Coquetterien, ihre affectirten Mienen, ihre Eitelkeit und Selbstsucht wieder an und berauschte sich in den Schmeicheleien, die von Seite der Männer der aufblühenden Jungfrau und reichen Erbin dargebracht wurden.

Wie alles auf der Welt vergeht, so verging auch die Zeit der Ferien. Genovefa zog mit Widerwillen das bescheidene Kleid wieder an, das sie im Institute tragen mußte, sagte traurig allen den glänzenden Festen, die sie so sehr entzückt hatten, ein schmerzliches Lebewohl und kehrte in's Kloster zurück. Ihre üble Laune dauerte mehrere Tage und blieb nicht ohne Folgen. Genovefa war traurig, mürrisch, unfreundlich gegen ihre Gespielinnen, ungelehrig beim Unterrichte und unzufrieden und im Streite mit sich selbst, denn ihr Gewissen machte ihr Vorwürfe, und je mehr sie fühlte, daß sie Unrecht habe, desto unwilliger wurde sie über alles, was ihr Vorwürfe machte. Alle Lehrerinnen stimmten darin überein, daß mit Genovefa eine sehr traurige Umwandlung vorgegangen sey, und die Oberin empfand darüber den tiefsten Kummer. Alle Mühe, die man sich zur Besserung des Mädchens gegeben hatte, war nun verloren, und dazu kam noch die traurige Aussicht, daß, wenn es auch gelingen sollte, Genovefa wieder auf den bessern Weg zu bringen, die nächsten Ferien alle guten Früchte wieder zerstören würden. Dieß war in der That entmuthigend. Das arme Kind war übrigens am meisten zu bedauern. Die würdige Oberin begriff, daß, um Genovefa vor neuen Rückfällen zu sichern, man bei ihr mehr als bei jedem andern Mädchen ihre Erziehung auf Religion gründen müsse. Sie vereinigte mehrere Tage lang die ganze Gemeinde, um von Gott im heißen Gebete eine glückliche Umwandlung Genovefa's zu erbitten. Sie wollte sich auch mit Pater Ambros darüber berathen und sagte einst nach der Messe zu ihm:

„Mein Vater! Sie haben wohl auch schon das traurige Benehmen Genovefa's bemerkt, — was denken Sie davon?"

„Ich glaube, daß Ihnen das Kind auf's Neue Gelegenheit geben wird, den Himmel zu verdienen," antwortete der Pater lächelnd.

„Es ist wahr, unsere Aufgabe wäre zu leicht und einfach, wenn wir nicht bisweilen mit solchen Schwierigkeiten zu kämpfen hätten. Das Kind hat uns das ganze Jahr hindurch so viele Freude gemacht, so daß es uns freilich nun großen Kummer macht, es ganz verändert zu finden. Letzteres ist unrecht, ich bekenne es, und es ist zu beklagen, daß wir so wenig Geduld und Glauben besitzen."

„Gewiß! Die Erziehung ist ein langes und schweres Werk, sie ist ein mehrere Jahre lang dauernder Kampf, der nothwendig seine Leiden und Freuden haben muß. Ein Kind ist ein junges Bäumchen, das man mit Sorgfalt pflanzt und mit festen Stützen versieht; man glaubt, es sey fest im Boden gewurzelt, da kommt ein Sturm, zieht es aus dem Boden und beugt es auf die Seite. Man muß es immer wieder von Neuem aufrichten und befestigen, bis es endlich Festigkeit genug erhält, dem Sturme aus eigener Kraft zu widerstehen. Verlieren Sie daher den Muth nicht, fahren Sie fort in Ihren Bemühungen, befestigen, begießen Sie den jungen Baum, die Ernte wird nicht fehlen, denn er ist von edler Art. Ja, Genovefa hat Geist und Herz, und alles läßt mich glauben, daß Sie einst noch stolz auf sie seyn werden."

Die Oberin faltete die Hände, erhob die Blicke gegen Himmel, um ihm gleichsam für diese neue Hoffnung zu danken, und sagte:

„Sie glauben also, mein Vater, daß wir hoffen dürfen?"

„Ja, ich glaube sicher, daß Gott unsern demüthigen Bitten diese Gnade gewähren wird.“

Es war in der That eine schwere Aufgabe, Genovefa, auf welche die bösen Beispiele des väterlichen Hauses sehr nachtheilig eingewirkt hatten, wieder zu bessern. Konnte es aber wohl anders seyn? Dem Ohre eines jungen Mädchens, welches reiche Eltern hat, machen sich immer zwei verschiedene Stimmen vernehmbar. Die eine ruft ihr zu: Arbeite, mein Kind, und gewöhne dich frühzeitig an den guten Gebrauch der Zeit. Die glücklichsten Verhältnisse können sich plötzlich ändern, und man muß dem Mißgeschicke die Stirne zu bieten wissen. Wir leben in einer von Stürmen bedrohten Zeit und sind des folgenden Tages nicht sicher. Wenn du dein Vertrauen auf Gott setzest, so mögen sich die Ereignisse gestalten wie immer, er wird immer mit uns seyn. Wenn du die Arbeit liebst, wenn du dir Kenntnisse erwirbst, so darf dich das Glück verlassen, du wirst immer einen kostbaren Schatz besitzen.

Die zweite Stimme aber sagt: Was willst du deinen Geist ermüden? Dein Alter ist das des Vergnügens und der Freude, du bist reich und kannst alle deine Wünsche befriedigen. Was hast du nöthig, dich mit so langweiligen Dingen zu plagen? Lerne, deinen Rang in der Welt zu behaupten, durch körperliche Reize, durch Geist und Vermögen zu glänzen, — das ist alles, was du zu lernen brauchst. In der Zeit, in welcher wir leben, ist ein großes Vermögen das erste Verdienst, und du besitzest es.

Genovefa gab bald der einen, bald der andern Stimme williges Gehör; sie war jedoch verständig genug, durch Nachdenken und Vergleichen die Wahrheit zu erkennen, und da die Unschuld immer eine Freundin der Weisheit ist, so folgte sie bald den mütterlichen Rathschlägen der Oberin, und sie war von ihrem fünfzehnten bis zum achtzehnten Jahre von Neuem durch

Fleiß und Frömmigkeit das Vorbild des Hauses. Trotz ihrer Auszeichnung vor allen ihren Mitzöglingen wurde sie doch von allen geliebt, und es machte ihr Glück aus, in ihrer Mitte zu weilen. So einfach, wie die ärmste unter ihnen, benützte sie die reichen Geschenke, die sie immer von ihren Eltern erhielt, dazu, für arme Mädchen im Geheimen die Kosten ihrer Erziehung zu bezahlen. Ihren Lehrerinnen wurde die Aufgabe, sie zu unterrichten, so leicht, daß sie ihnen zum Vergnügen wurde. Genovefa dachte an nichts Anderes, als ihre Zufriedenheit zu erringen, ihnen Freude zu machen und sprechende Beweise von Liebe und Dankbarkeit zu geben. O mit welcher Trauer sah sie die Zeit herannahen, wo sie das Kloster verlassen mußte, mit welchem Schmerze sah sie dem Augenblicke entgegen, der sie in die Welt zurückführen sollte! Jedermann im Kloster theilte mit ihr den Schmerz der Trennung, und viele Thränen flossen, als die Zeit derselben nun wirklich gekommen war.

Drittes Kapitel.

Wie der Künstler sich freut, wenn er sein Werk vollendet und würdig sieht, die Blicke des Kenners auf sich zu ziehen, während er zu gleicher Zeit bedauert, sich von ihm trennen zu müssen, ebenso freute sich die würdige Oberin, als sie ihre junge Pflegetochter mit so herrlichen Tugenden ausgerüstet und befestiget genug in ihnen sah, den Lockungen der Welt Trotz zu bieten, während sie jedoch tiefe Trauer darüber empfand, daß sie nun auf ewig von ihr schied. Genovefa kannte im

Voraus alle Kämpfe, die ihrer in der Welt harrten, sie fürchtete sie und wäre gerne in ihrem friedlichen Kloster geblieben, wo ihre Tage so sanft, ohne Reue über die Vergangenheit und ohne Sorge für die Zukunft hinflossen. Als sie in das Zimmer der Oberin trat, um von ihr Abschied zu nehmen, blieb sie am Eingange desselben stehen, die Kräfte gebrachen ihr, sie bemühte sich, standhaft zu bleiben, aber ihre Augen füllten sich mit Thränen, sie wollte reden, und konnte doch kein Wort hervorbringen.

„Muth, mein Kind, Muth!" rief ihr die Oberin zu; „wir werden uns einst wieder sehen, und ich weiß, du wirst glücklich seyn, denn du warst immer fromm und tugendhaft, und Gott wird dich dafür segnen."

„O meine Mutter, beten Sie für mich!"

Das war alles, was sie zu sprechen vermochte, denn die Stimme versagte ihr. „Beharre im Guten, diene Gott, und du wirst glücklich seyn. Du fürchtest die Welt, und würdest sie gerne meiden, aber die Welt bedarf guter Beispiele, und du wirst ihr deren geben; vielleicht wird dir irgend eine verirrte Seele ihre Rückkehr in den Schafstall verdanken, und dieß allein genügt, um alles ertragen zu können. Lebe wohl, mein theueres Kind, denke bisweilen an uns!"

„O immer, immer!"

Genovefa reiste ab.

Wenn der Leser einen Augenblick lang über die religiösen Gesinnungen nachdenkt, von welchen Genovefa durchdrungen war, Gesinnungen, mit welchen man das Leben nur als ein Mittel betrachtet, in die Ewigkeit zu gelangen, Gesinnungen, in deren Besitz man nur daran denkt, Tugenden auszuüben, Gutes zu thun, so wird er leicht die Schwierigkeiten und Hindernisse einsehen, auf welche Genovefa im elterlichen Hause bei jedem Schritte stoßen mußte. Sie war fest entschlossen, einfach, ohne Gepränge zu leben, allem Stolze und der Eitelkeit des

Reichthums zu entsagen, alle rauschenden Freuden und gefährlichen Vergnügungen zu fliehen, und sie befand sich in einem glänzenden Hause, worin Ueberfluß und alles wohnte, was das Leben nur zu bieten vermag, wo man nur an Genuß dachte, wo jeder Tag ein neues Vergnügen, ein neues Fest herbeiführte. Vielleicht hätte sie den Anforderungen, welche ihre Stellung an sie machte, mehr Widerstand entgegenzusetzen und mit ihren Eltern schwere Kämpfe zu bestehen gehabt, wenn nicht ein Umstand eingetreten wäre, welcher ihre Eltern bestimmte, sie zwar nicht ganz, aber doch großen Theiles nach ihrer Neigung leben zu lassen. Die Ursache dieses nachsichtigen Benehmens von Seite der Eltern werden wir bald vernehmen.

Eduard, der Bruder Genovefa's, besuchte nach seinem Austritte aus dem Collegium die Universität, um die Rechtswissenschaft zu studiren. Er bekümmerte sich, wie es sich nach seinen Begriffen für einen reichen jungen Mann auch nicht anders schickte, eigentlich sehr wenig um das römische, um das Civil- und um das peinliche Recht, desto mehr aber um das schöne und leicht begreifliche Recht, welches jeder junge Mann von zwanzig Jahren besitzt, dessen Börse nicht leer wird, um das Recht nämlich, Vergnügungen nachzujagen und täglich zwölf Stunden zu lachen. Das Studium der Classiker hatte ihn mit den bürgerlichen Einrichtungen der Alten bekannt gemacht und mit Begeisterung für sie erfüllt; Alcibiades und Lucull waren seine Lieblingshelden, seine Vorbilder. Die Philosophie hätte zwar seinem Geiste eine andere, ernstere Richtung geben können, aber zu allem Unglücke für den jungen Mann war sein Professor ein epikureischer Rationalist, so daß Eduard sich mit voller Freiheit seinem Lieblingsstudium widmen konnte. Wie jeder Schüler des Collegiums in Paris, welcher Geist zu besitzen glaubt, beschäftigte er sich auch eifrig mit den Schriftstellern der neuern fran-

zösischen romantischen Schule und machte sich ihre frivolen Lehren eigen. Mit solchen Grundsätzen ausgerüstet vertauschte er das Collegium, wie man denken kann, recht gerne mit dem väterlichen Hause, wo er sich voller Freiheit erfreuen konnte.

Die Folgen einer so liberalen Erziehung blieben nicht aus. Eduard säumte nicht, seine Lieblingsgrundsätze über den Luxus und das Vergnügen so schnell als möglich in's Werk zu setzen, und that es mit solchem Eifer, daß sein Vater sich bald genöthigt sah, seinem edlen Streben ein Ziel zu setzen. Doch eben so leicht hätte er den Lauf der Seine aufhalten können; Ermahnungen, Verweise, Vorstellungen, Warnungen, — nichts fruchtete. Eduard warf das Geld zwar gerade nicht zum Fenster, aber doch zu allen Pforten hinaus, die sich der Freude öffneten, so daß sein Vater eines Tages sich auf die bestimmteste Weise weigerte, die Schulden zu bezahlen, die sein Sohn gemacht hatte, indem er ihm sagte, sein Taschengeld sey so ansehnlich, daß nur ein unsinniger Verschwender nicht damit ausreichen könne, und bedürfe er mehr, so möge er sehen, das Geld auf eine andere Weise als aus der väterlichen Casse zu bekommen. Herr Breton glaubte, die Sache sey abgemacht, aber Eduard hielt sich nicht für geschlagen, nur nahmen seine Bitten nun einen andern Weg, und er überließ seiner Mutter die Sorge, seine Börse zu füllen, eine Aufgabe, deren sich denn auch die treffliche Frau mit bewunderungswürdigem Eifer entledigte.

„Das arme Kind," sagte sie ein über das andere Mal zu ihrem Manne, „soll es denn gar kein Vergnügen haben? Du bist in der That zu streng, lieber Mann; erinnerst du dich denn nicht mehr deiner Jugend?"

„O ja, Madame, aber ich war in meiner Jugend kein Verschwender."

Um Ruhe zu haben, öffnete Herr Breton endlich seine Casse. Madame Breton fand an ihrem Sohne

auch nicht das Geringste zu tadeln; er war liebenswürdig, galant, gewandt, wußte zu sprechen und sich gut zu benehmen, und war immer bereit, seine Mutter in Gesellschaften und an alle Orte zu führen, wohin sein Vater nicht gehen wollte. Er überschreitet wohl bisweilen die Grenzen erlaubter Vergnügungen, dachte sie, aber die Jugend ist ja die Zeit der Freude, und was zu viel ist, wird wohl aufhören, wenn er einmal älter und vernünftiger geworden ist. Und übrigens, Eduard ist ein vollkommener Cavalier, was man natürlich nicht umsonst werden kann.

Doch die Ausbildung ihres Sohnes, wie Madame Breton sie wünschte, kostete mehr, als sie selbst gedacht hatte, und ihr Gatte mußte sehr oft seine Cassa öffnen. Er zankte mit seiner Frau, mit seinem Sohne, aber diese hatten taube Ohren und ließen ihn schreien. Endlich kam es so weit, daß Herr Breton, empört über die Verschwendung seines Sohnes und über die Schwäche seiner Frau, den Tag verwünschte, wo er seinen Sohn Lehrern anvertraut hatte, die seinen Kopf mit Latein angefüllt, aber die Bildung seines Herzens gänzlich vernachlässigt hatten, und an Mittel dachte, der Sache mit einem Male ein Ende zu machen, als die Ankunft Genovefa's seine düstern Gedanken zerstreute.

Anfangs war er mit seiner Tochter keineswegs zufrieden. Die Spöttereien seines Sohnes, das Achselzucken seiner Frau über die Frömmigkeit, welche Genovefa's Benehmen bezeichnete, ihre Andachtsübungen und die Zeichen der Gottesfurcht, welche sie bei allen Gelegenheiten an den Tag legte, machten ihn ärgerlich über sie, und er murrte zwischen den Zähnen:

„Ist es nicht genug, daß ich einen Wüstling zum Sohne habe, muß ich auch noch eine Frömmlerin zur Tochter haben? Ich möchte mich zu Tode ärgern.“

Glücklicherweise dauerte sein Verdruß nicht lange, denn diese sogenannte Frömmlerin war sanft, einfach,

liebevoll, zuvorkommend, und bezeigte ihrem Vater eine aufmerksame Liebe, an die Herr Breton bisher nicht gewöhnt gewesen war, denn seine Frau, welche nur mit einem freundlichen Lächeln im Gesichte in der Welt erschien, schien zu Hause von der Anstrengung, die ihr dieß machen mußte, ausruhen zu wollen, und zeigte ihrem Manne stets eine unfreundliche, verdrießliche Miene. Genovefa wußte die Zwistigkeiten, welche oft in der Familie herrschten, mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit zu schlichten: sie sah, wie wenig die bürgerlichen Gewohnheiten ihres Vaters mit der Prunksucht ihrer Mutter übereinstimmten, sie errieth, was in dem über seine Familienverhältnisse erbitterten Gemüthe desselben vorging, und voll Besorgniß für den künftigen Frieden der Ihrigen bemühte sie sich, das Wohlwollen ihres Vaters zu erlangen, seinen Verdruß zu mildern, und dadurch zugleich gegen die Anforderungen einer Welt, welche sie fürchtete, Schutz und Schirm zu gewinnen. Es wurde ihr nicht sehr schwer, dieses Ziel zu erreichen; Herr Breton wollte nur sich selbst überlassen bleiben, und er dankte bald der Vorsehung, daß sie ihm in seiner Tochter ein so gutes Mittel gegen den Verdruß geschenkt habe, den ihm Frau und Sohn fortwährend machten. Genovefa nahm ihn bald nach ihrem Eintritte in das elterliche Haus so sehr für sich ein, und entschädigte ihn so vollkommen für alles Andere, was er in Paris vermißte, daß das Leben neuen Reiz für ihn gewann. „Mein Vater," sagte Genovefa gleich in den ersten Tagen nach ihrer Zurückkunft, „möchtest du wohl so gütig seyn, mich Paris kennen zu lehren und an alle Orte zu führen, wo irgend eine Merkwürdigkeit zu sehen ist?"

„Recht gerne, mein Kind, aber deine Mutter hat die Pferde diesen Nachmittag nöthig."

„O wir wollen gehen, wenn dich dieß nicht zu sehr ermüdet."

„Mit Freuden! Es geschieht ohnehin so selten, daß ich bald den Gebrauch meiner Füße verlernt haben werde. Mein Gott, welch ein Leben ist dieß!“ fügte er bei, indem er sich seufzend der Ketten erinnerte, die ihn fesselten.

„Nun, wenn du willst, mein Vater,“ fuhr Genovefa schmeichelnd fort, „wollen wir Paris in seinem ganzen Umfange kennen lernen und zwar zu Fuße! Wir wollen sogleich den Anfang machen, wenn es dir recht ist.“

„Aber du bist ja noch im Hauskleide, und bis ihr Weiber angekleidet seyd —“

„O ich bin im Augenblicke fertig.“ Damit sprang sie freudig fort und kam in wenigen Minuten mit Hut und Tuch zurück. Sie zogen nun plaudernd und lachend durch die Straßen von Paris, und Herrn Breton war in der Gesellschaft seiner Tochter wohler, als es ihm jemals in der zahlreichen Umgebung geworden war, in der er sich sonst immer befand. Wenn sie vor irgend einem historischen Denkmale stehen blieben, um es genauer zu besehen, so wußte Genovefa dessen Ursprung und Geschichte zu erzählen, und sie war es dann, welche sprach, erklärte und ihren Vater belehrte, während sie sich den Anschein gab, als wolle sie sich belehren lassen, so daß Herr Breton von den Kenntnissen seiner Tochter eine hohe Meinung erhielt und zugleich die edlen Eigenschaften ihres Herzens kennen und schätzen lernte. Am Abende kehrte man mit dem Vorsatze zurück, am andern Tage den Spaziergang fortzusetzen. Herr Breton speiste mit vortrefflichem Appetite, was ihm seit lange nicht mehr begegnet war, und seine Laune wurde heiter, was bisher noch weniger der Fall gewesen. Nach dem Mittagsmahle öffnete Genovefa das Piano.

„Ich muß dir doch zeigen, lieber Vater,“ sagte sie, „welche Fortschritte ich in der Musik gemacht habe.“

„Du bist also auch musikalisch?“ fragte Herr Breton,

indem er sich, um zuzuhören, behaglich in einen Lehnstuhl streckte.

„Ein wenig, wie du sehen wirst."

Genovefa spielte und sang abwechslungsweise mit Geschmack und Sicherheit, und zwar nicht um damit zu glänzen, sondern natürlich, wie der Vogel auf dem Zweige, und ihr Vater war so vergnügt, daß er, als ihn seine Frau aufforderte, sie in die Oper zu begleiten, versagend erwiederte:

„Eduard mag mit dir gehen. Geh mir mit der Oper! sie betäubt mir den Kopf, und da meine Tochter musikalisch ist, so will ich Musik in meinem Hause hören; dieß ist viel bequemer für mich. Fahre fort, Genovefa, fahre fort!"

Als Madame Breton zurückkehrte, sagte er zu ihr: „Sieh, ich huste heute nicht, wie dieß immer der Fall ist, wenn ich mich der kalten Luft der Mitternacht ausgesetzt habe. Ich bleibe künftig zu Hause, schone meine Gesundheit und lebe auf diese Weise wenigstens um 10 Jahre länger. Du mußt Genovefa einmal hören, sie ist eine Virtuosin."

„Vater, du spottest!"

„Gewiß nicht, ich verstehe mich darauf; zu meiner Zeit spielte ich nicht übel die Violine. Ich muß meine Violine doch wieder hervorsuchen; wir geben dann ein kleines Concert im Hause."

„Wo denkest du hin? Willst du dich lächerlich machen?" sagte Madame Breton.

„Es macht mir nun einmal Vergnügen, mag man mich auslachen, was thut es? Es ist Zeit, daß —"

Genovefa fürchtete, das Gespräch möchte eine unangenehme Wendung nehmen, und suchte es daher auf einen andern Gegenstand zu lenken, was ihr auch vollkommen gelang.

Auf diese Weise verging die Woche, und der Sonntag kam. Als Genovefa sah, daß Niemand Anstalt

machte, in die Kirche zu gehen, sagte sie zu ihrem Vater:

„Wollen wir nicht in die Messe gehen?"

„Wie, in die Messe?" rief ihr Vater, „was denkst du? Zwar — hm, doch deine Mutter ist noch nicht aufgestanden, indessen —"

„Möchtest du mich nicht begleiten?"

„Ich?"

„Eine stille Messe dauert ja kaum eine halbe Stunde; wenn es dir nicht zu viel Mühe machte —"

„Mühe? O nein!"

„Ich hole nur schnell mein Gebetbuch und bin sogleich wieder da."

„Hm," sagte Herr Breton für sich, „das Mädchen hat mir eine Lehre gegeben; aber sie hat Recht — — selbst die Wilden haben ja ihre Götter. Mein Sohn, dieser Taugenichts, denkt nicht an die Kirche; zwischen ihm und meiner Tochter welcher Unterschied! Ich will das arme Kind in die Messe führen, Gott segne es; mein Leben wird mir wieder lieb, seitdem sie um mich ist."

Er nahm Genovefa's Arm und führte sie in die Kirche. Als er hier seine Tochter mit gesenkten Blicken auf den Knieen liegen und in die tiefste Andacht versunken sah, fühlte er sich bis in's Innerste gerührt; er schämte sich, daß er nicht zu beten verstehe, und sagte zu sich selbst:

„Ja es muß einen Gott geben, damit er diesen Engel segne."

So viele Erfolge, welche Genovefa erlangte, konnten nicht ohne Kämpfe errungen werden, und Genovefa's Benehmen fand viele heftige Gegner. Eines Tages kamen Madame und Fräulein Delcour und Eugen Lancy, vertraute Freunde des Hauses, zum Besuche. Obwohl erstere ein nicht beträchtliches Vermögen besaß, so war sie doch eine Dame der großen Welt, indem ihr Mann eine wichtige Stelle in einem Ministerium inne hatte.

Sie hatte Madame Breton kennen gelernt, als diese nach Paris kam, ein inniges Freundschaftsbündniß mit ihr geschlossen, und war ihre Lehrmeisterin in allem gewesen, was man unerläßlich bedarf, um in der hohen Gesellschaft eine Rolle zu spielen. Obwohl Madame Delcour von Natur aus zuvorkommend und gefällig war, so war sie es hier doch nicht ohne Nebenabsicht; zuerst wollte sie ihrem Manne die wichtige Freundschaft eines Deputirten verschaffen, und dann hatte Herr Breton einen Sohn und sie eine Tochter, für welche jener eine sehr annehmbare Parthie war. Fräulein Delcour besaß eine blendende Außenseite, und war zwar schön, einnehmend, geistreich, im besten Geschmacke gekleidet, kurz, hinreißend; nur war sie selbst am meisten von sich eingenommen, sie hielt sich für ein Wesen seltener, höherer Art und lebte nur in einer idealen Romanenwelt, um so mehr, da sie einige wissenschaftliche Kenntnisse besaß und sich auch mit Dichtkunst beschäftigte. Trotz diesen Vorzügen allen zeigten sich aber ihre zahlreichen Anbeter, die sich bei Bällen und Festen um ihre Hand stritten, gegen ihre Eltern sehr zurückhaltend. Man schien es gar nicht zu wagen, nach einer so königlichen Hand zu streben, im Grunde aber hielt man Fräulein Delcour für zu arm im Verhältnisse mit so viel Glanz und Aufwand.

Eugen Lancy war ein reicher, artiger, ehrgeiziger junger Mann, welcher eine der einträglichsten Stellen eines Wechselagenten gekauft hatte, in der Absicht, sein ohnehin schon sehr bedeutendes Vermögen noch mehr zu vergrößern, um mit ihm später in der Welt eine große Rolle zu spielen.

„Wie befinden Sie sich, meine Liebe?" sagte Madame Delcour beim Eintreten; „Sie kommen vom Lande? Wie oft habe ich an Sie gedacht! Ah sieh da, Ihre Fräulein Tochter! In der That, sie ist allerliebst. Ich

hoffe, beide junge Mädchen werden es machen wie ihre Mütter und einander von Herzen lieben."

Die beiden Mädchen begrüßten einander; Genovefa that es mit Schüchternheit, Fräulein Delcour mit Sicherheit und der Miene einer Beschützerin. Die Unterhaltung hatte Stadtneuigkeiten, Bälle, Theater 2c. zum Gegenstande, und Madame Delcour sagte bei dieser Gelegenheit:

„Am nächsten Donnerstage beginnen die Abendunterhaltungen in meinem Hause, und wir zählen auf Sie, Madame Breton, und auf Ihre Fräulein Tochter."

„Wir rechnen es uns zur Ehre, bei Ihnen erscheinen zu dürfen. Meine Tochter tritt zum ersten Male in die große Welt, und der Ball, zu welchem Sie sie einladen, wird der erste seyn, welchem sie beiwohnt."

„Ich preise mich glücklich, daß sie bei mir zum ersten Male auftritt."

Während beide Mütter das Gespräch auf diese Weise fortsetzten, wechselten Lancy und die jungen Mädchen einige Worte.

„Sie waren noch niemals auf einem Balle?" fragte Fräulein Delcour Genovefa.

„Noch niemals."

„Wie sind Sie zu beklagen! Ein Ball ist eine so poetische Unterhaltung."

„Finden Sie dieß?"

„Gewiß! Ohne Bälle wäre das Leben einförmig zum Verzweifeln. Wir Frauenzimmer sind von den Geschäften der Welt ausgeschlossen und können unsern Einfluß nur bei Festen ausüben; auf diesen aber sind wir Königinnen, und wie könnten wir also ohne Bälle bestehen?"

„Aber," sagte Genovefa, „man könnte ja arbeiten, lesen und — —"

„Stricken? nicht wahr?" entgegnete Fräulein Delcour lächelnd. Die kleine Person ist nicht sehr geist-

reich, dachte sie, und sah ihre Mutter mit einem ungeduldigen Blicke an.

Die Damen erhoben sich und nahmen Abschied.

„Liebe Mutter," sagte Genovefa, als sie wieder allein waren, „wenn es dir recht wäre, würde ich lieber nicht auf den Ball gehen."

„Und warum meine Tochter?"

„Ich — ich liebe das Vergnügen eines Balles nicht."

„Kindereien! Du wirst mitgehen; bald wirst du von keinem mehr zurückbleiben wollen."

„O fürchten Sie das nicht!"

„Sey ruhig; ein junges Mädchen ist niemals in Gefahr, wenn es sich an der Seite ihrer Mutter befindet."

„Ich glaube dieß wohl, aber —"

„Kein „aber" mehr! Es wäre lächerlich, würde ich ohne dich kommen. Es bleibt dabei, am Donnerstage also! Wir wollen jetzt Toilette machen. — Ein sonderbares Kind!"

Viertes Kapitel.

Thut man denn Böses, wenn man auf den Ball geht? Diese Frage stellt man sich heut zu Tage nicht leicht, und sie möchte den meisten Mädchen ziemlich sonderbar vorkommen. Da übrigens keine Regel ohne Ausnahme ist, so gibt es gewiß eine gewisse Classe von Leuten, oder um besser zu sprechen, eine Zahl von Leuten aller Classen, welche Bälle als ein für junge Leute

gefährliches Vergnügen betrachten, weil sie ihre ohnehin schon ziemlich lebhaften Leidenschaften in Aufregung bringen. Ein Ball ist gefährlich für junge Leute, weil er ihnen die jungfräuliche Unschuld und edle Einfachheit raubt, — Eigenschaften, die, einmal verschwunden, nicht wieder zu erlangen sind und durch nichts ersetzt werden können; gefährlich für Familien, weil er den Mann oft seine Pflicht und die Frau die Bewahrung ihrer Tugend vergessen macht; gefährlich für die Gesellschaft endlich, weil er sie entnervt und an weichliche, schwächende Vergnügungen gewöhnt.

Genovefa war in ihrem Institute auf die Gefahren aufmerksam gemacht worden, welche mit dem Besuch der Bälle mehr oder weniger verbunden sind, und sie zitterte bei dem Gedanken, daß sie nun einen besuchen sollte. Ihre Furcht war keineswegs die kindische eines jungen Mädchens, die etwas fürchtet, was sie nicht kennt, welche besorgt, sich schüchtern und linkisch zu benehmen, nein, sie war sich der Ursache ihrer Furcht klar bewußt, sie besorgte, Gefallen an dieser Art von Vergnügen zu finden und es lieben zu lernen. Sie hielt die Gefahr des Balles für so groß, daß sie den festen Entschluß faßte, nicht zu tanzen, wenn sie auch gezwungen werden sollte, ihn zu besuchen.

Für jeden möglichen Fall mußte sie an ihre Toilette denken, und diese machte ihr neue Schwierigkeiten. Zum größten Aerger ihrer Mutter wollte sie sich ein Kleid machen lassen, welches sie bis an den Hals bedeckte. Vergebens bemerkte ihr jene, daß ein solches Kleid nicht modern sey, und daß sie sich lächerlich machen werde; Genovefa bestand darauf, und ihre Mutter gab scheinbar nach. Die Kleidermacherin hatte aber ihre geheimen Befehle erhalten, und als das Kleid gebracht und anprobirt wurde, war es auf eine Art gemacht, daß Genovefa sich weigerte, in ihm auf dem Balle zu erscheinen.

„Ich bedauere," sagte sie kalt zur Näherin; „in diesem Kleide gehe ich nicht zu Madame Delcour, und Sie können es nur wieder mitnehmen."

„Aber, mein Fräulein, die ganze vornehme Welt trägt solche Kleider; es steht Ihnen zum Entzücken, nicht wahr, Madame?"

„Ich versichere dich, Genovefa, daß es dich herrlich kleidet; du darfst deiner Mutter glauben."

„Sie werden mich nicht zwingen, liebe Mutter."

Genovefa sprach diese Worte mit einer so flehenden Stimme, indem sie auf das Wort „zwingen" einen starken Nachdruck legte, daß Madame Breton sogleich erwiederte:

„Zwingen? dich zwingen? Wofür hältst du mich? Du hast deine Freiheit, liebes Kind; ich sage dir nur, daß ein Kleid, nach deiner Angabe gemacht, Aufsehen erregen und dich dem Gespötte aussetzen wird."

Genovefa traten Thränen in die Augen, aber sie blieb fest und sagte zur Näherin:

„Sie werden mir also morgen ein Kleid bringen, wie ich es bestellt habe."

„Es ist unmöglich, Ihnen bis zu der Zeit des Balles noch ein anderes Kleid zu machen, und dieses kleidet Sie so gut."

„In diesem Falle lasse ich mir das Kleid von einer andern Schneiderin machen oder bleibe zu Hause."

„Von einer andern Schneiderin? Oder gar zu Hause bleiben? Nein, dieß darf nicht seyn, und sollte ich die ganze Nacht arbeiten müssen."

Genovefa war am Abende des Balltages einfach und bescheiden gekleidet; ein weißes Kleid, eine Blume in ihrem blonden Haare, Bescheidenheit in ihren sanften Mienen, ihre achtzehn Jahre, alles dieß verlieh ihr einen Schmuck, der einen weit größern Werth besitzt, als jeder andere, den die Hilfsmittel der Kunst zu bereiten ver-

mögen. Sie begab sich nun in den Saal, wo ihre Eltern und Eduard auf sie warteten.

„Bravo, liebe Schwester," rief ihr Eduard entgegen, welcher ganz erstaunt über die Schönheit seiner Schwester war, „du bist ja herrlich gekleidet."

Madame Breton hielt den Ausruf ihres Sohnes für Ironie und sagte schnell:

„Sieh doch, lieber Mann, wie sonderbar Genovefa gekleidet ist, ihr Anzug würde einer Betschwester Ehre machen."

„Ich weiß nicht, was du damit sagen willst, aber ich finde Genovefa sehr gut gekleidet."

„Du verstehst freilich nichts vom weiblichen Anzuge, lieber Mann, aber hast du wohl jemals gesehen, daß man sich in einen Sack steckt, wenn man auf den Ball geht?"

„Ich sehe nicht, daß Genovefa in einem Sacke steckt. Sie ist gekleidet, wie es sich für ein junges Mädchen schickt, und ich freue mich darüber. Es ist wahrlich eine Schande, wie die meisten Mädchen heut zu Tage angezogen sind, mit unbedeckten Achseln und bloßem Nacken und Armen sehen sie aus, wie die Tänzerinnen der Oper, und nun noch ihr Benehmen! Anstatt sittsam die Augen niederzuschlagen, werfen sie die Blicke unbescheiden im Kreise der Männer umher und —"

„Sparen Sie Ihren Eifer, Herr Gemahl, man kann Ihnen nicht mehr zuhören."

„Es thut mir leid, wenn meine Sprache dir unangenehm ist, aber sie paßt zur Sache, und es ist wahrlich nicht meine Schuld, wenn sie dir mißfällt."

„Zu welchem Zwecke sagen Sie dieß?"

„Ich sage dieß für jene unglücklichen Mütter, welche selbst in ihren Töchtern jedes Gefühl von Scham ersticken."

Madame Breton schwieg; sie hatte seit lange die Gewohnheit angenommen, ihrem Manne nicht offen die

Stirne zu bieten, denn sie wußte, daß er nicht zum Ende kam, wenn er einmal begonnen hatte.

Der vorfahrende Wagen hinderte überdieß die Fortsetzung des Gespräches; sie stiegen ein und befanden sich bald am Hause des Herrn Delcour.

Die Ankunft der Familie Breton machte Sensation in dem Saale. Da Herr Delcour regelmäßige Abendgesellschaften gab, so kannten alle Gäste einander, und es war ein nicht unwichtiges Ereigniß, daß dieses Mal ein junges Mädchen, die Tochter eines Deputirten, welcher Millionär war, zum ersten Male in der Gesellschaft auftrat. Die gewöhnlichen Gäste, denen Fräulein Emilie Delcour Genovefa auf eine ziemlich boshafte Weise als ein Mädchen geschildert hatte, deren Sitten die der Provinz und des Klosters wären, sahen ihrem Erscheinen mit Ungeduld entgegen. Alle Blicke waren auf Genovefa gerichtet, als sie eintrat, und Jedermann erstaunte über ihre natürliche Anmuth, ihre ungezwungene Haltung und die geschmackvolle Einfachheit ihres Anzuges, so daß sie von den anwesenden Männern einstimmig als die schönste Blüthe des Damenkranzes erkannt wurde, welcher den Salon der Madame Delcour füllte. Man darf sich hierüber nicht wundern, denn wenn wir der natürlichen Regung unseres Innern folgen, so ziehen wir immer die Einfachheit der Ueberladung und Uebertreibung vor, wie wir allen künstlichen Blumen, so schön sie immer seyn mögen, die einfachste natürliche Blume vorziehen, welche sich am Fuße einer Hecke unter dem Grase verbirgt. Genovefa bildete den vollkommensten Contrast gegen diese Schaaren gezierter, mit Putz überladener, anspruchsvoller, coquetter Weiber und Mädchen, die eine desto größere Geistesarmuth an den Tag legten, je mehr sie sich bemühten, um jeden Preis geistreich zu scheinen.

Die Familie Breton fand sich sogleich von allen jungen Männern umringt, welche sich beeilten, die Damen

ehrfurchtsvoll zu begrüßen. Unter den ersten befand sich Eugen Lancy, der in dem Tone der guten Gesellschaft, den er völlig in seiner Gewalt hatte, Genovefa bat, ihm den ersten Contretanz zu gewähren. Diese erröthete, stammelte ein Wort, das sie nicht vollenden konnte, dann neigte sie verwirrt den Kopf und brachte ein „Ja" mit einer so schwachen und leisen Stimme hervor, daß Lancy es mehr errathen mußte als verstehen konnte. Kaum hatte sie das Wort ausgesprochen, als sie traurig und nachdenkend wurde, indem sie sich seufzend ihres Vorsatzes erinnerte, nicht zu tanzen.

Man hat wahrlich Recht, dachte sie, wenn man behauptet, es koste nur den ersten Schritt, und ich habe in der lächerlichen Furcht, lächerlich zu werden, diesen Schritt gethan. O heilige Jungfrau! habe Mitleiden mit mir, verlasse mich nicht mitten unter den Gefahren dieser Welt, die mir Schrecken einflößt.

Die Musik gab das Zeichen zum Beginnen des Tanzes, und Lancy kam, ihr den Arm zu bieten. Sie konnte nicht mehr zurück und folgte ihrem Tänzer. Bald riß die Aufregung des Tanzes und die schöne Musik sie hin, und sie tanzte leicht und anmuthig, wie ein spielendes Kind, das sich mit Vergnügen dem Eindrucke der Freude hingibt. Nur beunruhigte sie, daß Aller Blicke auf sie gerichtet waren.

„Mein Fräulein," sagte Lancy in einem Augenblicke der Ruhe, „man sollte nicht glauben, daß Sie eben aus dem Kloster kommen und heute zum ersten Male in der großen Welt auftreten."

„Sie sind allzu nachsichtig, mein Herr!" erwiederte Genovefa mit einem Tone der Stimme, welcher hinlänglich anzeigte, daß sie den Werth eines Complimentes zu schätzen wisse.

„Uebrigens," fuhr Lancy fort, welcher ihre Gedanken errieth und sogleich einlenkte, „übrigens wäre zu

wünschen, jedes junge Mädchen brächte so vielen Geschmack und so große Bescheidenheit mit in solche Zirkel."

„O mein Herr," antwortete Genovefa, wenn die übrigen Damen sie hörten, hätten sie alle Ursache, sich über Sie zu beklagen."

„Gewiß, mein Fräulein, die Welt wäre dann weniger gefährlich, und diese Versammlungen würden nur mehr zur angenehmen Erholung von der Anstrengung des Tages dienen. Alle Uebertreibung ist schädlich, — sind Sie nicht auch meiner Meinung?"

„Gewiß! — Sie lieben also, wie es scheint, die große Welt nicht?"

„Um die Wahrheit zu sagen, nein! Ich muß sie aber besuchen, und dieses „muß" ist eben nicht die angenehmste Seite meiner Stellung. Ich würde ein ruhiges von der Unruhe und den Intriguen der großen Gesellschaft fernes Leben, das friedliche Familienglück, die sanften Freuden des Landlebens bei weitem vorziehen, wenn ich frei über mich gebieten könnte; aber die Welt macht uns leider zu Sclaven."

Das sentimentale Gespräch wurde durch das Ende des Contretanzes unterbrochen, und Lancy führte Genovefa auf ihren Platz zurück.

Sie ist nicht ohne Geist, dachte Lancy, als er sich entfernte, aber ich habe mich auch nicht ungeschickt benommen, während Genovefa bei sich sagte: Herr Lancy scheint bessere Grundsätze zu haben, als ich dachte.

Inzwischen drängten sich alle junge Männer zu Fräulein Breton, um einen Tanz von ihr zu erhalten, und sie sah sich ganz gegen ihren Entschluß gezwungen, den ganzen Abend zu tanzen. Sie litt jedoch viel dabei; nicht jeder ihrer Tänzer besaß den Verstand und die Bescheidenheit Lancy's, und die faden Schmeicheleien, deren Gegenstand sie fortwährend war, erregten ihr Widerwillen. So oft sie von einem Tanze zurückkehrte, dachte sie auf Mittel, sich den ferneren zu entziehen,

aber es gelang ihr nicht. Seufzend folgte sie jedem neuen Tänzer, denn wenn die Unterhaltung, die man mit ihr führte, noch so bescheiden und schuldlos war, so erregte sie doch in Genovefa's reinem Gemüthe eine Menge Bedenklichkeiten, denn die Gespräche ihrer Tänzer hatten im günstigsten Falle boshafte Bemerkungen über diese oder jene Person der Gesellschaft, oder eben nicht liebevolle Anekdoten zum Gegenstande, und das arme Kind dachte:

Gewiß sind dieß Verleumdungen, die größtentheils dem Versuche, geistreich und interessant unterhalten zu wollen, ihre Entstehung verdanken; ich wenigstens halte alle diese Personen, von denen man mir eine üble Meinung beizubringen suchte, für weit besser, als sie mir geschildert wurden.

Fräulein Delcour betrachtete die Siege, welche Genovefa ganz unabsichtlich errang, nicht mit gleichgültigem Auge; es machte ihr großen Verdruß, daß man ihr ein junges Mädchen vorzog, welches sie, ihr Vermögen abgerechnet, für nicht besonders beachtenswerth hielt. Mehrmals schleuderte sie feindselige Blicke gegen sie, welche sie jedoch unter einem scheinbar freundlichen Lächeln zu verbergen suchte. Sie konnte sich es nicht versagen, das Gefühl des Triumphes, von welchem sie Genovefa berauscht glaubte, einigermaßen zu stören; sie näherte sich ihr, während man vom Tanze etwas ausruhte, ergriff ihre Hand und sagte freundlich:

„Da wir die Freundschaft theilen sollen, liebe Genovefa, welche unsere Mütter aneinander knüpft, so werden Sie mir wohl gestatten wollen, auch als Freundin zu Ihnen sprechen, nicht wahr?“

„O sprechen Sie, Sie machen mir großes Vergnügen dadurch.“

„Nun wohl; wer hat Sie denn so gekleidet? Wissen Sie wohl, daß Jedermann — verzeihen Sie

mir den Ausdruck — über ihren Anzug lacht? Es ist wohl ohne Zweifel ihr Klosteranzug?"

„Nein, dieser Anzug ist meine eigene Wahl."

„Das sollte man nicht glauben. Sie wissen also nicht, wie man sich zu einem Balle kleidet? Aber Ihre Mutter hätte es Ihnen wenigstens sagen sollen; — sehen Sie doch, wie wir alle gekleidet sind."

„Verzeihen Sie, ich wußte wohl, wie man sich gewöhnlich kleidet, wenn man einen Ball besucht, aber ich wollte nicht in einem solchen Anzuge erscheinen, weil er mir eben nicht sehr — schicklich zu seyn scheint."

Fräulein Delcour konnte ein Lächeln über Genovefa's naive Unschuld, wie sie ihr Benehmen bei sich selbst nannte, nicht unterdrücken und sagte:

„Fürwahr, liebes Kind, Sie sind einzig, wirklich einzig; aber erlauben Sie, daß ich Ihnen einen freundschaftlichen Rath ertheile. Sie hätten diese kleinlichen Bedenklichkeiten im Kloster lassen, und, da Sie einmal die große Welt betreten haben, auch die Sitten derselben annehmen sollen. Sie werden es auch künftig thun, liebe Freundin, nicht wahr, Sie werden es thun? denn es sollte mich schmerzen, Sie noch ferner dem Gespötte ausgesetzt zu sehen."

Nach diesen Worten entfernte sich Emilie und erzählte lächelnd den übrigen Damen, Genovefa finde ihren Anzug unschicklich, was viele derselben gegen diese erbitterte. Was Genovefa betrifft, so betrachtete sie die mit der freundlichsten Miene vorgebrachten spöttischen Aeußerungen Emiliens für eine Art von Ausgleichung und Abbüßung der Triumphe, welche sie errang, und die ihr Gewissen beunruhigt hatten.

Während dieses Abends fanden sich Lancy und Eduard einmal zufällig in einer Fensternische, und zwischen beiden entspann sich folgendes Gespräch:

„In der That, lieber Eduard," fing Lancy an, „Ihre Schwester ist sehr liebenswürdig."

„Nicht wahr, sie ist hübsch? Man macht ihr auch allgemein den Hof. Uebrigens glaube ich, daß alle diese jungen Männer, welche sie umschwärmen, ihr Auge nicht weniger auf meiner Schwester Mitgift werfen, welche in der That auch nicht übel ist."

„Ich glaube, die Triumphe, welche sie feiert, gelten nur ihrer Person. Mich wenigstens werden Sie nicht im Verdachte haben, daß ich von eigennützigen Absichten und Berechnungen geleitet werde, wenn ich sage, daß Ihre Schwester die Perle aller Mädchen von ganz Paris ist."

„Ich glaube nicht, daß sich das gute Kind viel daraus macht; ja sie weiß nicht einmal etwas davon. Aber fürwahr, Lancy, ich wundere mich, Sie, der sich gegen die Damen sonst so wegwerfend benimmt, von den Vorzügen meiner Schwester begeistert zu finden."

„Ich sage nur, was ich denke."

„Nun, warum bewerben Sie sich nicht um sie? Sie wird immer gegen 600,000 Francs erhalten, eine schöne Summe, — nicht wahr? — mit welcher meine Schwester immerhin wird Ansprüche auf Eheglück machen können. Aber sollten Sie es glauben, während mein Vater den vierten Theil seines Vermögens geben würde, Genovefa glücklich verheirathet zu sehen, versagt er mir ein Bankbillet von 1000 Francs. So sind die Menschen! Ich beneide meine Schwester gewiß nicht, aber ist dieses Benehmen meines Vaters gerecht?"

„Sie haben in der Tiefe meines Herzens gelesen, Eduard, ich kann es nicht verhehlen; ja ich will um Ihre Schwester werben, und wenn ich so glücklich seyn werde, Ihrer Eltern Zustimmung zu erhalten, so sollen Sie sich nicht mehr über die Strenge Ihres Vaters zu beklagen haben."

„Ihre Offenheit entzückt mich, Lancy, und sollte ich etwas zur Erfüllung Ihrer Wünsche beitragen können, so werde ich es mit Vergnügen thun, unter der

Bedingung jedoch, daß wir nur das Glück Genovefa's im Auge haben."

„Wir wollen Brüder seyn, Eduard; ich kann nicht mehr sagen."

Die beiden Freunde drückten einander herzlich die Hand. Die Abendunterhaltung war zu Ende, und die Familie Breton begab sich nach Hause. Es war drei Uhr Morgens, als sich Genovefa allein in ihrem Zimmer befand. Müde und abgespannt fiel sie auf die Kniee nieder und vergoß einen Strom von Thränen. Warum weinte sie aber? Sie wußte es selbst nicht; es war ihr, als sey sie einer großen Gefahr entronnen, und sie fühlte das Bedürfniß, zu beten. Mit Schrecken empfand sie jedoch eine ungewohnte Leere in ihrem Innern; tausend abenteuerliche Erscheinungen gingen vor ihren Blicken vorüber, und sie glaubte, noch immer die Töne der Musik und das Geräusch der Stimmen aus der Ferne zu hören. Es gelang ihrem festen Willen jedoch bald, diese nichtigen Erinnerungen zu verscheuchen, und sie betete nun mit der Glut eines Engels. Aber die ganze Nacht brachte sie in unruhigen Träumen zu, und am Morgen fühlte sie sich an allen Gliedern abgeschlagen und krank. Sie konnte den ganzen Tag hindurch und auch am darauf folgenden Morgen nicht aufstehen; eine unbeschreibliche Traurigkeit drückte sie nieder, denn sie sah sich trotz allen Widerstrebens unwiderstehlich der Welt preisgegeben, die sie so sehr fürchtete. Wird sie den Verführungen und Anlockungen derselben auch immer widerstehen können, und hatte sie ihnen denn bisher widerstanden? Hatte sie alle ihre Worte, die sie auf dem Balle gesprochen, hatte sie ihr ganzes Benehmen, das sie dort beobachtet, vorher genau überlegt? Die Complimente und Lobeserhebungen, die sie dort geerntet, waren ihr zwar sehr abgeschmackt vorgekommen, und doch waren sie nicht ohne Eindruck auf sie geblieben; und was war aus ihrem Entschlusse geworden,

nicht zu tanzen? Sie wagte nicht, an alle diese Dinge zu denken, so schwach und strafbar erschien sie sich selbst. Von heute an öffnete sich ihr eine ganz neue Zukunft, eine schmerzliche Zukunft voll Streit und Kampf, denn es ist weit leichter, den Freuden der Welt ganz zu entsagen, als ihren entnervenden Eindrücken zu widerstehen. Wenn sie nur Jemanden gehabt hätte, dem sie sich vertrauen, dem sie den ganzen Zwiespalt entdecken könnte, der sich in ihrem Innern erhoben hatte; aber sie hatte Niemanden, selbst in ihrer Familie Niemanden, dem sie ihr Herz mit Vertrauen hätte öffnen können. Gott allein also, dachte sie, kann ich mich anvertrauen.

Da kam ihr plötzlich der Gedanke in den Sinn, an Pater Ambros zu schreiben.

Fünftes Kapitel.

Die Erinnerung an Pater Ambros brachte Ruhe in ihr Herz zurück; bei ihm fand sie gewiß die Hilfe, deren sie bedurfte; er konnte ihr gewiß die besten Mittel angeben, wie sie die Schwierigkeiten, die sie auf ihrem Wege fand, am Besten überwinden könnte. Pater Ambros würde ihr ohne Rückhalt sagen, wie sie den Auforderungen, welche ihre Familie und ihre Lage an sie machten, genügen könnte, ohne andererseits ihr besseres Seyn und die Ruhe ihres Gewissens in Gefahr zu bringen. Sie war fest entschlossen, das zu thun, was er ihr sagen und rathen würde, denn er kannte die Welt und sie selbst, und wie heilig und weise war er! Warum war es ihr nicht früher und besonders vor

jener Abendgesellschaft eingefallen, an ihn zu schreiben! Gewiß wäre sie dann der Unruhe und der Sorge, die sie jetzt drückten, enthoben gewesen.

Sobald sie nun von der vorübergehenden Unpäßlichkeit wieder hergestellt war, die eine Folge der Ermüdung vom Balle war, schrieb sie an Pater Ambros. Sie setzte ihn von der mißlichen Lage in Kenntniß, in der sie sich inmitten einer Familie befand, die gewöhnt war, alle Freuden zu genießen, welche die Welt bieten konnte. Durfte sie wenigstens äußerlich daran Theil nehmen? Wenn sie aber durch diese Theilnahme dem Willen ihrer Eltern genügte, so war doch die mit ihr verbundene Gefahr nicht zu verkennen; denn die Vergnügungen der Welt, wenn man sie bei ruhiger Betrachtung auch für eitel und abgeschmackt halten muß, werden gleichwohl gefährlich, wenn man sich ihnen hingibt. Sollte sie sich nun weigern, an ihnen Theil zu nehmen? Dadurch brachte sie aber ihre ganze Familie gegen sich auf und setzte sich tausend unangenehmen Auftritten aus; denn wenn sie auch die Erlaubniß erhielt, Gesellschaften außer dem Hause nicht besuchen zu dürfen, so fand sie ja doch die große Welt auch in ihrem eigenen Hause. Was sollte sie nun thun, und was sollte aus ihr werden? Sie hatte zwar an dem Widerwillen ihres Vaters gegen rauschende Freuden eine schwache Stütze, aber leider besaß ihr Vater keine Religion, und da ihre Mutter einen ganz entgegengesetzten Geschmack und einen beharrlicheren Willen besaß, so geschah alles, was sie wollte. Genovefa schloß den Brief an Pater Ambros in einen an die Oberin bei. „Meine Mutter,“ schrieb sie dieser, „noch kaum ist ein Monat verflossen, daß ich Sie verlassen habe, und seitdem ist kein Tag vergangen, an welchem ich nicht mit schmerzlicher Sehnsucht Ihrer gedacht hätte, denn die Lage, in welcher ich mich im Hause meiner Eltern befinde, ist peinlicher, als ich es befürchtet habe. Ich

fühle mich zwar glücklich, an der Seite meiner Eltern leben zu dürfen, aber ich kann dieses Glück nicht so genießen, wie ich es wünschte. Wir gehören hier uns nicht selbst, sondern nur unsern Freunden und Bekannten an. O diese Besuche, diese Gesellschaften, diese Zusammenkünfte haben nur leichtfertige, eitle Freuden zum Zwecke, und zwar gefährliche Freuden, so daß man sich zuletzt an Körper und Geist erschöpft fühlt, ohne etwas Gutes, ohne etwas für sich oder für Gott gethan zu haben. Beten Sie für mich, theuere Mutter, und lassen Sie alle Schwestern für mich beten; ich habe es niemals mehr bedurft, als jetzt, wo ich von Gefahren aller Art umringt und dennoch zu schwach bin, ihnen kräftigen Widerstand entgegenzusetzen. Den ganzen Umfang meiner Leiden werden Sie aus dem Briefe kennen lernen, den ich an Pater Ambros schrieb; Sie werden mich beklagen, ich bin dessen gewiß, und mir — ich rechne darauf — Muth und Trost zusprechen. Leben Sie wohl, theuere Mutter, ich war niemals glücklicher, Ihnen diesen Namen geben zu dürfen."

Nachdem Genovefa diese Briefe geschrieben hatte, fühlte sie sich von einer großen Last befreit, und Freude kehrte in ihr Herz und auf ihr Gesicht zurück. Herr Breton merkte dieß sogleich und war sehr erfreut darüber, denn er war während der Unpäßlichkeit seiner Tochter sehr besorgt um sie gewesen. Als er sich an diesem Tage im Zimmer seiner Tochter befand und diese zu schlummern schien, sagte er zu seiner Frau mit leiser Stimme:

„Ich besorge, die Gesundheit des Mädchens ist nicht sehr kräftig. Der Aufenthalt in Paris scheint ihr nicht besser zu bekommen, als vor sechs Jahren. Ihre zahl- und endelosen Abendgesellschaften werden Sie noch tödten, denn sie bedarf einer ruhigen und regelmäßigen Lebensweise, reiner Landluft und — —"

Herr Breton hielt seufzend ein, als wenn er hätte sagen wollen:

Und sie nicht allein, sondern auch ich bedarf dieser Ruhe, dieser Regelmäßigkeit.

„Du übertreibst immer," erwiederte Madame Breton unwillig. „Ich gebe zu, daß Genovefa's Gesundheit nicht sehr kräftig ist, aber ist dieß ein Grund für sie, das Leben einer Einsiedlerin zu führen? Wenn die Abendgesellschaften sie zu sehr anstrengen, so soll sie nur jene besuchen, von welchen sie sich durchaus nicht lossagen kann, und auch von diesen kann sie sich in deiner Gesellschaft frühzeitig zurückziehen. Eduard begleitet mich nach Hause, und wir sind dann alle zufrieden gestellt. Ist das nicht vernünftig?"

Herr Breton antwortete nicht; er hatte den Kopf auf die Brust gesenkt; er dachte mit Wehmuth an die Vergangenheit zurück und klagte sich der Schwäche an, daß er nicht männlich eine Lebensweise aufgab, die ihm von Tag zu Tag lästiger wurde. Genovefa hatte das ganze Gespräch gehört, und war entschlossen, die Erlaubniß zu benützen, die ihre Mutter ihr gegeben.

Die Unpäßlichkeit Genovefa's veranlaßte zahlreiche Besuche, und Lancy war einer derjenigen, die sich am Fleißigsten einfanden. Seit einiger Zeit hatten er und Eduard ein inniges Freundschaftsbündniß geschlossen, was ihm Gelegenheit gab, Madame Breton den Hof zu machen. Wie man sieht, benahm sich Lancy nach allen Regeln der Kunst: er wünschte Fräulein Breton zur Gattin, und um zu seinem Ziele zu gelangen, schien ihm die Gunst der Mutter vor allem nöthig. Eduard hatte seinem Freunde dienstfertig den Weg gebahnt, und als seine Mutter ihm einst ihre Unzufriedenheit über Genovefa vertraute und ihm mit Verdruß klagte, daß sie ihr so wenig ähnlich sey, sagte Eduard:

„Nun wohl! Man muß Genovefa verheirathen."

„Man muß zwar heute oder morgen daran denken,

aber dieß fordert Ueberlegung, denn die Verheirathung eines Mädchens ist eine wichtige Sache für ihre Mutter, und der Charakter Genovefa's macht die Sache um so wichtiger."

„Bah!" erwiederte Eduard, „ihr Mann wird sie schon bilden; und ich wette, was Sie wollen, wenn Sie Genovefa Lancy geben, so wird er sie bald ihren Träumereien entzogen haben. Lancy ist reich, gebildet und überhaupt ein ausgezeichneter junger Mann."

„Glaubst du, Lancy habe eine Absicht dieser Art?"

„Es könnte wohl seyn. Uebrigens hat Genovefa eine ansehnliche Mitgift zu erwarten, sie ist hübsch, und was die Vorurtheile betrifft, die sie aus dem Kloster mitgebracht hat, so dürfen Sie darüber ganz ruhig seyn; Eugen ist ganz der Mann dazu, ihren Geist wieder in Ordnung zu bringen."

„Lancy wäre eine sehr annehmbare Parthie, das ist wahr; nun wir wollen sehen."

„Wissen Sie auch, liebe Mutter," fuhr Eduard fort, „daß mein Vater immer härter gegen mich wird? Ich kann nichts mehr von ihm erhalten, und ich habe gerade ein paar Gläubiger zu befriedigen, die mich ungemein quälen. Ich weiß mir nicht zu helfen."

„Dein Vater ist in diesem Augenblicke sehr übler Laune, und also jetzt nichts von ihm zu erhalten."

„Wenn es von mir abhinge, die Bursche warten zu lassen, es würde gewiß geschehen, aber sie haben Wechsel von mir in Händen."

„Du mußt noch Geduld von ihnen zu erlangen suchen, Eduard, denn ich muß Zeit gewinnen, deinen Vater günstig für dich zu stimmen. Wann wirst du doch einmal vernünftig werden!"

„Bin ich es denn nicht, ich, der seiner Schwester einen Mann zu schaffen bemüht ist?"

Lancy erfuhr von Eduard den Inhalt dieses Gespräches und unterließ nicht, sich in der Gunst der

Madame Breton immer mehr festzusetzen. Uebrigens schienen sich dieser Verbindung durchaus keine Hindernisse in den Weg zu legen: Lancy wünschte sie, um seine ohnehin schon glänzende Lage noch mehr zu befestigen, und Madame Breton hielt Lancy vollkommen für den Mann, der ihre Tochter — freilich von dem ihr eigenen Gesichtspunkte aus betrachtet — glücklich machen könnte.

Genovefa empfing die mit Ungeduld erwarteten Briefe aus ihrem theuern Kloster, und las sie in der Einsamkeit ihres Zimmers mit frommer Aufmerksamkeit. Wir wollen sie mit ihr lesen und mit dem Briefe des Pater Ambros beginnen.

„Ich habe nicht nöthig," schrieb er, „Ihnen, mein Kind, die Gefahren der sogenannten Freuden der Welt zu zeigen, denn Sie begreifen sie so gut, daß Sie nach einem passenden Mittel Verlangen tragen, welches Ihre Absicht, sie zu fliehen, erleichtert. Und doch kann ich Ihrem Wunsche nur auf unvollkommene Weise genügen. Sie befinden sich in einer Familie, in welcher diese Freuden, welche die Religion tadelt und verbietet, gleichsam tägliche Gewohnheiten und auf gewisse Weise natürlich sind; um sie daher ganz zu fliehen, müßten Sie das elterliche Haus ganz verlassen. Die Anwendung dieses gewaltsamen Mittels kann aber nur in sehr seltenen Fällen angerathen werden, und die Lage, in welcher Sie sich befinden, so schwierig sie auch seyn mag, erlaubt nicht, dieses äußerste Mittel zu gebrauchen. Sie müssen daher zu jenen einfachen und gewöhnlichen Mitteln Ihre Zuflucht nehmen, welche Gott immer in die Hände derjenigen legt, die seine Barmherzigkeit prüfen will. Thun Sie daher alles, was von Ihnen abhängt, um die allzu zahlreichen Gelegenheiten zu den Weltfreuden, von welchen sie umgeben sind, zu vermeiden, und Sie werden durch die thatsächliche Ausübung aller christlichen Tugenden Ihren Zweck erreichen. Seyen Sie

gütig gegen alle, mit denen Sie zusammentreffen, unterwürfig und aufmerksam gegen Ihre Eltern, freundlich gegen Fremde, nachsichtig gegen Ihre Untergebenen, barmherzig gegen die Armen, und man wird Ihnen bald Ihre religiösen Gesinnungen nachsehen, man wird selbe achten, und vermeiden, sie zu verletzen. Nur müssen Sie Ihre Gesinnungen offen und ohne falsche Scham an den Tag legen, denn so ungläubig und zum Spotte geneigt die Welt auch ist, sie wagt nicht, über eine Ueberzeugung zu spotten, die sich als wahr und aufrichtig bewährt. Auf diese Weise wird man Ihre Ueberzeugungen nicht anzutasten wagen.

„Wir haben nun noch über jene Gelegenheiten zu sprechen, denen Sie im Schooße Ihrer Familie ausgesetzt sind. In Bezug auf diese müssen Sie sich besonders stark und standhaft beweisen, denn diese Gelegenheiten stellen sich unter dem äußern Anscheine der Pflicht dar, und oft ereignet es sich, daß wir das, was wir nur aus Gehorsam oder Nachgiebigkeit zu thun glauben, uns selbst unbewußt für uns selbst und unser Vergnügen thun. Setzen Sie daher mit ebenso großer Sanftmuth und Festigkeit den ganzen Widerstand entgegen, der nur immer mit der Achtung vereinbar ist, den Sie Ihren Eltern schuldig sind; erinnern Sie sich besonders daran, daß dieser Widerstand nicht allein bei einzelnen Veranlassungen stattfinden, sondern durch das ganze vorhergehende Benehmen vorbereitet seyn muß. Wenn Sie die leichtfertigen Freuden verachten, welche das unerläßliche Erbtheil jedes Reichen zu seyn scheinen, wenn Sie sich mit nützlichen und ernsthaften Arbeiten beschäftigen, wenn sie Ihre Aufmerksamkeit auf die tausend in jedem Hauswesen vorkommenden Einzelnheiten richten, wenn Sie sich endlich nothwendigen Beschäftigungen und ernsten Studien widmen, so wird man sich aus dem Gefühle einer geheimen Scham, dessen sich jener nicht erwehren kann, der einem ernsten, nützlich beschäftigten

Geiste ein leichtfertiges Vergnügen vorschlägt, oft scheuen, Sie mit sich fortzureißen.

„Dadurch werden Sie auch einen großen Einfluß auf Ihre Eltern erhalten. Diese werden Sie zu Rathe ziehen, Ihre Meinung vernehmen, Ihre Bemerkungen werden Geltung und Beachtung finden. Man wird nicht wagen, Sie wie ein Kind zu behandeln, und da es oft an triftigen Gründen gebricht, Sie zu überreden, so wird man Ihre Grundsätze und Gesinnungen achten, um nicht über die eigenen erröthen zu müssen. Machen Sie sich endlich durch zarte Aufmerksamkeit, durch liebevollen Beistand, durch eine unbeschränkte Hingebung bei Ihren Eltern beliebt und diese werden Ihren Wünschen kein Widerstreben entgegensetzen.

„Trotz allem diesen werden Sie noch oft genug diesen Festen beiwohnen müssen, in welchen das Vergnügen als Köder für die Leidenschaften ausgeworfen wird; da Sie aber gewöhnt sind, Ihre Zeit auf eine nützlichere und edlere Weise zu verwenden, so werden Sie die auf eine so elende Weise verlorenen Stunden beklagen nnd die ganze Nichtigkeit dieser leichtfertigen Freuden tief empfinden. Vielleicht werden diese auch trotz allem Widerstreben auf Ihre Sinne Eindruck machen, Ihr Herz in Bewegung setzen und Ihren Geist verblenden; — o dann kehren Sie in sich selbst ein, sondern Sie sich einen Augenblick von dieser bethörten Welt ab, denken Sie ernstlich an die Würde, an die Pflichten einer christlichen Seele, und Sie werden diese Freuden verabscheuen, welche dem Anscheine nach so kindisch, in der Wirklichkeit aber so gefährlich sind und mit so großen Kosten erkauft werden müssen; Sie werden diese Männer, diese Frauen, die in Genußsucht, Eigenliebe und Eitelkeit miteinander wetteifern, bemitleiden, — diese Männer, die sonst so herrschsüchtig, stolz, geistlos und nun aus Berechnung für einen Augenblick sanft, unterwürfig, zärtlich und liebenswürdig sind, diese Frauen,

welche ihre Würde als Jungfrauen, Gattinnen und Mütter vergessend hier nur versammelt zu seyn scheinen, um durch einen schamlosen Anzug sündhafte Gedanken zu erwecken, — ja Sie werden sie bemitleiden, denn sie kennen die schreckliche Verantwortlichkeit nicht, die sie auf diese Weise auf ihr Haupt laden.

„Denken Sie ferner an jene Tausende von Unglücklichen, welche vor Kälte zitternd und vom Hunger gepeinigt bleich und schwach in ihrer düsteren und kalten Kammer weinen, während die lieblichste Musik Ihr Ohr entzückt, die ausgesuchtesten Leckerbissen Ihren Gaumen kitzeln, und Gold, Diamanten und Blumen Ihre Stirne schmücken. Was haben übrigens die Lieblinge, die Bevorzugten des Glückes vor jenen Unglücklichen voraus? Sie sind trotz ihres Stolzes sterblich wie jene; der Reichthum ward ihnen nur gegeben, damit sie Gelegenheit zur Ausübung der Tugend fänden, damit sie ihren Ueberfluß mit ihren armen Brüdern theilen.

„Sie sind endlich eine Christin, meine theuerste Tochter; denken Sie also mitten unter diesen thörichten Freuden, unter diesen selbstsüchtigen Vergnügungen an jenen Augenblick, wo der Tod Sie den eitlen Täuschungen dieser Welt entreißt, und Sie allein und von allem irdischen Prunke entkleidet vor Gott erscheinen müssen. O in diesem verhängnißvollen Augenblicke bereut man die Stunden, die man für die Welt verloren, dann erfreut man sich der Opfer, die man für den Himmel gebracht hat.“

Nachdem Genovefa diesen Brief gelesen, blieb sie längere Zeit in Nachdenken über den Inhalt desselben versunken; hierauf öffnete sie jenen der Oberin, worin sie nur einige wenige mit zitternder Hand geschriebene Zeilen fand.

„Mein Kind,“ las sie, „ich schreibe dir auf dem Krankenbette und kann daher nur wenige Worte an dich richten. Pater Ambros wird aber nichts vergessen,

was dir in deiner Lage zu wissen nöthig ist. Während du muthig im Kampfe mit der Welt und ihren Anlockungen begriffen bist, will ich Gott bitten, er möge dir Standhaftigkeit und seine Gnade verleihen, damit du als Siegerin ruhmvoll aus diesem Kampfe hervorgehst."

Wir lassen Genovefa über diese Briefe, die ihr so theuer waren, nachdenken und kehren zu Herrn Breton zurück, welchen wir ebenfalls über einen Brief, den er so eben empfangen, in ernsten Betrachtungen versunken finden.

„Hm," sagte er, indem er sich in einen Lehnsessel warf und den Brief erbrach, „ich kenne diese Schrift nicht; der Brief ist wahrscheinlich von irgend Jemand, der meine Fürsprache als Deputirter in Anspruch nimmt. — Doch was soll das heißen?"

Mit diesen Worten griff er, seinen Augen nicht trauend, nach seiner Brille, um den Brief besser lesen zu können.

„Mein Herr!" las er, „wir sind es unserm Charakter und unserm Gewissen schuldig, Sie in Kenntniß zu setzen, daß Ihr Sohn durch zwei gerichtliche, rechtskräftige Entscheidungen verurtheilt worden ist, uns 20,000 Francs, die wir ihm geliehen, nebst Zinsen und Gerichtskosten zu bezahlen. Die hohe Stellung, welche Sie einnehmen, hat uns veranlaßt, diesen Schritt zu thun, damit Sie jene Maßregeln treffen mögen, welche Sie im Interesse und zur Ehre Ihrer Familie für nöthig erachten." (Folgten die Unterschriften.)

Herr Breton ließ den Brief mit einer heftigen Bewegung von Erstaunen und Zorn auf seinen Schreibtisch fallen, nahm ihn dann wieder, betrachtete die Adresse von Neuem und las ihn abermals. Es war kein Irrthum, es war sein Sohn, von dem darin die Rede war. Er stand auf, stieß mit Heftigkeit seinen Lehnstuhl zu-

rück und schritt in heftiger Aufwallung mit großen Schritten im Zimmer auf und ab.

„Zwanzigtausend Francs," rief er aus, „ich soll 20,000 Francs bezahlen für diesen Taugenichts, für diesen — und zwar in vierundzwanzig Stunden! Nein, nein! ein= für allemal, ich bezahle nichts für ihn; ich bin es müde, für diesen nichtswürdigen Burschen ferner mehr etwas zu bezahlen. Ich habe es mir dreißig Jahre lang sauer werden lassen und mein Vermögen auf eine mühsame Weise erworben, und nun kommt so ein Thunichtgut von Sohn, der keine andere Sorge zu haben scheint, als mir Unehre zu machen, mich durch seine Thorheiten und seine Ausschweifungen zu Grunde zu richten, und das Geld, das ich im Schweiße meines Angesichtes gewonnen, so schnell als möglich wieder zu verprassen! Nein, nein, tausend Mal nein! — Siehe zu, wie du dich aus der Schlinge ziehst, Herr Sohn, deine Ausschweifungen haben mein Herz für dich verschlossen, gehe in's Gefängniß oder wohin du immer willst, ich werde mir keine Sorge darum machen. Mögen diese Wucherer, die dir so großen Credit gegeben, sehen, wie sie ihr Geld bekommen; ich bezahle nichts. „Ihre hohe Stellung," sagen Sie, „veranlaßt uns, — im Interesse und zur Ehre Ihrer Familie — —" Meine Ehre ist da fürwahr in guten Händen! — Aber Gott verzeihe mir! die Elenden haben Recht, ich bin in ihren Händen, und ich glaube schon in allen Journalen die schönen Worte zu lesen: „Man versichert, daß der Sohn des Deputirten, Herrn Breton, Schulden halber in's Gefängniß wandern mußte." Und dann die Bemerkungen des Publikums, und die theils falschen, theils ironischen Beileidsbezeigungen meiner Collegen, die mir von allen Seiten zuflüstern: „Haben Sie die Journale gelesen? Wissen Sie, was man spricht? Sie werden doch diese Verleumdungen nicht auf sich lasten lassen, denn es sind doch nur Verleumdungen, nicht

wahr?" — Sie ist eine wahre Höllenlage, diese Lage, in der ich mich befinde! Soll ich nun bezahlen, diesen Verschwender durch Schwäche zu neuen Verschwendungen ermuthigen und morgen die nämliche Geschichte erleben, die sich dann ohne Maß und ohne Ende immer wiederholen wird? Nein, Breton, zeige keine Schwäche! Ja ich will thun, was unumgänglich geschehen muß, und sollte der Name Breton mit mir absterben."

Indem er die letzten Worte sprach, zog er so gewaltsam die Klingel, daß Madame Breton, Genovefa und ein Diener gleichzeitig in's Zimmer stürzten.

„Aber was gibt es denn? Bist du unwohl geworden?" rief Madame Breton.

„Unwohl? Ja und nein! Joseph, sage meinem Sohne, er möge zu mir kommen."

„Du hast mich durch die Heftigkeit, mit der du die Klingel gezogen, sehr erschreckt. Ich glaubte, es sey etwas Außerordentliches vorgefallen; ist dieß nicht der Fall?"

„O es ist nichts vorgefallen," erwiederte Herr Breton ironisch, indem er seine heftigen Schritte durch das Zimmer fortsetzte, „gar nichts; denn es ist ja nicht der Rede werth, wenn ein Sohn das Vermögen seines Vaters verschwendet. Worüber soll ich mich also beklagen? Es ist ja nur eine Kleinigkeit, eine wahre Kleinigkeit!"

„Wenn Sie sich näher erklärten, so wüßte man doch wenigstens, was man von Ihrem sonderbaren Benehmen denken muß."

„Madame, ich habe nicht nach Ihnen geschickt, da Sie aber nun einmal anwesend sind, so werden Sie mir einen Gefallen thun, wenn Sie hier bleiben; Sie werden nicht überflüssig seyn. Haben Sie nur einen Augenblick Geduld, und Sie werden erfahren, was Sie zu denken haben; — ich hoffe es wenigstens."

„Sie sprechen sehr geheimnißvoll, Herr Gemahl.

Ich hoffe übrigens, daß Sie vor diesem Kinde keinen ärgerlichen Auftritt veranlassen werden."

„Besorgen Sie nichts; wenn ich aber Jemanden eine Lehre gebe, so können auch Sie Vortheil daraus ziehen. Sollten Sie aber vielleicht glauben, ich müsse Handschuhe anziehen, um einen elenden Taugenichts zurecht zu weisen, so irren Sie."

„Aber wen meinen Sie denn?"

Das Eintreten Eduards überhob Herrn Breton der Antwort.

Sechstes Kapitel.

Eduard trat ein, in einen prächtigen Schlafrock gehüllt, mit der unbesorgten und abgespannten Miene eines Menschen, der die Nacht in Lust und Freude zugebracht hat, und nicht daran denkt, daß man den Tag besser als mit Schlafen zubringen könne; er lächelte allen freundlich zu und erkundigte sich nachlässig nach dem wichtigen Grunde, aus welchem man ihn so früh aufgeweckt habe. Er bemerkte wohl, daß sich sein Vater in einem Zustande großer Aufregung befinde, und fragte seine Mutter mit leiser Stimme:

„Was hat er denn schon so früh?"

Madame Breton zuckte mit den Achseln und sagte bei sich: Nun wir werden ja die Auflösung des Räthsels hören.

Eduard warf sich nachlässig in einen Lehnstuhl und sagte:

„Sie haben mich rufen lassen, mein Vater; was verlangen Sie?“

Der Anblick seines Sohnes hatte den Zorn des Herrn Breton wieder auf's Neue angefacht, aber er wußte nicht, wie er ihn sollte ausbrechen lassen. Er hatte beschlossen, sich zu mäßigen, denn die Erinnerung seiner Frau an Genovefa's Anwesenheit hatte nicht verfehlt, Eindruck auf ihn zu machen, und er wollte dem Ausdrucke seines Zornes nicht volle Gewalt lassen, aber als er Eduards ganz gemüthliches und unbekümmertes Benehmen bemerkte, konnte er sich nicht mehr zurückhalten; er nahm den Brief von seinem Schreibtische, reichte ihn seinem Sohne, und sagte mit schlecht verhehltem Grimme zu ihm:

„Die Schreiber dieses Briefes verlangen etwas von dir, nicht ich; siehe zu, wie du sie befriedigest. Ich mische mich nicht in deine Thorheiten.“

Eduard durchlief den Brief, erröthete, und sprach, indem er Kaltblütigkeit zu erheucheln suchte:

„Ich werde diese unverschämten Bursche Höflichkeit lehren.“

„Du würdest besser thun, sie zu bezahlen.“

„Sie haben vielleicht Recht, mein Vater, aber ich bekenne, daß mich diese Spitzbuben für den Augenblick in Verlegenheit setzen, und wenn Sie mir helfen und mir diese Summe vorstrecken wollten, so würden Sie mir einen wahren Dienst erweisen.“

„Ja, ich habe beschlossen, dir einen Dienst zu erweisen, einen wahren Dienst, und zwar, dich der Gerechtigkeit und dem Gefängnisse zu überlassen, bis wieder Vernunft in dein Gehirn zurückgekehrt seyn wird.“

„Sie sind heute aufgelegt, zu scherzen, mein Vater, aber —“

„Zu scherzen? Du glaubst also, ich scherze?“ rief Herr Breton, mit schrecklicher Stimme, indem er mit convulsivisch über der Brust gekreuzten Armen dicht vor

seinen Sohn trat; „für Scherz hieltest du also alle Lehren und Drohungen, die du nun bereits seit drei Jahren von mir hörtest? Du hast also allen Verdruß und den Aerger, den mir die Gewißheit, einen Nichtswürdigen zum Sohne zu besitzen, verursachte, die Scham über deine ärgerliche Aufführung, die Zwietracht in meinem Hause, und alles, was ich deinetwegen gelitten, nur für Scherz gehalten? Und du wagst es, Unglücklicher, mir dieß in's Gesicht zu sagen? Weißt du wohl, daß ich dich als einen Taugenichts zum Hause hinauswerfen lassen sollte?“

Dabei ergriff er seinen Sohn bei den Armen und schüttelte ihn heftig.

„Mein Vater, mein Vater!“ schrie Eduard mit drohender Stimme, indem er sich aufrichtete.

„Im Namen des Himmels, was willst du thun?“ schrie auch Madame Breton, indem sie sich zwischen beide stürzte.

„Mein Vater, haben Sie Mitleiden mit uns!“ flehte Genovefa.

„Laßt mich! Laßt mich!“ rief Herr Breton außer sich, „ich sage euch, es ist Zeit, daß ich Gerechtigkeit übe! Oder vielmehr, ihr habt Recht, ich würde meine Hände besudeln, wenn ich den Burschen nach Verdienst züchtigen wollte. Geduld! Geduld! der Elende wird bald an dem Orte seyn, wohin er gehört. Ja, ja, lächle nur, Unverschämter, du hast in der That Ursache dazu. Es ist wahrhaft eine Schande, einen Burschen deines Alters in sein Gesicht und seine Gestalt wie ein eitles Weib verliebt zu sehen, zu sehen, wie er vom Morgen bis zum Abend allen eckelhaften Thorheiten der Mode huldigt, wie er seinen Geist nur zu dem Zwecke anstrengt, sich wie eine Puppe zu kleiden, Schauspielerinnen zu unterhalten, oder für die vier Eisen eines Pferdes zu sorgen, und für alle diese eines Mannes [illegible]en Ausgaben Summen mit vollen Händen weg-

wirft, von welchen 20 Familien leben könnten! Aber Geduld, nur Geduld! Ich lasse mich nicht zu Grunde richten; ich kenne den Preis des Geldes; ich, der den größten Theil seines Lebens unter Mühe und Sorge daran wandte, es zu verdienen, und da du es zum Fenster hinauszuwerfen für gut fandest, so magst du nun auch sehen, wer dich vom Gefängnisse befreit."

„Mein Sohn in's Gefängniß!" rief Madame Breton, „ist es möglich?"

„Stellen Sie diese Frage an seine Gläubiger, die ihn verfolgen."

„Beruhigen Sie sich, liebe Mutter, ich bin noch nicht im Gefängnisse, und wehe dem, der es wagt, mich zu berühren!"

„Geh, geh, spiele nicht den Tapfern; zwei Gendarmen und ein Gerichtsdiener sind hinreichend, dich dorthin zu bringen. Könnte ich dich mit einem Sou davon loskaufen, ich würde es nicht thun, nein nicht mit einem Sou, denn du bist auch diesen nicht werth."

„Andere Leute werden großmüthiger seyn," entgegnete Eduard, mit einem angenommenen zuversichtlichen Tone, den aber die Blässe seines Gesichtes und das Zittern seiner Hände Lügen strafte.

„Niemand, Nichtswürdiger, Niemand wird so viel für dich geben; wer dir leiht, wirft sein Geld weg."

„Mein Vater!"

„Du wirst nun ein herrliches Leben führen," sagte Herr Breton mit einem ironischen Lächeln, „du brauchst nicht zu arbeiten und wirst Kost und Wohnung umsonst erhalten."

„Ich wiederhole Ihnen, mir eher den Kopf zu zerschmettern, als zu dulden, daß Jemand Hand an mich lege!" rief Eduard mit Wuth im Blicke und drohender Geberde.

„Du bist zu feige dazu, tausend Mal zu feige."

„Zu feige? zu feige? das wollen wir sehen!"

Mit diesen Worten stürzte Eduard fort, indem er heftig die Thüre hinter sich zuwarf.

„Aber du treibst das Kind auf's Aeußerste!" sagte Madame Breton.

„Und glaubst du denn, daß ich mich glücklich dabei fühle? Aber so bist du, du hast nur Augen für diesen Taugenichts, du hast ihn verdorben, indem du ihm alles nachgesehen, alles bewilligt hast. Seine Trägheit entschuldigtest du mit seiner schwachen Gesundheit, seine ärgsten Dummheiten nanntest du entzückende Scherze, seine Verschwendung Großmuth, seine Laster Flüchtigkeit der Jugend, und auf diese Weise ist dein Sohn der liederlichste Bursche geworden, den Paris nur aufzuweisen vermag. Und nun beklagst du dich noch! Er ist dein Werk, und fürwahr ein herrliches Werk!"

„Niemand ist, wie es scheint, vor deiner üblen Laune in Sicherheit."

„Du hast Ursache, dich zu beklagen! Alles, was ich mir vorzuwerfen habe, ist, daß meine Vorwürfe unzeitig sind und zu spät kommen. Ich hätte freilich schon vor zehn Jahren so sprechen sollen; nun ist alles verloren, und ich habe meine Ruhe, meine Gesundheit und meine Familie durch diese Saumseligkeit verloren. Verwirrung und Unehre herrschen in meinem Hause, und ich kann mich ihrer nur entledigen, wenn ich meinen Sohn opfere. O schreckliches, schreckliches Schicksal! und Sie, Madame, Sie haben mir es bereitet!"

„Wie ungerecht Sie sind!" erwiederte Madame Breton; „was haben Sie mir denn vorzuwerfen? Mein Ruf kann nicht angetastet werden, verstehen Sie! Was Eduard betrifft, so war seine Erziehung nicht meine Sache!"

„Ah, Sie nehmen die Sache von dieser Seite, und halten mich also für einfältig genug, um nicht einzusehen, welche lächerliche Rolle Sie mich schon seit so langer Zeit spielen lassen. Haben nicht Sie mich einem

ehrenhaften Geschäfte und meinen friedlichen Gewohnheiten entrissen? Haben nicht Sie mich veranlaßt, meine mir so lieb gewordene Provinz, meine Verwandten, mein Haus zu verlassen? Haben nicht Sie tausend Künste angewandt, mich zu überreden, nach einer Stelle zu streben, die meinem ganzen Wesen so wenig zusagt? Und warum, großer Gott, haben Sie dieß alles gethan? Um Ihrer Eitelkeit zu genügen, um Ihr unbegrenztes Verlangen nach Luxus und Vergnügen zu stillen, um in einigen Salons für eine wichtige Frau zu gelten und auf Kosten Ihres Gatten, seiner Würde und seines gesunden Menschenverstandes mit Geist und Charakter zu prunken! Aber ich bin dieses Treibens nun müde, ich will wenigstens ruhig sterben und erkläre Ihnen hiemit, daß ich entschlossen bin, dieser prunkvollen Lebensweise zu entsagen und Paris zu verlassen. Ich schäme mich meiner Provinz nicht, verstehen Sie? Mag Ihnen dieser mein Entschluß gefallen oder nicht, dieß ist mir gleichgültig, ich werde wieder ein Bewohner der Provinz, wie ich es früher war; Sie mögen bleiben oder mitreisen, wie Sie es für gut finden."

„Haben Sie meine Geduld nun genug auf die Probe gestellt?" rief Madame Breton in höchster Erbitterung, indem sie Genovefa zurückstieß, welche sie mit aufgehobenen Händen und Thränen in den Augen bat, nachzugeben. „Glauben Sie denn, es gibt viele Frauen, welche so wie ich die Unbilden und Gewaltthätigkeit ihrer Männer ertragen würden? Ich gebe Ihnen daher Ihre Worte wieder zurück: Bleiben Sie oder reisen Sie, wie Sie es für gut finden. Sie verdienen es nicht anders, und eine andere Frau würde — —"

„Wollen wir uns frei erklären! Sie lieben das Geräusch, ich die Ruhe, Sie den Luxus, die Verschwendung, ich die Einfachheit und Sparsamkeit, Sie Paris, ich das Land; Sie vergöttern Ihren Sohn, ich liebe meine Tochter; diese Gegensätze führen uns ganz ver-

schiedene Wege. Bleiben Sie also mit Eduard hier, ich reise mit Genovefa; verstehen Sie mich?"

„Sie scheinen eine Trennung zu sehr zu wünschen, als daß ich Ihnen widerstreben dürfte," antwortete Madame Breton mit Stolz, und verließ das Zimmer.

Genovefa hatte dieser Scene in schmerzlicher Angst beigewohnt; als sie nun aber dieses traurige Ende sah, stürzte sie ihrem Vater zu Füßen und stammelte unter fallenden Thränen die Worte:

„Mein Vater, geliebter Vater! lassen Sie ab von diesem schrecklichen Entschlusse, um Gottes willen haben Sie Mitleiden mit Ihrem Kinde! Ich beschwöre Sie, trennen Sie Ihre Tochter nicht von ihrer Mutter und machen Sie sie nicht zur Waise! Nein, nein, ich könnte mich niemals zufrieden geben, ich kann mich nicht theilen zwischen meinen Eltern, ich kann meine Mutter nicht verlassen, ebenso wenig aber Sie. Es ist meine Pflicht, Sie beide zu lieben; wird der Tod uns nicht ohnehin bald genug trennen? — Sie vergießen Thränen, mein Vater, Sie sind gerührt, — o erhören Sie das Flehen Ihres Kindes!"

Sie konnte nicht fortfahren; Schluchzen erstickte ihre Stimme, ihre Thränen flossen auf seine Hände. Herr Breton fühlte sich gerührt, war aber noch zu aufgebracht, als daß er sich sogleich ergeben hätte.

„Gehe, mein Kind," sagte er endlich, „lasse mir einige Augenblicke Ruhe, ich muß überlegen."

„Haben Sie Mitleiden mit mir," erwiederte Genovefa mit gefalteten Händen, indem sie sich entfernte, „und setzen Sie mich nicht in die schreckliche Nothwendigkeit, zwischen einem Vater und einer Mutter wählen zu müssen."

Diese letzten Worte erschütterten Herrn Breton, denn es war nicht gewiß, daß im Falle einer Trennung Genovefa ihm folgen würde, und dieser Gedanke trug

nicht wenig dazu bei, seine Erbitterung zu heben und ihm versöhnliche Gedanken einzuflößen.

Genovefa hatte sich in das Zimmer ihrer Mutter begeben. Sie fand selbe mit verhülltem Gesichte auf dem Sopha sitzen, sie näherte sich ihr, ergriff ihre Hände, bemühte sich, ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, und ihr Worte der Zärtlichkeit und der Beruhigung zuzuflüstern. Madame Breton antwortete ihr in höchster Erbitterung; sie war auf's Höchste beleidigt. Sie habe sich, sagte sie, für ihre Familie aufgeopfert und werde nun auf eine unwürdige Weise verkannt; sie habe alles gethan, um ihr eine ehrenvolle Stellung zu verschaffen, und werde nun für ihre Sorge so schlecht belohnt; man wisse nicht, in ihre Gedanken einzugehen, man mache ihr die Standhaftigkeit, mit der sie zu Werke gehe, zum Vorwurfe, weil sich der Geschmack ihres Gatten nicht über das Gemeine, Gewöhnliche zu erheben wisse. Sie wolle aber nun ihre undankbare Familie verlassen, weil man sie auf's Aeußerste treibe, und man werde bald sehen, wohin man ohne sie gelange.

Wir gaben unsern Leserinnen hier nur den gedrängten Inhalt der Klagen, welche Madame Breton in tausend Worten ausstieß. Gleichwohl war sie im Innern mit ihrem Entschlusse nicht so sehr im Reinen, als sie zu seyn versicherte, und indem sie sich das Ansehen gab, als stoße sie das Flehen ihrer Tochter zurück, war sie dennoch über den Versuch derselben, die Vermittlerin zu machen, im Grunde nicht ungehalten. Madame Breton hing trotz ihrer großen Vorliebe zur Welt dennoch mit Zärtlichkeit an ihrer Familie, diese wollte und konnte sie nicht ersticken, und im Nothfalle war sie bereit, Zugeständnisse zu machen. Sie sah außerdem wohl ein, daß die Trennung von ihrem Gatten außer dem Aufsehen, das sie erregen würde, die angenehme Lage, in welcher sie sich jetzt befand, unfehlbar zerstören müsse, — ein weiterer Grund, sich nicht

zu übereilen und lieber ihrem Gatten nachzugeben. Andererseits mußte sie jedoch auch ihre Würde behaupten, ihre Eigenliebe schonen, und beleidigter Stolz ist nur zu gerne zur Empörung geneigt. Genovefa leitete nur ein Gefühl, die Liebe zu ihren Eltern, und nur ein Gedanke, die Einigkeit derselben, als zu dem Glücke der ganzen Familie unerläßlich nothwendig, — ein Gefühl und ein Gedanke, mit denen sie mit solcher Kraft auf ihre Mutter zu wirken wußte, daß diese gerührt nur einen Vorwand suchte, um einen ehrenvollen Frieden schließen zu können.

Während dem zeigte ein Diener an, daß das Frühstück aufgetragen sey. Madame Breton widerstand nur schwach, als ihre Tochter sie bat, dem Frühstücke beizuwohnen. Als sie in den Speisesaal traten, befand sich ihr Vater noch nicht dort.

„Du siehst," sagte ihre Mutter, „wie wenig dein Vater zum Frieden geneigt ist."

„Ich will ihn suchen," erwiederte Genovefa, „aber ich bitte dich, bleibe hier und erwarte uns."

Sie begab sich in das Cabinet ihres Vaters und sagte zu ihm:

„Man erwartet dich beim Frühstücke, lieber Vater."

„Man soll für mich in meinem Cabinete decken."

„O thue dieß nicht, mein Vater, es ist Jemand im Speisezimmer, der dich erwartet."

Herr Breton schien überrascht, denn er erwartete nicht, daß seine Frau den ersten Schritt zur Aussöhnung thun werde.

„O komm, lieber Vater, und gib uns, indem du verzeihest, Glück und Frieden wieder."

„Du weißt nicht was du verlangst, denn in wenigen Tagen würde sich die Scene erneuern."

Genovefa nahm ihren Vater beim Arm und zog ihn sanft in den Speisesaal. Herr Breton gab nach. Sein Zorn war verflogen, denn auch er hatte die Folgen

einer Trennung überlegt und schauderte vor den Opfern zurück, die sie ihm auferlegen würde. Seine Familie war ihm, wie er bei der Prüfung seines Innern gefunden hatte, trotz dem Verdrusse, den ihm seine Frau und sein Sohn schon gemacht, theuerer als er gedacht hatte, und der Gedanke, sie auf immer verlassen zu sollen, war ihm unerträglich. Konnte er denn nicht mit einem festen Willen und ununterbrochener Aufmerksamkeit die Ordnung in seinem Hause wieder herstellen, und, wenn Genovefa ihn unterstützte, noch in Mitte der Seinigen ein glückliches und ruhiges Leben zu führen, anstatt, wenn er auf seinem feindlichen Entschlusse bestand, Tagen voll Bitterkeit und Langweile entgegensehen zu müssen?

Trotz diesen friedlichen und versöhnlichen Gedanken zeigte Herr Breton beim Eintritte in den Speisesaal eine kalte und strenge Miene. Er setzte sich an das eine Ende der Tafel, seine Frau an das andere, Genovefa nahm zwischen beiden Platz. Beide schienen blos mit dem Essen beschäftigt. Genovefa warf, in ein schmerzliches Stillschweigen versunken, bald auf ihren Vater bald auf ihre Mutter forschende Blicke, sie wartete immer, von irgend einer Seite ein Wort der Versöhnung zu hören, und doch wollte dieses Wort nicht kommen. Sie konnte die Aeußerung ihres lebhaften Schmerzes nicht mehr verbergen, und eine Fluth von Thränen stürzte ihre Wangen herab. Herr und Madame Breton riefen zugleich:

„Was hast du denn, Genovefa?“

Diese antwortete nicht, sondern ergriff die Hände ihrer Eltern, legte sie in einander und umarmte sie dann. Auf diese Weise wurde der Friede geschlossen, und beide Gatten beeiferten sich nun um die Wette, einander freundliche Worte zu sagen und sich in gegenseitigen Aufmerksamkeiten zu überbieten.

Madame Breton erinnerte sich zuerst Eduards; sie

gedachte des heftigen Zornes, in welchem er das Zimmer verlassen hatte, und es machte sie unruhig, daß er nicht beim Frühstücke erschienen war.

„Geh, mein Kind," sprach sie leise zu Genovefa, „und sieh, was dein Bruder macht."

Genovefa war selbst sehr beunruhigt und entfernte sich sogleich.

Eduard war nach jenem heftigen Auftritte in sein Zimmer zurückgekehrt; er war um so mehr erbittert, da er seinen Zorn nicht hatte ausbrechen lassen dürfen. Wie ein Wüthender schritt er zwei oder drei Mal im Zimmer auf und nieder; dann setzte er sich, stand wieder auf, und stieß, die geballten Fäuste drohend erhebend, mit vor Wuth flammenden Augen und krampfhaft geschlossenen Lippen heftige Worte aus. „Ich ein Nichtswürdiger? Ein Feiger? Wäre es nicht mein Vater, der es gewagt hat, mich so zu beschimpfen, ich würde ihm Beweise vom Gegentheile geben. Wüßten meine Freunde, in welcher Lage ich mich befinde, sie würden sich beeilen, mir ihre Dienste anzubieten, und mir diese verwünschten 20,000 Francs leihen." — Als er nun aber nachdachte und im Geiste die Namen seiner Freunde durchging, erinnerte er sich, der eine habe selbst Schulden, von dem zweiten könne er nichts verlangen, ohne ein inneres Widerstreben zu empfinden, und ein dritter wäre nicht reich genug, ihm eine so beträchtliche Summe leihen zu können. Auch Lancy fiel ihm ein, — aber könnte er nicht glauben, dachte er, ich wolle auf seine Heirath mit meiner Schwester eine Spekulation bauen? — Nein, nein! man muß sich in der Meinung Anderer nichts vergeben.

Nachdenkend blieb er einige Zeit an seinem Tische sitzen; als er aber vergeblich nachgedacht hatte, ohne ein Rettungsmittel zu finden, sprang er wieder auf, und maß auf's Neue mit heftigen Schritten das Zimmer. Seine Gläubiger schwebten ihm vor Augen, die heftigen

Vorwürfe seines Vaters tönten ihm noch in den Ohren, und dazu gesellte sich die schreckliche Aussicht — des Gefängnisses. Sein Gesicht nahm einen in der That schrecklichen Ausdruck an; er setzte sich vor den Kamin, stützte den Kopf in die Hände und murmelte vor sich hin: „Große Uebel erfordern große Heilmittel; eine Kugel in's Gehirn und alles ist aus! — Ich fange übrigens schon an, mich in der Welt zu langweilen, das Leben ist in der That höchst einförmig; immer die nämlichen Vergnügungen, immer die nämlichen Feste ohne Abwechslung und Veränderung; ich habe Alles gesehen, Alles gekostet. Ein Tag ist wie der andere, eine Nacht wie die andere; morgen wird seyn, wie heute war; ich habe nichts zu verlieren und befreie mich von jeder Sorge. Was hätte ich denn auch noch zu hoffen? — Irgend eine Heirath, die mich aus dem goldenen Zeitalter in das eiserne versetzt? Nein, nein! ich bin dieses Lebens müde. Ich habe bisher in Lust und Freude gelebt, nun kommt die Langeweile, der Verdruß, die Verlegenheiten, und ich will mich nicht von ihnen aufzehren lassen, sondern der Sache frühe ein Ende machen."

Er nahm nun aus einem Schranke ein mit Silber eingelegtes Kästchen von Ebenholz und zog 2 schöne Pistolen hervor. Er untersuchte sie stillschweigend und machte sich langsam an's Werk, sie zu laden. Als er damit fertig war, legte er die Pistolen neben sich auf den Tisch und sagte mit einem Seufzer: „So jung, voll Lebenskraft und Gesundheit zu sterben, ist, meine ich, doch nicht in Ordnung. Die Thätigkeit meines Geistes verdiente, genährt zu werden, irgend ein Ziel zu erhalten. Meine gelehrten Erzieher haben mir oft gesagt, der Mensch habe nur zwei Zwecke auf der Welt zu verfolgen, Vermögen zu erlangen und seinen Ehrgeiz zu befriedigen. Ist es meine Schuld, daß ich nicht in der Hütte der Armuth geboren bin und drei Viertheile meines

Lebens verwenden muß, mir Vermögen zu sammeln, und endlich mit der süßen Befriedigung, als reicher Mann sterben zu können, den Abend meines Lebens in Ruhe zuzubringen? Ich habe früher genossen, als Andere, und muß daher früher aufhören. Es bliebe mir noch der Ehrgeiz, aber ich habe das Unglück, nicht ehrgeizig zu seyn. — Eine gewisse innere Stimme sagt mir aber, daß mit diesem Leben nicht alles zu Ende sey. — Doch wie thöricht ist dieser Gedanke! Ich erinnere mich zwar, daß, als ich noch im Collegium war, wir von Zeit zu Zeit den Besuch eines alten Priesters erhielten, der von Gott, von einem andern Leben, von Gottes Gericht und wer weiß von welchen Dingen sonst noch mit uns sprach. Wir lachten darüber, denn diese Lehren stimmten so wenig mit unserm übrigen Unterrichte überein. Ich weiß nicht, durch welchen sonderbaren Zufall mir die Worte des armen Priesters gerade jetzt in's Gedächtniß kommen. — In der That, wenn es einen Gott gäbe und wenn ich, nachdem ich mich getödtet, ihm Rechenschaft von meinem Thun und Lassen auf der Welt geben müßte, — das wäre in der That nicht angenehm! Und wenn — — doch warum beunruhige ich mich? Mein Vater hätte beinahe Recht, mich für feige zu halten. Also fort mit diesen Albernheiten, — ich will nun einmal nicht in das Gefängniß gehen. Nun, zu Ende denn! Ich will nur einige Worte an meine Freunde und an meine Mutter schreiben."

Er nahm eine Feder, schnitt sie maschinenmäßig, nahm langsam ein Blatt Papier, und wollte schreiben; aber er konnte seine Gedanken nicht ordnen; das Blut stieg ihm in's Gesicht, sein Herz schlug heftig, eine Thräne floß über seine Wange und fiel auf das noch weiße Blatt herab. Gleichsam als schäme er sich seiner Rührung, in die ihn die Erinnerung an seine Mutter versetzt hatte, erhob er sich schnell, ergriff eine der Pistolen, die vor ihm lagen, spannte sie, und hielt sie an

die Stirne. — „Wie ich zittere," sagte er dann, „wenn ich nicht recht treffen, mich blos verwunden und entstellen würde! Schrecklicher Gedanke!"

Er ließ die Hand sinken, welche die Pistole hielt, und setzte nun den Lauf derselben auf die Stelle, wo sein Herz schlug; er schloß die Augen und — da pochte es plötzlich an seine Thüre. Er blieb unbeweglich, zitternd stehen; ein kalter Schweiß bedeckte seine Stirne, er wollte sprechen, herein rufen, aber die Stimme erstarb ihm auf den Lippen.

„Wer ist da? Was will man?" rief er endlich stotternd.

„Ich, Genovefa, bin es, mein Bruder."

„Träume ich?" sprach Eduard, indem er schnell die Pistole verbarg, die Thüre öffnete und seiner Schwester ungestüm zurief:

„Was führt dich hieher? Was willst du?"

Der Ton, mit welchen Eduard diese Worte sprach, die Unordnung, in der sich seine Kleidung befand, die Blässe seines Gesichtes, seine unsichern Blicke machten Genovefa zittern. Sie fürchtete, es möge ihm ein Unglück begegnet seyn, und sagte eintretend:

„Was hast du, mein Bruder? Im Namen des Himmels! was hast du?"

„Du weißt nicht, was mir ist? Bist du nicht Zeuge der Drohungen und Beleidigungen gewesen, die mein Vater gegen mich ausgestoßen hat? Behandelt man auf diese Weise einen Mann?"

„Es war dein Vater, Eduard, der es gethan."

„Mein Benehmen gegen ihn, glaube ich, lieferte den Beweis, daß ich es nicht vergaß. — Eine Minute später, und er hätte die Folgen seiner Herausforderung erfahren."

„Was willst du damit sagen?"

„Sieh hier!"

Und indem er sich der eitlen Befriedigung hingab,

einen schrecklichen Muth bewiesen zu haben, vielleicht auch mit dem geheimen Wunsche, in der Ausführung seines traurigen Entschlusses gehindert zu werden, zeigte er ihr die Waffe, die er schnell verborgen hatte.

„Du wolltest dich tödten, Unglücklicher?" rief Genovefa, indem sie von Entsetzen ergriffen die Hände zusammenschlug, „und dachtest du denn nicht an die Verzweiflung deiner Familie?"

„Warum hat man mich auf's Aeußerste getrieben?"

„Aber dachtest du denn nicht wenigstens an das Heil deiner Seele? Fiel dir nicht die schreckliche Verantwortung bei, die dir deine schreckliche That bei Gott zugezogen hätte?"

„Ich weiß nicht, was du damit sagen willst," antwortete Eduard mit einer Gleichgültigkeit, die ihm gleichwohl im Grunde nicht Ernst war.

„Wie sehr bist du zu beklagen, Eduard! mehr als du glaubst. Weißt du denn nicht, daß dich der Selbstmord jenseits in eine noch schrecklichere Lage versetzt hätte, als jene ist, in der du dich gegenwärtig hier befindest? Gott, dem wir unser Daseyn verdanken, belohnt oder bestraft uns, je nachdem wir seine Gebote beobachtet oder übertreten haben. In welchem Zustande wärest du nun aber vor diesem gerechten Richter erschienen! — Das, was ich hier sage, scheint dir eine pöbelhafte Meinung zu seyn, vielleicht lachst du im Innern darüber."

„Nein, Genovefa, nein, was du mir da sagtest, ist wohl möglich, und gerade als ich meinen Entschluß vollziehen wollte, kam mir etwas Aehnliches in den Sinn. Als ich die Pistole lud, ist mir beigefallen, daß, als ich mich noch im Collegium befand, manchmal ein Geistlicher dahin kam, der von Gott mit uns sprach, aber es geschah so selten und es ist auch schon so lange —"

„Gott selbst war es, glaube dieß, der in diesem Augenblicke zu dir gesprochen; seine Gnade hat dich heimgesucht. Dieser Gedanke hat dir vielleicht das Leben

gerettet, denn ohne ihn wäre ich zu spät gekommen, du wärest nun todt, ständest vor Gott, und wir vor deiner Leiche! Fühlst du dich nicht von Dank durchdrungen für diese göttliche Gnade?"

„O hätte ich eine Erziehung genossen wie du! Aber nun ist es zu spät, um das Versäumte nachzuholen; die Gewohnheiten sind einmal angenommen; es ist zu spät, zu spät, sage ich dir!"

„Sprich nicht so, Eduard, denn du lästerst Gott. Es ist niemals zu spät, um wieder gut zu machen, um seine Sünden zu beweinen, um besser zu werden und den Himmel zu verdienen. Wie sollte es zu spät seyn? Du hast noch kaum zu leben begonnen, du hast noch nichts für das Wohl der Menschheit gethan, deine Laufbahn noch nicht begonnen. Du darfst nur wollen, und du wirst Gott angenehm, deinen Mitmenschen nützlich seyn und dein eigenes Heil bewirken. Ich will nicht einmal von deiner Familie sprechen, deren Freude und Glück du seyn wirst."

„Genovefa, du vergißt die Verlegenheit, in der ich mich befinde, den Zorn meines Vaters, meine Gläubiger —"

„Wenn es weiter nichts ist, so werde ich ein Mittel zu finden wissen, deine Gläubiger zu befriedigen. Ich besitze hundert Kleinigkeiten, die mir völlig überflüssig sind; sie werden so viel werth seyn, als du bedarfst. Sage nicht Nein; die Sache ist abgemacht. Wir könnten übrigens noch ein anderes Mittel finden; wenn du mit mir zum Vater gehen wolltest —"

„Was fällt dir ein!"

„Ja, ja, in allem Ernste. Wenn du aber fürchtest, dem Vater zu mißfallen, oder übel von ihm empfangen zu werden, so will ich für dich gehen."

„Nein, er ist zu aufgebracht."

„Wir würden gewiß unsere Absicht erreichen."

„Wenn du glaubst —"

„Ich will den Vater vorbereiten und allein zu ihm gehen; aber du mußt mir versprechen —"

„Weise zu seyn?" fragte Eduard mit einem halben Lächeln. Dann fügte er mit großem Ernste hinzu: „Die Zeit der Thorheit ist vorüber; zähle auf mich, liebe Schwester!"

„Gott sey gelobt!" sprach Genovefa und verließ das Zimmer.

Siebentes Kapitel.

Herr Breton bemerkte sogleich, als Genovefa in sein Zimmer trat, ihr bewegtes und gerührtes Aussehen.

„Was bringst du, Genovefa?" redete er sie freundlich an.

„Mein Vater, Eduard sendet mich."

„Sage mir nichts von diesem Nichtswürdigen, kein Wort will ich von ihm hören!"

„Wenn du wüßtest, wie groß seine Verzweiflung ist."

„Er und Verzweiflung!"

„Ja, mein Vater, sein Zustand ist schrecklicher, als du glaubst. Er wollte sich tödten, glaube mir; wenn Gott mich nicht in sein Zimmer geführt hatte, wäre es um ihn bereits geschehen."

Madame Breton, die sich ebenfalls im Zimmer befand, stieß einen Schrei des Schreckens aus.

„Der Unglückliche!" rief Herr Breton, mit einer Bewegung, die er nicht zu unterdrücken vermochte. „Aber wo ist er? Was macht er? Täuschest du dich auch nicht? Das ist ja schrecklich!"

„Mein Vater, verzeihe ihm!“ sagte Genovefa mit flehender Stimme; „glaube mir, er ist unglücklicher als strafbar. Er kennt weder Gott, noch seine Religion, noch die Pflichten derselben; wie kannst du auch verlangen, daß er mit der Erziehung, die er genossen, bei den tausend Verlockungen, die ihn umgaben, anders hätte werden sollen? Eduard hat sich verirrt, wie so viele andere junge Männer, aber er wird sich bessern, glaube mir. Die Vorsehung hat ihm diese Prüfung nur gesandt, um ihn zum Nachdenken zu zwingen. Er hat mich an dich gesandt, um deine Verzeihung für ihn zu erbitten; er wird selbst kommen, dich anzuflehen, wenn er weiß, daß du ihn nicht verstoßen wirst. Mein Vater! Gnade für Eduard! Ich will ihn holen.“

Herr Breton schwieg; er wollte seine Rührung verbergen und fürchtete, zu schnell nachzugeben. In dem ganzen Benehmen und in den Blicken Genovefa's lag aber so viel Rührendes, daß sein Kampf nicht lange dauerte.

„Nun wohl, er mag kommen!“ rief er; „übrigens verdient er seiner neuen Thorheit wegen neuerdings meinen Zorn.“

„Du wirst ihn sanft behandeln, nicht wahr, mein Vater?“

„Nun, gehe nur; ich will sehen.“

„Ich versichere dir, daß Eduard sein Unrecht einsieht und es tief bereut. O zürne nicht mehr auf ihn, und gehe sanft mit ihm um.“

„Nun, ich werde ihm doch keine Lobsprüche ertheilen sollen? Geh nur einmal!“

Genovefa ging und kam bald wieder mit Eduard zurück. Dieser näherte sich entschlossen seinem Vater und sagte zu ihm mit einer Stimme, aus welcher die offenste Aufrichtigkeit sprach:

„Ich komme, mein Vater, Sie aller der Thorheiten wegen, deren ich mich jemals schuldig gemacht, um Ver-

zeihung zu bitten. Ich verdiene Ihren Zorn, ich weiß es; aber ich verspreche Ihnen, von heute an ein neues Leben zu beginnen und allen Ausschweifungen zu entsagen. Ich bitte Sie, vergessen Sie die Vergangenheit, und nähren Sie die Ueberzeugung, daß ich selbst sie niemals vergesse, und daß sie mir zur ewigen Lehre für die Zukunft dienen wird."

Herr Breton wurde durch die Aufrichtigkeit dieses Geständnisses entwaffnet, und trotz der Lust, die er noch immer hatte, mit Eduard zu zanken, begnügte er sich damit, ihm zu antworten:

„Danke deiner Schwester, Eduard, denn wenn ich dir eine Verzeihung gewähre, die du schon so oft mißbraucht hast, so hat nur sie dieß bewirkt."

„Ich verdanke ihr Alles, mein Vater, denn ohne sie — warum soll ich es verhehlen? — wäre ich auf eine ebenso erbärmliche Weise gestorben, als ich bisher gelebt habe."

„O theueres Kind," rief Madame Breton, sich zu Genovefa wendend, „Gott erhalte dich zu unsrer Aller Glück!"

So endigte dieser sturmvolle Tag in einem eben so süßen, als unerwarteten Frieden. Man durfte erwarten, daß dieser Friede lange währen werde, denn Eduard hielt Wort und änderte seine Lebensweise vollkommen.

In dem Gedanken an den Tod liegt für den Menschen immer etwas Schreckliches, und die meisten Menschen schaudern vor ihm zurück. Eduard hatte sich das Leben rauben wollen; es fehlte nur eine Secunde, nur eine leise Bewegung, und er wäre in's Grab gestürzt; die Hand Gottes, in der Person Genovefa's, hatte ihn vor diesem schrecklichen Ende bewahrt. Dem Leben wieder geschenkt und auf den bessern Weg zurückgeführt, sah er ein, daß er durch eine gänzliche Umgestaltung seiner Lebensweise sich dieser Rettung, die ihn einer so fürchterlichen Verantwortung vor dem göttlichen Richter

enthob, würdig machen müsse; er beschloß, alle Winke genau zu beachten, die ihm sein Gewissen deßhalb gab, aber dieses Gewissen war durch die regellosen Leidenschaften, denen er bisher gefröhnt, selbst zu sehr verdunkelt und irre geleitet, als daß es ihn sicher den Weg der Tugend hätte führen können. Er war ein Verschwender, arbeitsscheu und lasterhaft; nun wurde er der Freund einer geregelten, arbeitsamen Lebensweise, — hierauf beschränkte sich seine Aenderung. Die Menschen verlangen nicht mehr, und es ist genug, ja schon sehr viel in ihren Augen, wenn man sich böser Handlungen enthält. Gott allein verlangt, daß wir ihn ehren, indem wir das Gute thun. Eduard wäre vielleicht dahin gekommen, wenn ihn nicht ein geheimer Stolz abgehalten hätte, sich Genovefa mehr zu nähern. Er wußte in seinem Innern den Dienst, den sie ihm erwiesen, in seiner ganzen Größe zu würdigen, aber er fürchtete, die Rathschläge, die sie ihm ertheilen werde, möchten zu strenge seyn, und glaubte, seine Vernunft, die nun einmal das Böse erkannt habe, werde Kraft genug besitzen, Heilmittel dagegen zu finden. Er strebte nun, durch ununterbrochene Thätigkeit die verlorene Zeit wieder einzuholen, und da er sich gegen die Langeweile und alle die thörichten Einfälle schützen wollte, welche Müssiggang und unbeschränkte Freiheit erzeugen, so bat er seinen Vater, ihm eine ehrenvolle Stelle in der Verwaltung zu verschaffen.

Herrn Breton machte diese Bitte seines Sohnes große Freude, denn er sah darin einen deutlichen Beweis der glücklichen Aenderung, die mit ihm vorgegangen war. Er begab sich sogleich zu seinem Freunde Delcour, welcher, wie bereits erwähnt worden ist, eine hohe Stellung im Ministerium einnahm. Herr Delcour versicherte seinem Freunde mit der zuvorkommendsten Bereitwilligkeit, er habe für seinen Sohn nur zu wählen; dieser dürfe sich nur einige Monate lang mit den Geschäften

bekannt machen, und dann eine Anstellung erwarten, die ihn immer weiter führen werde. Herr Breton war Deputirter und durfte daher wohl auf einige Willfährigkeit von Seite Herrn Delcours rechnen, aber dieser hatte mit seiner Gattin einen noch andern Beweggrund dazu; sie wollten nämlich ihre Tochter verheirathen. Trotz der innigen Verbindung, die zwischen beiden Familien herrschte, war doch der Unterschied des Vermögens zu groß, als daß bisher an ein noch vertrauteres Verhältniß hätte gedacht werden können. Der Dienst aber, den Herr Delcour nun dem Sohne Herrn Bretons zu leisten Gelegenheit hatte, veränderte die Sache, er legte großes Gewicht in des Ersteren Wagschale und konnte die Mitgift ersetzen, die Fräulein Emilie Delcour mangelte. Uebrigens besaß diese in der Meinung ihrer Eltern auch alle möglichen Eigenschaften, die sie einer Vermählung mit Eduard Breton würdig machen konnten, und dieser arbeitete daher bereits wenige Tage nachher im Cabinete Herrn Delcours im Ministerium.

Nach dem Vorgange mit Eduard, den wir oben erzählt haben, empfand Madame Breton zuerst für ihre Tochter das innigste Gefühl der Liebe und Dankbarkeit. Ohne sie wäre etwas geschehen, was das größte Aufsehen erregt und ihren Gatten unfehlbar veranlaßt hätte, die Hauptstadt zu verlassen, — für Madame Breton zwei gleich unglückliche Ereignisse, da sie sie von der Höhe herabgestürzt hätten, welche sie in der Welt einnahm. Genovefa verdankte sie also alles, was ihr als Glück galt und außerdem noch das Leben Eduards. Das Gefühl der Liebe zu ihrer Tochter hinderte jedoch nicht, daß noch ein anderes in ihrem Herzen aufstieg: sie empfand nämlich Genovefa's Uebermacht und fürchtete deren Einfluß auf Herrn Breton. Sie besorgte, daß dieser durch seine Tochter, die in ihren Sitten so einfach und anspruchlos war, auch ohne daß diese einen bestimmten Wunsch darüber aussprechen würde, veranlaßt

werden möchte, in die Provinz zurückzukehren. Diesen Gedanken konnte sie nicht ertragen, und wie sollte sie es zu verhindern suchen? Ein natürliches und ganz einfaches Mittel fiel ihr ein, ein Mittel, das um so anwendbarer war, da eine Menge der ehrenvollsten Gründe es empfahl. Dieses Mittel war kein anderes, als die Verheirathung Genovefa's. Hat auch eine Mutter nicht tausend ernste Gründe, an die Versorgung ihrer Tochter zu denken? Madame Breton verstand sich übrigens auf eine gute Wahl, und man durfte ihr zutrauen, daß sie einen Schwiegersohn wählen würde, welcher seiner Gattin eine ehrenvolle und angenehme Stellung zu verschaffen wissen werde. Man mußte zugeben, daß Eugen Lancy alle wünschenswerthen Eigenschaften besaß, und da ein solcher Mann nicht lange frei bleiben konnte, so mußte man ohne Verzug die Gesinnungen benützen, die er eben gegenwärtig an den Tag legte.

Lancy war ein junger Mann von ungefähr 28 Jahren, welcher in der That vielen Geist und ungewöhnliche Fähigkeiten besaß. Er hatte eine nach den Begriffen der großen Welt sehr sorgfältige Erziehung erhalten, war in den allgemeinen Wissenschaften sehr erfahren und besaß achtungswerthe possitive Kenntnisse, womit er eine glänzende Phantasie und große Thätigkeit verband. Mit solchen Eigenschaften ausgerüstet konnte es ihm nicht fehlen, daß er sich unter der großen Menge vortheilhaft auszeichnete. Er war seit seiner frühesten Jugend an Luxus und ausgewählte Gesellschaft gewöhnt, und besaß ein Vermögen, welches ihm eine jährliche Rente von 30,000 Francs gewährte. Es fehlte ihm nur noch eine Frau, die außer den Eigenschaften, welche ein gebildeter, der höhern Gesellschaft angehörender Mann von seiner Gattin verlangen zu müssen glaubt, ein dem seinigen gleiches oder wo möglich dasselbe übersteigendes Vermögen besitzen mußte. Lancy hatte sich das einträgliche Geschäft eines Wechselagenten gekauft, und eine

Verbindung mit Fräulein Breton erschien ihm daher in doppelter Beziehung wünschenswerth, ein Mal, weil sie eine Mitgabe von einer Million zu erwarten hatte, und dann, weil ihr Vater Deputirter war und ihm in seinem Geschäfte die ersprießlichsten Dienste leisten konnte.

Unter diesen Umständen mußten sich die Wünsche der Madame Breton und Lancy's begegnen. Das einnehmende Benehmen des Letztern, sein Vermögen, sein Geist und seine glänzende Stellung hatten schon seit lange die Aufmerksamkeit der Erstern erregt, und die vorläufigen Schritte, welche Eugen als Bewerber um Genovefa's Hand machte, wurden daher von deren Mutter sehr freundlich aufgenommen. Nachdem Lancy auf diese Weise die nöthigen Schritte gemacht hatte, um seine Person und seine Verhältnisse in ein möglichst vortheilhaftes Licht zu setzen, erklärte er sich näher, und entdeckte Madame Breton, er würde sich glücklich fühlen, wenn es ihm gelänge, das Herz und die Hand ihrer Tochter zu gewinnen. Sollte Madame Breton seine Bewerbung nicht ungünstig aufnehmen, so bäte er sie, die ersten Schritte für ihn zu thun, denn er besitze weder Vater noch Mutter, und sie möge daher die Stelle derselben vertreten. Er überließ ihr die weiteren Einleitungen und billigte im Voraus, was sie in dieser Beziehung für nöthig erachten werde. Madame Breton versicherte, sie fühle sich sehr geschmeichelt durch diesen Antrag, und versprach ihm ihre thätigste Unterstützung. Zuerst wollte sie ihren Mann und dann Genovefa ausforschen, und da an einem günstigen Erfolge durchaus nicht zu zweifeln sey, so sollte hierauf Lancy seine Bewerbung in der üblichen Form anbringen.

Madame Breton fühlte, daß sie in dieser Angelegenheit nicht ganz uneigennützig zu Werke gehe, und war daher etwas verlegen, als sie die Sache zur Sprache bringen wollte. Nachdem sie mehrere, aber immer vergebliche Versuche gemacht hatte, ihren Mann auf die

Mittheilung, die er empfangen sollte, aufmerksam zu machen und vorzubereiten, entschloß sie sich, zu einer Erklärung ohne weitere Umschweife.

Herr Breton ging im Zimmer auf und ab, Eduard las in einem Buche und Genovefa spielte im anstoßenden Zimmer Clavier. Nach einer kurzen Einleitung, in welcher sie aussprach, das Wohl ihrer Familie beschäftige sie ununterbrochen, äußerte sie, es sey nun auch Zeit an die Verheirathung Genovefa's zu denken.

„Wie!“ rief Herr Breton mit einem wahren Schrecken, „Genovefa verheirathen! Wohin denkst du?“ Genovefa gehörte so sehr zu den Plänen von ländlicher Ruhe, die dem guten Manne immer vorschwebte, daß es ihm niemals beigefallen war, sie könne sich einst von ihm trennen. Sie sollte ihm sein eheliches Joch erleichtern, das Glück und der Trost seines Alters seyn, und der Gedanke an ihre einstige Verheirathung und an die nothwendig aus derselben hervorgehende Trennung von ihr fiel ihm daher schwer auf die Seele. „Wohin denkst du?“ wiederholte er mit wahrer Seelenangst, „Genovefa ist ja noch ein Kind!“

„Ja, lieber Mann, ich denke ernstlich daran, und ist dieß nicht meine Pflicht als Mutter? Mich zerstreuen nicht wie dich tausend fremde Angelegenheiten, sondern ich beschäftige mich mit meiner Familie, mit der Zukunft derselben, und ich darf daher auch das künftige Glück meiner Tochter nicht vernachlässigen. Gerne möchte wohl jede Mutter einen solchen Gedanken ferne von sich halten und die Trennung von ihrer Tochter so weit als möglich hinausschieben, aber eine Mutter muß weniger an sich selbst als an das Glück ihrer Kinder denken.“

„Dazu gehört aber, daß sich eine annehmbare Partie darbiete,“ erwiederte Herr Breton, der nicht wußte, was er auf diese an sich unwiderlegbaren Grundsätze erwiedern sollte.

„O es gibt deren genug,“ antwortete Madame

Breton; wisse denn, daß Herr Eugen Lancy sich um die Hand unserer Tochter bewirbt.“

„Eugen Lancy?“ wiederholte Herr Breton mit einem tiefen Seufzer. „Es läßt sich freilich nichts gegen ihn einwenden; er ist ein reicher, arbeitsamer junger Mann. — Aber wir müssen doch Genovefa's Meinung darüber hören, denn ich werde niemals dulden, daß sie in dieser Beziehung einem Zwange unterworfen werde.“

„Nun, wir wollen sie auf der Stelle fragen,“ entgegnete Madame Breton, „und ihre Antwort wird die meinige seyn, denn ich möchte sie so wenig wie du zu einer Verbindung zwingen.“

Man rief nun Genovefa, und ihre Mutter setzte ihr sehr weitläufig den Gegenstand ihrer Unterhaltung auseinander. Sie sprach mit ihr von ihrer Zukunft, von dem möglichen Verluste ihrer Eltern und von der Verlegenheit und den Gefahren, in welchen sie sich in diesem Falle befinden müsse. Die Klugheit erfordere, daß man gegen solche Ereignisse Vorkehrungen treffe ꝛc. und kurz, man gedenke, sie zu verheirathen.

Bei diesen Worten füllten sich die Augen Genovefa's mit Thränen, und sie antwortete mit großer Bewegung:

„O sprich nicht so, theuere Mutter; ich bin noch kaum wieder einige Monate bei dir und sollte dich schon wieder verlassen müssen? Ich bin noch so jung und unerfahren; was soll nun aus mir werden, wenn ich mir selbst überlassen bin? Denke an so etwas nicht, theure Mutter, ich beschwöre dich darum!“

„Diese Empfindungen, meine Tochter, können deinen Eltern zwar nur angenehm seyn, aber sie sind immer nur Empfindungen und keine Gründe. Du bist nicht mehr zu jung und gerade in dem Alter, in welchem man meistens heirathet; du bist vernünftig genug dazu, und ich sehe daher keinen Grund, warum du nicht solltest heirathen können.“

„Meine Mutter, um des Himmels willen schone meiner!“

„Sage mir nur, willst du etwa gar nicht heirathen?“

„Ich sage dieß nicht, aber —“

„Nun wohl,“ erwiederte Madame Breton lebhaft, „in einem Jahre oder in zwei werden wir uns also wieder auf dem nämlichen Punkte befinden, wo wir heute sind, nur möchtest du dann vielleicht eine schlimmere Wahl treffen, als jene, die sich dir gegenwärtig darbietet, und die Gelegenheit versäumen, glücklich zu werden. Da du nun denn doch einmal zu heirathen entschlossen bist, so wäre es kindisch, etwas auf eine spätere Zeit verschieben zu wollen, wozu du jetzt eine so günstige Gelegenheit hast. Etwas Anderes wäre es, wenn du gegen die Partie, die du jetzt machen kannst, eine unüberwindliche Abneigung haben solltest, und du mußt daher wenigstens wissen, wen wir dir in Vorschlag zu bringen haben.“

Genovefa sah nachdenkend zu Boden.

„Der Mann, der um dich wirbt,“ fuhr Madame Breton fort, „ist der Zustimmung deiner Familie sicher, und dein Vater und ich finden ihn in jeder Beziehung sehr annehmbar; — es ist Herr Lancy. Hast du etwas gegen ihn einzuwenden? Mißfällt er dir?“

„Ich habe nicht das Geringste gegen Herrn Lancy,“ erwiederte Genovefa mit Schüchternheit, indem sie sich an die gute Meinung erinnerte, die sie seit jener Zeit von ihm hegte, wo er in einer Gesellschaft bei Madame Delcour in einem Gespräche mit ihr seine Vorliebe für Natur und Einfachheit kund gab, „nur“ fügte sie bei, „möchte ich nicht jetzt schon heirathen.“

„Meine Tochter,“ sagte hierauf Madame Breton, indem sie ihren Gatten in seiner Rede unterbrach, durch die er eben den Wunsch seiner Tochter unterstützen wollte, „es ist zwar die Pflicht der Eltern, ihren Kindern in einer solchen Angelegenheit ihren freien Willen zu lassen;

haben diese aber gegen den vorgeschlagenen Gegenstand keinen Widerwillen, so ist es der Eltern fernere Pflicht, für das Weitere Sorge zu tragen. Alle jungen Mädchen sträuben sich, zaudern und vergießen Thränen in diesem Falle, und die Eltern müssen dann diesen Kindereien ihren bestimmten Willen entgegensetzen. Ich glaube nicht, Breton, daß du anderer Meinung bist, nicht wahr?"

Genovefa blickte ihren Vater bittend an; aber dieser gab zu erkennen, daß er ihrer Mutter beistimme, indem ihn der Gedanke, Genovefa werde als Lancy's Gattin nicht ferne von ihren Eltern leben, und der feste Glaube, Lancy werde seine Tochter glücklich machen, für die Meinung seiner Frau gewann.

„Beruhige dich," fuhr Madame Breton fort, „du bist noch nicht verheirathet, und wir lassen dir Zeit dazu, doch mußt du dich nun bestimmt aussprechen."

„Meine Mutter!"

„Ruhe, mein Kind, Ruhe! Kehre wieder zu deinem Piano zurück; die Musik wird dich zerstreuen."

Genovefa entfernte sich, begab sich aber in ihr Zimmer, wo sie bitter zu weinen anfing. Lancy kam am Abende und erfuhr mit Freude den günstigen Erfolg seiner Bewerbung. Genovefa verließ jedoch ihr Zimmer nicht und brachte den Abend in Weinen und Beten zu. Sie weinte, weil sie sich wider ihren Wunsch und Willen und ohne Vorbereitung einer Bestimmung preisgegeben sah, welche ihr Schrecken einflößte. Später, dachte sie, hätte sie sich wohl vielleicht mit einem rechtschaffenen, von religiösen Gesinnungen beseelten Manne verbinden können, aber jetzt, wo sie noch so jung und unerfahren war, und zwar mit einem Manne, den sie so wenig kannte! Endlich löſten sich ihre Thränen in ein heißes, inniges Gebet auf, denn so groß auch ihre Traurigkeit war, so wußte sie doch einen Ort, wo sie unfehlbar Trost und Hilfe finden konnte, bei Gott nämlich.

Achtes Kapitel.

Wenn Genovefa vollkommene Freiheit gehabt hätte, so würde sie nicht in diese Heirath eingewilligt haben, nicht weil sie Widerwillen gegen Lancy empfand, sondern weil sie sich noch für zu jung zu einem so ernsten Schritte hielt. Noch niemals war es ihr in ihrer Unschuld eingefallen, daß sie einmal heirathen sollte; niemals hatte sie über die wichtigen Pflichten einer Gattin nachgedacht, und nun sah sie sich plötzlich im Falle, diese Pflichten ausüben zu müssen, während ihr Streben noch dahin gerichtet war, die Pflichten einer unterwürfigen Tochter und eines bescheidenen Mädchens gut zu erfüllen. Und dennoch erheischten die Umstände, daß sie jetzt auch über erstere reiflich nachdachte. Ueber diese Verbindung selbst war sie mit ihren Eltern nicht gleicher Meinung, denn eine so innige für das ganze Leben zu schließende Vereinigung durfte, wie sie glaubte, nicht auf diese Weise geschlossen werden. Sollte ein Mädchen sich nicht lange Zeit darauf vorbereiten? Sollte es nicht den Charakter dessen zu erforschen suchen, der ihm zum Gatten bestimmt war? Sollte nicht die aus dieser Kenntniß entsprungene Achtung dem Eheversprechen vorausgehen? Aber nein, Genovefa sollte einen Mann zum Gatten empfangen, den sie nur seiner äußern Erscheinung nach und zwar nur sehr flüchtig kannte. Ihre Mutter wußte, daß Lancy sehr reich sey; ob er aber auch tugendhaft wäre, ob er religiöse Gesinnungen habe, um dieses schien sie sich weder bekümmert zu haben, noch bekümmern zu wollen. Doch ihre Eltern wollten diese Heirath einmal,

und sie unterwarf sich ihrem Willen und verließ sich im Uebrigen auf Gottes allweise Vorsehung.

Seitdem Genovefa diesen Entschluß gefaßt hatte, war sie sorgfältig bemüht, sich zu diesem wichtigen Ereignisse vorzubereiten. Ihre Andacht und ihr Vertrauen auf Gott verdoppelten sich, und sie ging täglich von einer ihr sehr anhänglichen Kammerfrau begleitet in die Kirche, um den göttlichen Segen zu erflehen. Sie betete für ihren Vater, der sich nun bald mit dem Verdrusse, den ihm das Leben in der großen Welt verursachte, allein befinden sollte, für ihre Mutter, die in den Freuden dieser Welt ihr Seelenheil vergaß, für ihren Bruder, der den Frieden des Herzens in einer Gesellschaft suchte, welche in steter Unruhe und Aufregung lebt, sie betete endlich auch für den, mit dem sie den Weg durch das Leben gemeinschaftlich machen sollte, indem sie Gott bat, ihm vor Allem ein christliches Herz zu verleihen. Wenn er dieses besaß, dann allein konnte sie über ihre Zukunft beruhigt seyn; denn kann wohl jener, der keine Pflichten gegen Gott zu haben glaubt, glauben, er habe deren gegen die Geschöpfe? Ihrem glühenden Gebete fügte Genovefa Almosen bei; sie beraubte sich im Geheimen eines großen Theiles der tausend überflüssigen Dinge, mit welchen man sie gegenwärtig mehr als jemals überhäufte, um sie dürftigen Familien zu überbringen, deren Dank sie mit Freude empfing und als Gegenstand vortheilhaften Austausches betrachtete. Mitten unter diesen frommen Vorbereitungen vergaß Genovefa ihr theueres Kloster nicht, aus welchem sie über die neue Lage, in die sie sich so plötzlich versetzt sah, belehrt zu werden hoffte. Sie schrieb an ihre mütterliche Freundin folgenden Brief:

„Wenn ich mich durch die Gefahren, die mich umgeben, erschreckt oder entmuthigt fühle, dann suche und finde ich immer Hilfe an Ihrem mütterlichen Herzen. Seit Ihrem letzten Briefe habe ich mich immer bemüht,

den Lehren zu folgen, die mir Vater Ambros gegeben, und kaum haben sie mich zum erwünschten Ziele geführt, als meiner Lage auf einmal wieder eine große Veränderung bevorsteht, die mir neue Pflichten auflegt und mich mit neuen Gefahren umgibt. Man will mich trotz meiner Jugend, trotz meiner Unerfahrenheit und meines Widerwillens ungeachtet verheirathen, meine gute Mutter! Die Sache ist beschlossen, und ich will meinen Eltern gehorchen, indem ich der Gnade Gottes vertraue. Sie, theuere Mutter, bitte ich nun, für mich zu beten, und mich über die Pflichten des Standes, den ich antreten soll, zu belehren. Ich bitte Sie, diesen Brief dem ehrwürdigen Vater Ambros lesen zu lassen, damit auch er mir seine Lehren ertheile; ich will meine neuen Pflichten muthig übernehmen und sie mit Beharrlichkeit in Erfüllung bringen. Wollte ich nur meine Neigung darüber zu Rath ziehen, so würde diese Heirath nicht stattfinden, ich betrachte aber den Willen meiner Eltern als den Willen Gottes und unterwerfe mich ihm mit Demuth. Gott wird Mitleiden mit mir haben, wenn meine Familie in ihren Berechnungen und Hoffnungen sich getäuscht hat. Ich hoffe, recht bald Nachricht von Ihnen zu erhalten, und ich bedarf derselben in der That sehr, denn mein armes Herz ist von Besorgnissen und Zweifeln erfüllt. Jedermann wünscht mir zu der glänzenden Zukunft Glück, die mich erwartet, aber eben dieser Glanz erschreckt und beunruhigt mich. Die Wahrheit allein, so ernst und hart sie auch seyn mag, wird mich beruhigen, und ich erwarte Sie von Ihnen."

Sobald Genovefa ihre Einwilligung zu dieser Heirath gegeben hatte, veränderte sich plötzlich Alles um sie. Ihre Mutter bewies ihr eine ungewöhnliche Zärtlichkeit. In der Voraussicht, daß sie künftig ihren Einfluß auf Herrn Breton nicht mehr zu fürchten haben werde, empfand sie keinen Widerwillen mehr gegen sie, besonders da sie sich erinnerte, daß sie ihr den Frieden der

Familie und die Verhütung eines großen Unglückes in derselben verdanke. Madame Breton gab zur Feier der Verlobung ihrer Tochter glänzende Feste, denn sie wollte, äußerte sie, alle ihre Freunde an dieser Familienfreude Theil nehmen lassen. Herr Breton selbst ließ sich, trotz des Schmerzes, den ihm schon der Gedanke an die Trennung von seiner Tochter verursachte, durch die Complimente und Glückwünsche, deren Gegenstand er war, betäuben. „Niemals," sagte man ihm, „ist eine passendere Verbindung geschlossen worden; von beiden Seiten Jugend, Schönheit und Reichthum, — was kann man mehr verlangen? Sie sind in der That ein glücklicher Vater, Herr Breton."

Aehnliche Worte und Ausdrücke strömten von allen Seiten auf Herrn Breton zu; er zweifelte am Ende nicht im Geringsten, daß sie volle, reine Wahrheit enthielten, und schwamm mit seinen Freunden in einem Meere von Glück und Wonne. Er besaß übrigens immer eine große Meinung von den Fähigkeiten seines künftigen Schwiegersohnes, denn dieser hatte ihm einen Theil seines Vermögens auf eine sehr vorheilhafte Weise unterzubringen gewußt und dadurch sein ganzes Herz gewonnen. Lancy war fein genug, Herrn Breton in allen seinen Geschäften um Rath zu fragen, ihm alles anzuvertrauen, und wußte sich so in seiner Gunst festzusetzen, daß jener überzeugt war, einen bessern Schwiegersohn nicht finden zu können. So ein Mann, dachte er, muß Genovefa glücklich machen, und ich gebe sie ihm daher mit Freude, denn sie verdient wirklich, glücklich zu werden.

Wenn wir in Genovefa's Inneres eingehen und ihre geheimsten Gedanken erforschen wollen, so finden wir, daß sie sich durch die zärtlichste Aufmerksamkeit und liebevollste Sorgfalt, die ihr Lancy bewies, nicht bestechen ließ, sondern vor Allem wünschte, ihr Bräutigam möge von den Gesinnungen eines wahren Christen beseelt

seyn. Ein vergeblicher Wunsch, werden meine Leserinnen denken, wenn sie sich erinnern, was wir über den Charakter Lancy's gesagt haben; es scheint jedoch, daß sie sich irren, denn als Genovefa eines Tages diesen Gegenstand zur Sprache brachte, entwickelte ihr Bräutigam, welcher ihre Absicht zu errathen schien, ganz ungezwungen einen unerschöpflichen Reichthum religiöser Grundsätze. Er sprach mit Wärme von dem Einflusse des Christenthums auf die Civilisation und von der Schönheit desselben in künstlerischer Beziehung, und erhob besonders die gothischen Tempel und das Poetische der beim katholischen Cultus gebräuchlichen Ceremonien, kurz er legte seinen Geist des Christenthums mit großer Beredsamkeit und Sicherheit dar.

Lancy war also ein Heuchler? Wollen wir dieß zugeben, so müssen wir auch zugestehen, daß alle Männer der Welt mehr oder weniger Heuchler sind. Kann wohl ein Mann, welcher die Regeln der Schicklichkeit und Höflichkeit kennt, einer Frau widersprechen, und muß er nicht vielmehr sogar den kleinen geistigen Thorheiten derselben nachgeben? Wollte er nach der Hand eines jungen Mädchens streben, und nicht ihren Geschmack theilen, man würde ihn für ungebildet halten. Liebt sie die Dichtkunst, die Musik, die Reiselust, das Geräusch der Stadt, die Ruhe des Landes, so muß er eine Vorliebe für die nämlichen Gegenstände zeigen, sollten seine Neigungen auch die gerade entgegengesetzte Richtung haben. Diese Gefälligkeit beseitigt oft die größten Schwierigkeiten, welche sonst zu bekämpfen wären, sie zeigt die Männer in einem günstigen Lichte und erweckt Gegenliebe; leider dauert sie jedoch meistens nur bis der unlösbare Knoten geknüpft ist. Lancy richtete sich also nur nach den Vorschriften des Gebrauches und der Klugheit, indem er für die Religiösität seiner Braut eine so große Bewunderung an den Tag legte; er spielte freilich eine Rolle, aber er spielte sie gut.

Während diese Heirath durch die Einwilligung unserer Genovefa ihrer Vollziehung immer näher kam, bereitete sich im Stillen noch eine andere vor, die ebenfalls eine glückliche Zukunft zu verheißen schien. Wir haben Eduard verlassen, als er unter der Leitung Herrn Delcours sich dem Geschäftsleben widmete, um sich zum Staatsdienste vorzubereiten. Nachdem er einige Monate lang sich ernsten Studien gewidmet hatte, erhielt er eine ehrenvolle und einträgliche Stelle, welche die Stufe zu weit ansehnlicheren seyn sollte. Herr Delcour hatte dem Sohne seines Freundes die Stelle durch seinen persönlichen Einfluß zu verschaffen gewußt, und sich dadurch große Ansprüche auf die Dankbarkeit Herrn Bretons erworben. Madame Delcour lag daran, ihre Tochter zu verheirathen und zwar glänzend zu verheirathen, und ihr ganzes Streben ging daher dahin, Eduard zum fleißigen Besuche ihres Hauses zu veranlassen, und ihn so oft als möglich in die Gesellschaft ihrer Tochter zu bringen, worin die täglichen Geschäftsbeziehungen, die zwischen ihrem Manne und Eduard stattfanden, sie vortrefflich unterstützten. Als kluge Mutter theilte sie ihrer Tochter ihre Pläne mit und ermahnte selbe, sie darin zu unterstützen, mit jener Zurückhaltung und Bescheidenheit jedoch, die einem jungen Mädchen geziemten. Zugleich gab sie ihr zu verstehen, daß ein etwas einfacheres und natürlicheres Benehmen sie weit eher zum Ziele führen würde, als Coquetterie und alle ihre romantischen und poetischen Anziehungsmittel, deren sie sich bisher bedient habe. Fräulein Delcour, welche bereits ihrer künftigen Versorgung wegen unruhig zu werden begann, nahm die Lehren ihrer Mutter mit Unterwürfigkeit auf und versprach, selbe genau zu erfüllen, denn sie sah ein, daß diese Partie ihrer würdig sey und ihr eine angenehme Stellung verheiße.

Eduard schien um so mehr geneigt, den Hoffnungen der Familie Delcour zu entsprechen, als er seit jenem

uns bekannten Ereignisse, welches einen so großen Einfluß auf seinen Charakter hatte, entschlossen war, die Vergnügungen der großen Welt zu fliehen, seinen Umgang möglichst zu beschränken und in seiner Lebensweise strenge die Linie der Regelmäßigkeit einzuhalten, die er sich vorgezeichnet hatte. Er hielt es für ganz natürlich, den Salon seines Vorgesetzten, welcher ihm ein so wohlwollender Beschützer und ergebener Freund war, jedem andern vorzuziehen. Uebrigens konnte sich Eduard trotz seiner Umwandlung im Grunde seines Herzens einer gewissen Niedergeschlagenheit nicht erwehren, denn wenn er die Freuden der großen Welt nun auch verachtete, so bedauerte er dennoch unwillkührlich, sie zu entbehren, und die Erfüllung seiner Pflicht wurde ihm zur schweren Last. Es drängte ihn daher, einige untadelhafte Zerstreuungen aufzusuchen, und er fand sie bei Madame Delcour, bei welcher sich immer eine ausgewählte Gesellschaft einfand. Hier fand er ausgezeichnete Künstler, man unterhielt sich durch erheiternde Gespräche oder machte Musik, und Eduard, welcher eine schöne Stimme hatte und mit Geschmack sang, ließ sich von Fräulein Emilie begleiten, welche meisterhaft auf dem Flügel spielte. Die Familie Delcour durfte sich daher zu den errungenen Erfolgen Glück wünschen und sah sich nicht ferne vom Ziele, welches ihre Bemühungen belohnen sollte. Man wollte nur noch die Verheirathung Genovefa's abwarten, um Herrn und Madame Breton nicht ihrer Kinder zu gleicher Zeit zu berauben.

Lancy begnügte sich inzwischen nicht mit dem bloßen Versprechen und wollte, daß eine bestimmte Zeit der Vermählung festgesetzt werde. Hierüber entstanden neue Kämpfe, in welchen Herr Breton und Genovefa abermals unterlagen. Genovefa glaubte sehr nachgiebig zu seyn, wenn sie nur ein Jahr Aufschub verlange, aber ihr Begehren fand von Seite ihrer Mutter und Lancy's einen so heftigen Widerstand, daß sie sich genöthigt sah,

ein halbes Jahr nachzulassen. Eine Zeit von sechs Monaten war aber noch immer zu lange; Lancy stellte vor, daß seine Geschäfte und häuslichen Angelegenheiten darunter leiden würden, da er sich während dem nicht ernstlich mit ihnen beschäftigen könne; Genovefa wurde zuletzt überstimmt, und festgesetzt, daß die Vermählung in drei Monaten vollzogen werden sollte.

Genovefa schwieg zuletzt; sie wagte nicht, den Hauptgrund zu sagen, warum sie eine längere Verschiebung der Heirath wünschte, welcher darin bestand, daß sie den Charakter Lancy's zuerst noch besser kennen lernen wollte. Sie zog sich traurig über diese neue Niederlage in ihr Zimmer zurück, als man ihr einen Brief überbrachte, an dessen Adresse sie sogleich erkannte, daß er aus ihrem lieben Kloster komme.

„Mein liebes Kind," schrieb ihr die Oberin, „der Zustand von Schwäche, in welchem ich mich noch immer befinde, gestattet mir nicht, mich lange mit dir zu unterhalten, du darfst aber überzeugt seyn, daß meine Liebe zu dir und meine Theilnahme an deinem Schicksale nur mit meinem Leben enden werden. Ja, wie der Zustand deines Herzens immer beschaffen seyn mag, schütte es vor mir aus, theile mir alle deine Leiden und deine Freuden mit, deine Leiden aber besonders, damit ich dir beistehe, sie mit dankbarem aber ergebenem Herzen zu tragen. Ich wünsche, daß die Verbindung, welche dir bevorsteht, dich glücklich machen möge, ja ich hoffe es, und bitte Gott, daß er dich segne, dich und alle, welche dir theuer sind. Lebe wohl, mein geliebtes Kind; ich lege dir die Lehren des P. Ambros bei; sie werden dich befriedigen, ich bin dessen gewiß."

„Meine theuere Tochter," schrieb P. Ambros, „indem ich Ihnen die Lehren ertheile, welche Sie von mir verlangen, weiß ich, daß ich zu einem Herzen spreche, das sich gerne mit ernsten Dingen beschäftigt, das vor allen Dingen die Wahrheit kennen zu lernen wünscht, und

sich vor dem Ernste ihrer Sprache nicht fürchtet. Wenn ein junges Mädchen sich verheirathet, so hat es besonders zwei Klippen zu vermeiden: es darf sich auf der einen Seite nicht zum Mißbrauche seiner neuen, vorher nicht gekannten Freiheit und auf der andern Seite nicht durch ein Beispiel hinreißen lassen, das um so verführerischer ist, je mehr man demselben vertrauen zu dürfen glaubt. So lange es sich im Schooße seiner Familie befindet, ist es der größten Zurückhaltung unterworfen, es muß zugleich demüthig an Geist, zurückhaltend in seinen Worten, einfach und bescheiden in seinem Benehmen seyn, und vereinigt es diese Eigenschaften nicht, so wird es sogleich und sogar in den Augen der Nachsichtigsten lächerlich oder strafbar. Es ist ein großes Uebel, daß man glaubt, alle Tugenden, die ein Mädchen zieren, dürfe, ja müsse man als Frau ablegen.

„Noch vor Kurzem entzückte uns die Bescheidenheit eines jungen Mädchens, die Reinheit seiner Sitten flößte Hochachtung ein, die Unschuld leuchtete aus seinem Gesichte und aus seiner Sprache, kurz es war das Bild der Tugend in ihrer vollen Bedeutung. Es hat sich verheirathet, und kaum sind acht Tage vorübergegangen, so nimmt man eine wunderbare aber traurige Umwandlung an ihm wahr, und man findet nun eine Frau, frei in ihrem Benehmen, unbescheiden in ihren Worten, mit Begierde strebend, ihren Geist glänzen zu lassen, und nur mehr über das erröthend, was ihr von den Tugenden, die sie als Mädchen schmückten, übrig geblieben ist. Gestern hat sie Achtung und Ehrfurcht eingeflößt; was sie heute einflößt, will ich nicht einmal aussprechen. Sie müssen daher eine solche Veränderung vermeiden, liebe Tochter, die, mag man darüber sagen, was immer, stets beklagenswerth ist. Eine Frau bedarf ebenso sehr als ein Mädchen der Tugenden der Schamhaftigkeit und Bescheidenheit, ja sie bedarf selbe noch in einem höhern Grade; denn über das Mädchen wacht seine Familie

und die Unschuld behütet sein Herz, die Frau aber ist frei und braucht die Tugend zur Wächterin. Unglücklich ist die Frau, welche sich durch ihr Benehmen um die Achtung der Bessern bringt; ihre Ehre hängt nur noch vom Zufalle ab.

„Ein anderer Irrthum bei jungen Frauen ist, daß sie glauben, sie müßten durch Aufwand und Putz glänzen. Sie schmücken sich mit Sorgfalt, und setzen alle Einfachheit bei Seite, die sich, wie sie glauben, nur für Kinder schickt. Nichts ist ihnen prächtig genug, und wenn sie nun, bald Mutter geworden, aus Gesundheits- oder andern Rücksichten ihrem gewohnten Putze entsagen müssen, welches Opfer glauben sie da gebracht zu haben, und wie schwer fällt es ihnen, dieses Opfer zu bringen!

„Bewahren Sie sich daher, theure Tochter, jene unschätzbare Einfachheit, welche das Glück der Familie, das Wohl der Kinder sichert, die Ihnen gestattet, der Großmuth des Herzens oder wenigstens den Anforderungen der Barmherzigkeit Genüge zu thun, und welche vor Verschwendung bewahrt; denn wie viele reiche Familien sind schon durch den unmäßigen Luxus und die Putzsucht einer Frau zu Grunde gerichtet worden!

„Andererseits, sagte ich, haben Sie sich vor der Verführung durch ein Beispiel zu hüten, das um so verführerischer ist, je mehr man demselben vertrauen zu dürfen glaubt. Wenn die junge Frau Christin und ihr Herz von religiösen Gesinnungen erfüllt ist, dagegen aber mit einem irreligiösen oder in Sachen der Religion gleichgültigen Manne verheirathet wird, da die Eltern sich bei der Wahl eines Gatten für ihre Tochter gewöhnlich um diesen Punkt nicht bekümmern, was wird unter diesen Umständen aus der jungen Frau in religiöser Hinsicht, was aus ihren früheren frommen Gesinnungen werden? Zu große Strenge ist abschreckend, das ist wahr, aber ebenso unzweifelhaft ist, daß zu große Nachsicht und Gefälligkeit verderblich wirkt. Eine junge

Frau hat zwar nicht zu fürchten, daß ihr Gatte sie anfangs mit Gewalt von Erfüllung ihrer religiösen Pflichten abhält, aber er wird sie versuchen, ihr oft das entgegengesetzte Beispiel geben, oder ihre Frömmigkeit lächerlich zu machen und dadurch nach und nach zu untergraben suchen. Wenn er seine junge Frau durch die Freuden der Welt in Versuchung führt, so wird sie, wenn ihr an der Religion gelegen ist, dieser Versuchung zu widerstehen wissen, und wenn sie Gott liebt, so kennt sie deren Nichtigkeit. Gibt er aber vor, Schicklichkeit oder Interesse erforderten, daß sie seinem Beispiele folge, so soll sie, einige wenige Fälle ausgenommen, über welche ihr Beichtvater sie unterrichten wird, ohne Zaudern die sogenannte Schicklichkeit und das Interesse opfern, denn außerdem, daß ihr die Welt für eine weichliche Nachgiebigkeit wenig Dank weiß, muß die Ruhe des Gewissens ihre erste Rücksicht seyn. Wenn der Gatte der jungen Frau überhaupt ein guter, rechtschaffener Mann ist, so wird er seine Gattin nicht von ihrer Pflicht abwendig machen wollen; ist seine Denkungsart aber eine schlechte, niedrige, dann bringt sie ihm ein vergebliches Opfer, wenn sie ihr Seelenheil ihm zu Liebe auf's Spiel setzt, denn er wird sich immer, und zwar mit ihr oder ohne sie, seinen Leidenschaften hingeben. Und in diesem Falle muß eine christliche Frau nicht zu Eifersüchteleien ihre Zuflucht nehmen, die ihren Gatten noch mehr aufbringen, sondern zu Gebeten. Will endlich dieser die männliche Ueberlegenheit gegen sie geltend machen, so darf sie sich nicht in weitläufiges Hin- und Herreden mit ihm einlassen, sondern muß ihm einfach sagen: Es gibt einen Gott und daher auch eine Religion; ich verehre jenen und übe diese; was Sie mir vorschlagen, ist gegen die Grundsätze, die ich demgemäß haben muß, und ich kann daher in Ihren Vorschlag nicht einwilligen.

„Aber diese Vertheidigung muß, um ihre Wirkung nicht zu verfehlen, von großen Tugenden unterstützt seyn.

Hat eine Frau, mag es nun in Folge ihres eigenen Fehlers oder in Folge der Absicht der Vorsehung geschehen seyn, einen Mann ohne Religion geheirathet, so muß sie die Absicht der Vorsehung zu erfüllen suchen und allen ihren Einfluß auf ihren Gatten anwenden, um ihn auf einen bessern Weg zu bringen und für die Religion zu gewinnen. Sie muß mehr als jede andere Frau sanft, liebenswürdig, zuvorkommend und ergeben seyn; sie muß sich die Achtung ihres Gatten mit Gewalt zu erringen suchen, sie muß bewirken, daß er den ganzen Unterschied zwischen Tugend und Laster erkennen lerne, wenn er sie mit einer Frau aus der großen Welt vergleicht, und daß er ermüdet von dem Geräusche und den Launen der Welt in seinem Hause Ordnung und Ruhe, und bei seiner Gattin Sanftmuth und Heiterkeit finde, so daß er auszurufen genöthiget ist: Wahrlich hier wohnt Gott!

„Wenn Sie das Bild einer solchen Frau sind, mein Kind, — und Sie werden es gewiß seyn, — dann wird Ihr Ehestand mit Ihrem Heile vereint werden können, ja Sie werden wahrhaftes Glück in ihm finden."

Genovefa dachte oft über diese weisen Lehren nach, und ihr Herz war von den besten Entschlüssen und Vorsätzen erfüllt, als der gefürchtete Tag erschien, wo sie Madame Lancy wurde.

Neuntes Kapitel.

Zwischen den Ueberzeugungen der jetzigen Gattin Lancy's und dem, was dieser seine Grundsätze nennen

könnte, war eine zu große Verschiedenheit, als daß sie sich nicht unmittelbar nach ihrer Vermählung in grellem Gegensatz gezeigt hätte. Ein Tag — der erste schon — reichte hin, um Genovefa volle Aufklärung darüber zu geben.

Sie wollte ihr Zimmer verlassen, ihr Anzug war vollendet, Lancy wartete auf sie — — Sie schien befangen und sah ihren Mann mit sichtbarer Verlegenheit an.

„Wünschest du noch etwas?“ fragte Lancy.

„Hm — ja — ich habe noch mein Gebet zu verrichten. Verzeihe, daß ich dich warten lasse.“

„Handle ganz nach deinem Gefallen, und bitte nicht lange um Verzeihung; du bist Herrin hier im Hause.“

„Aber — möchtest du es nicht zugleich mit mir verrichten?“ fragte Genovefa zögernd und mit halblauter Stimme.

„Ich?“ entgegnete Lancy mit großer Verwunderung, „o recht gerne, aber — ich muß bekennen, daß ich schon seit langer, sehr langer Zeit nicht mehr gebetet habe. Du weißt ja, daß wir Männer uns eben nicht sehr mit Beten beschäftigen. Wenn du es jedoch wünschest und ich dir damit ein Vergnügen machen kann, so will ich gern —“

„O, nicht so, das hieße ja nicht mehr beten. — Du hast also schon lange nicht mehr, oder vielleicht gar noch niemals gebetet?“

„Niemals — das wohl gerade nicht, aber oft nicht; siehst du, beten ist eine Gewohnheitssache, und die Männer haben überdieß so viele andere Geschäfte.“

„Nun wohl, so will ich für uns Beide beten, bis du dich selbst dazu entschließest.“

Sie kniete nun sogleich vor dem nämlichen Crucifix nieder, das ihr jungfräuliches Zimmer geschmückt hatte, denn sie hatte dieses heilige Kreuzbild trotz dem, daß es gegen die übrigen Geräthschaften ihres Zimmers sehr abstach, doch nicht zurücklassen wollen. Lancy, einige

Schritte von ihr entfernt stehend, beobachtete Stillschweigen; seine Blicke konnten sich nicht abwenden von dem frommen, sanften Gesichte seiner jungen Frau, als wenn er hätte darin lesen wollen, was in ihrem Herzen vorgehe. Vielleicht wollte er sich überzeugen, ob das, was er sah, nicht bloß äußerer Schein und Gewohnheit wäre. Was war der Erfolg seiner Beobachtung? Wir wissen es nicht; aber nachdem Genovefa ihr Gebet vollendet hatte, strich er mit der Hand über die Stirne, gleichsam als wolle er einen Gedanken entfernen, der ihm lästig wäre, und sagte zu seiner Frau, indem er ihr den Arm bot und sie fortführte, mit fast gerührter Stimme:

„Betrübe dich nicht über meine anscheinende Gleichgültigkeit, ich bewundere deine Frömmigkeit und werde sie immer achten. Vielleicht haben wir Männer Unrecht, ich glaube es beinahe.“

Hatte ihn vielleicht die engelhafte Gluth, mit der Genovefa gebetet, gerührt? Die Worte, die er an Genovefa richtete, könnten dieß glauben machen; oder waren sie nur eine Phrase, die ihm die Umstände eben in den Mund gaben? Wir wollen es nicht entscheiden; das Herz des Mannes hat unergründliche Tiefen.

Genovefa bedurfte übrigens nicht mehr, und sie erkannte nur zu gut die wahren Gesinnungen ihres Gatten. Ein Umstand trat übrigens ein, der sie für einige Tage ihre Traurigkeit und ihren Schrecken über die gemachte Entdeckung vergessen ließ. Es war festgesetzt worden, daß am Tage nach der Vermählung die ganze Familie auf das Land reisen und einige Wochen da zubringen sollte. Es geschah, und man richtete sich für diese Zeit im Schlosse ein. Der Monat Mai schmückte eben die Landschaft mit seinen Reizen, die Sonne brannte noch nicht mit verheerender Gluth, und die wiedererwachte Natur lud zum Genusse stiller, ländlicher Freuden ein.

Lancy lebte nur für seine junge Gattin; es schien,

als wolle er gleichsam die ersten Eindrücke vergessen machen, und in allem, ja sogar auch in den religiösen Gesinnungen, mit Genovefa vollkommen übereinstimmen. Er fing von selbst über diesen Gegenstand mit ihr zu sprechen an und drückte seiner jungen Frau, die er scherzend nur seine kleine Gelehrte nannte, über ihre gründliche Belehrung in dieser Beziehung seine Bewunderung aus. Indem Lancy in diesem Punkte seiner Gattin scheinbar beistimmte, wollte er ihr Zweifel entgegenstellen und Einwürfe machen, die seiner Meinung nach keine Lösung und keine Widerlegung gestatteten, aber wie erstaunte er, als ihm Genovefa einfach und ungesucht darauf antwortete, und ihn wenn auch nicht völlig überzeugte, doch zum Stillschweigen brachte, so daß er keinen vernünftigen Grund mehr für seine Meinungen vorzubringen wußte. Er tröstete sich jedoch mit dem Gedanken, daß er es mit einer Frau zu thun habe, gegen welche er nicht alle Waffen gebrauchen dürfe, und die sein philosophisches System nicht zu fassen vermöge. Trotz dieser Ueberzeugung von seiner Ueberlegenheit, welche auch der gewöhnlichste Mann nicht aufzugeben gesonnen ist, mußte er nichts desto weniger bei sich selbst dem klaren Verstande seiner Gattin und ihrem tiefen Gefühle alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, und er sah ein, daß es ihm äußerst schwer, ja unmöglich werden mußte, ihre religiösen Grundsätze zu erschüttern, obwohl er die streng wissenschaftliche Ausbildung vor ihr voraus habe, und daß er sich im Streite mit ihr nur immer auf seine Vertheidigung beschränken müsse, ohne selbst angreifen zu dürfen. Diese Nachgiebigkeit, die immer in die liebenswürdigsten Manieren gekleidet war, welche Lancy seinen Worten zu geben verstand, beruhigte Genovefa ein wenig und ließ sie um so mehr eine bessere Zukunft hoffen, als ihr Gatte während ihres Aufenthaltes auf dem Lande in Bezug auf ihre religiösen Gewohnheiten die größte Gefälligkeit an den Tag legte.

Am Sonntage sagte Genovefa zu ihrem Gatten, daß sie mit ihrem Vater die Messe besuchen wolle.

„Wünschest du nicht, daß ich dich begleite?“ fragte Lancy sogleich.

„Es wird mir viel Vergnügen machen, wenn du eben nicht auf eine andere Weise beschäftigt bist.“

„Gewiß nicht, und ich kann nur dabei gewinnen, wenn ich mich immer in deiner Nähe befinde.“

Als Herr Breton sah, wie Genovefa sich am Arme ihres Gatten entfernte, empfand sein Vaterherz die größte Freude, denn obwohl er die Wichtigkeit nicht völlig begriff, welche seine Tochter auf die Erfüllung der religiösen Pflichten legte, so daß sie selbe höher als andere Pflichten schätzte, so machte es ihn doch glücklich, daß er sah, ihr Gatte begreife und achte sie auch in dieser Hinsicht. Auf dem Wege sagte er bei sich: Das Kind ist einzig, wahrhaftig einzig; der Satan selbst könnte ihr nicht widerstehen, trotz allem Sträuben würde sie ihn bewegen, mit ihr in die Messe zu gehen.

Am darauffolgenden Tage fühlte sich Genovefa nicht weniger glücklich. Seitdem die Familie auf dem Lande angekommen war, sprach Genovefa täglich von der Freude, die sie sich verspreche, die guten Nonnen, ihre Lehrerinnen und besonders die würdige Oberin, sowie den Pater Ambros wieder zu sehen. Als man nun an diesem Tage beim Frühstücke eben von einer Landpartie sprach, die man zu machen gedachte, fragte Lancy, welcher an's Fenster getreten war, aus dem man das ganze schöne Thal übersehen konnte, welche Bestimmung die Gebäude hätten, die dort am Ende des Thales so reizend gelegen wären, und aus deren Mitte ein Thurm emporrage.

„Das ist mein liebes Kloster,“ erwiederte Genovefa lebhaft. „Dein Kunstgeschmack, lieber Lancy, würde an der Schönheit dieser Gebäude großes Wohlgefallen finden.“

„Nun wohl,“ sagte Lancy, „so wollen wir sie besehen.“

Genovefa schwieg erröthend und verlegen.

„Merken Sie denn nicht," fing Herr Breton an, „daß Ihre Frau Sie veranlassen will, mit ihr das Kloster zu besuchen? Sie will Ihnen von Pater Ambros etwas vorpredigen lassen, nicht wahr Genovefa? Sehen Sie doch, wie roth sie wird. Sie sollen sie haben die Predigt, Lancy, und zwar eine gute, denn der Pater versteht sich darauf."

„Ich werde sie mit Vergnügen hören," erwiederte Lancy lächelnd, „und dich mit Vergnügen begleiten, Genovefa; bestimme nur die Zeit."

„Wir wollen noch heute das Kloster besuchen, wenn du willst," erwiederte Genovefa freudig; „wir wollen ja ohnehin einen Spaziergang machen, und zum Diner werden wir wieder zurückkehren."

Genovefa und Lancy gingen also in's Kloster und ließen sich bei der Oberin melden. Die Schwester, an welche Lancy diesen Auftrag gerichtet, hatte Genovefa sogleich erkannt und umarmte sie mit Thränen in den Augen.

„Die Frau Oberin wird Sie mit Freuden empfangen, bester Herr," sagte sie nun zu Lancy, „besonders da Sie in Begleitung einer ihrer Töchter kommen, die sie so innig liebt. Wollen Sie nur einen Augenblick warten, ich will sie sogleich von Ihrer Anwesenheit in Kenntniß setzen."

Einige Augenblicke nachher kam die Schwester wieder zurück und führte sie zur Oberin. Da das Kloster keine Clausur war, so durfte man mit besonderer Erlaubniß das Innere desselben besuchen. Genovefa wurde auf dem Wege zur Oberin beinahe bei jedem Schritte von einer Nonne aufgehalten und begrüßt; alle wünschten ihr Glück und versprachen ihr, für sie zu beten, und eine derselben, deren Liebling die junge Frau gewesen, flüsterte ihr heimlich zu, indem sie ihre Blicke auf Lancy warf: „Liebt dich dein Mann denn auch so, wie wir dich liebten?"

Endlich traten sie in das Zimmer der Oberin, welche noch krank war. Sie suchte sich aus ihrem Lehnstuhle zu erheben und den Eintretenden entgegenzugehen, aber Genovefa kam ihr zuvor und flog in ihre Arme. Nach den ersten Herzensergießungen wandte sich die Oberin an Lancy, dankte ihm, daß er ihr Genovefa zugeführt, und sprach mit ihm auf die einnehmendste Weise von seiner Heirath und dem Glücke, das diese ihm bereiten werde. Sie empfahl ihm dann ihre theuere Genovefa und erzählte ihm im Laufe des Gespräches die Kindheit ihrer Pensionärin, die Mühe, welche ihr ihre Erziehung verursacht, und die Hoffnungen und Tröstungen, mit denen sie zuletzt belohnt worden sey. Indem sie auf diese Weise einem Manne aus der Welt diese so ruhige und unschuldige Vergangenheit schilderte, hoffte die würdige Oberin Lancy zu verstehen zu geben, was er künftig von Genovefa zu erwarten habe. Lancy hörte sie mit größerer Aufmerksamkeit an, als man hätte vermuthen sollen, denn die Sprache der Tugend hat stets auch auf die befangensten Gemüther einen geheimen Einfluß.

„Ist es Ihnen nun," schloß die Oberin sich an Genovefa wendend, „etwa gefällig, einen Gang in den Garten zu machen? Dort werden Sie sich am Besten an die alte, schöne Zeit erinnern."

Sie gingen nun langsam durch die weiten stillen Räume des Klosters. Genovefa führte die Oberin und unterstützte ihre wankenden Schritte. Von Zeit zu Zeit wandte sie sich an Lancy und sagte halblaut zu ihm: „Sieh, dieß ist die Thüre unseres Arbeitszimmers; hier ist unser Schlafzimmer, wo ich so angenehme Jugendträume träumte. Hier ist der Eingang in die Capelle für die Zöglinge; unsere Gebete fanden immer Erhörung, unsere Wünsche waren aber auch so einfach und mäßig!" Man trat in die Capelle und Genovefa verrichtete ein kurzes Gebet. Als sie im Garten angelangt

waren, rief sie mit ganz kindlicher Freude: „Sieh hier den Ort unserer Jugendspiele; wie fröhlich waren wir unter diesem großen Akacienbaum! Aus seinen Blüthen wanden wir uns Kränze, unbekümmert um die Dornen, die uns stachen.“

„Ich wundere mich nicht über deinen Enthusiasmus,“ sagte Lancy, „dieses Haus, diese Gärten tragen das Gepräge einer Ruhe und einer Freundlichkeit, welche entzückend sind. Wie kühl und angenehm muß es in dieser Kastanien-Allee zur Zeit großer Sommerhitze seyn!“

„Dieß ist die Allee des Pater Ambros,“ erwiederte Genovefa, „hier betet er immer sein Brevier. Gehen wir einmal hin! Doch siehe da, ist dieß nicht Pater Ambros dort unten?“

„Er ist es, liebe Tochter, und es wird ihn glücklich machen, Sie zu sehen.“

„Wenn ich nicht irre,“ rief ihnen Pater Ambros schon von ferne entgegen, „so sehe ich da eines unserer theuern Schafe. Doch ich verzeihe ihm, daß es uns verlassen hat, weil es den Weg in den Schafstall noch so gut kennt.“

„Ich hoffe, ich werde ihn niemals vergessen,“ erwiederte Genovefa, „ebenso wenig wie unsern guten Hirten.“

Während Pater Ambros und Genovefa auf diese Weise miteinander plauderten, betrachtete Lancy den Pater mit einer Neugierde, in welche sich einige Ironie mischte.

Dieß ist also, sagte er bei sich selbst, der große Gelehrte des Klosters; ich wäre begierig, einmal die Kraft seiner Worte zu erproben.

Wir wissen nicht, ob Pater Ambros ebenfalls begierig war, die Bekanntschaft des Gatten seines ehemaligen Beichtkindes zu machen, aber sie befanden sich bald einander gegenüber, der Oberin und Genovefa folgend, die vor ihnen hergingen.

„Ich wünsche Ihnen zu Ihrer Vermählung aufrichtig

Glück," begann der Pater, „denn in unserer Zeit, wo das Interesse Alles entscheidet, wo die Männer bei einer Heirath nur die materiellen Vortheile berücksichtigen, welche sie darzubieten vermag, haben Sie eine Frau von wahrer Tugend zu wählen gewußt, welche — ich hoffe es mit Zuversicht — die starke Frau des Evangeliums in Ihrem Hause seyn wird."

Seiner stolzen Zuversicht ungeachtet konnte Lancy bei dem unerwarteten Complimente, das ihm der Pater machte, sich nicht einer gewissen innern Unruhe erwehren; er schlug wie aus Bescheidenheit die Augen nieder, in Wirklichkeit aber nur, um dem Blicke des Paters nicht zu begegnen, der, wie er sich einbildete, scharf und durchdringend seyn müsse, während er doch nur wohlwollend und ruhig war. Er suchte jedoch dieser unwillkührlichen Unruhe Herr zu werden und stammelte einige Worte, die ihm eben die Höflichkeit eingab.

„Diese Verbindung macht mich in der That glücklich," sagte er, „sie gründet das Glück meiner Zukunft, und es wäre zu wünschen, viele Frauen würden der meinigen gleichen."

„Ja," erwiederte der Pater mit dem nämlichen theilnehmenden Tone, „und die Zeit allein wird Sie den Werth des Schatzes kennen lehren, welchen Sie besitzen. Ich habe Ursache, Sie vor den meisten Männern für einen Günstling des Himmels zu halten, denn für sehr viele ist die Ehe eine harte, harte Prüfung."

„Warum dieß aber?" entgegnete Lancy; „die Männer besitzen die Tugend der Beständigkeit, ein wahrer Freund altert niemals für uns, und die Zeit kann uns ihn nur noch theuerer machen."

„Gewiß; aber nimmt man sich eine Frau, wie man einen Freund wählt? Nein, man sieht nur auf vergängliche Schönheit, auf großen Reichthum, ohne sich um die Eigenschaften des Geistes und Herzens seiner Gattin zu bekümmern; man zieht, wenn man wählen

kann, eine reiche und schöne Frau einer guten und tugendhaften vor. Sey es; aber mit der Zeit gewöhnt man sich an Reichthum und Schönheit; die Zeit vernichtet die Schönheit und manchmal auch den Reichthum, und was bleibt dann übrig? Langeweile, Ueberdruß, Bitterkeit, Mißgunst und Verdruß. Und hieraus entstehen Unordnung und Haß im Schooße der Familien. Der Mann fängt nun zu klagen an; er sagt, eine unerträgliche Last drücke ihn nieder, die Natur empöre sich gegen diese ewigen Fesseln, und man habe das Recht, sie zu brechen."

„Sie haben Recht; ich habe tausend Gründe, Ehescheidungen zu tadeln, aber man sieht eine Menge Männer, welche durch Uneinigkeit in der Ehe unglücklich sind; glauben Sie also nicht, daß es von Seite der Kirche gut gethan wäre, sie von dem Joche zu befreien, das sie zu Boden drückt?"

„Sie sind weit mehr strafbar als unglücklich," erwiederte der Pater lebhaft; „sie wollen in ihrer Verbindung nur Befriedigung der Leidenschaft und Begierlichkeit finden und sind gerechter Weise dafür bestraft worden. Ihr Beispiel kann Andern zur Belehrung dienen, und das Gesetz hat keinen andern Wunsch, denn es muß ihm darum zu thun seyn, eher die Familienbande enger zu knüpfen als lockerer zu machen. Die einzige nöthige Reform ist die des Herzens des Mannes. Ja der Mann ändere sein Herz, er setze Mäßigkeit an die Stelle der Begierlichkeit, christliche Liebe an die schmutziger Eigenliebe, Liebe zur Tugend an die der Liebe zu den Leidenschaften, und das Glück wird in den Schooß der Familien und aus diesem in die Gesellschaft zurückkehren. Dieses Glück, Herr Lancy, besitzen Sie, denn Ihre Lebensgefährtin ist von diesen Tugenden durchdrungen, und Sie haben für sie die Gefahren und das Beispiel der Welt nicht zu fürchten. Welches Schicksal Sie immer treffen mag, Sie werden bei Ihrer Gattin

immer Trost, ein freundliches Wort und einen weisen Rath finden.“

Lancy versetzten die Worte des Paters in eine besondere Geistesstimmung, er war gerührt und wollte doch gleichgültig scheinen; seine Seele stimmte ganz in die edle Sprache des Paters ein, aber sein Herz kämpfte im Geheimen gegen diese Grundsätze. Um sich von diesem moralischen Zwange zu befreien, beeilte Lancy seine Schritte, um sich wieder mit den beiden Frauen zu vereinigen, die sie im Gespräche verloren hatten. Nachdem er der Oberin für die liebevolle Aufnahme, die sie ihnen gewährt, mit aufrichtiger Innigkeit und dem Pater Ambros mit einer gewissen Verlegenheit gedankt hatte, nahmen die beiden Gatten Abschied und entfernten sich.

„Hast du dich nicht gelangweilt?“ fragte Genovefa auf dem Wege nach Hause, nach einem Stillschweigen, das Lancy nicht brechen zu wollen schien.

„Nicht im Geringsten. Die Oberin scheint mir eine Frau von großem Verdienst und dein Pater Ambros ein Mann von Herz und Geist zu seyn, — ich gebe dieß zu.“

Diese Worte sprach er zögernd und gleichsam, um sich einer Gewissenspflicht zu entledigen; hierauf wurde er wieder ernsthaft und nachdenkend.

Mehrere Tage nach dem Besuche im Kloster hatte Lancy die ihm sonst eigene Munterkeit noch nicht wieder erhalten; er schien befangen, das Landleben schien ihm einförmig, er dachte an Paris, an die Geschäfte, die er dort hatte, und einige Worte des Pater Ambros kamen ihm in den Sinn. Diese Worte, deren Wahrheit er sich gleichwohl nicht verhehlen konnte, hatten ihn verletzt; er fühlte sich getroffen durch sie, er mußte sich selbst Vorwürfe machen, und sein Stolz erwachte.

„So spricht man im Kloster,“ sagte er bei sich, „aber die Welt hat andere Ansichten. Es ist Zeit, an die Rückkehr nach Paris zu denken; ich bin dieses

Schäferlebens überdrüssig. — Ich habe da eine sonderbare Heirath geschlossen. Es ist wahr, meine Frau hat viele gute Eigenschaften, aber ihr Hang zur Frömmigkeit! Gleich und gleich gesellt sich gerne, sagt das Sprichwort, aber bei uns wenigstens trifft es nicht zu. Wer weiß! Die Extreme berühren sich. Ich will doch sehen, wer von uns beiden Theilen den andern bekehrt. Wenn sich zwei Charaktere einander geradezu entgegengesetzt sind, suchen sie, sich einander zu nähern. Arme Genovefa! Ich passe nicht für dich, aber der Eigennutz hat sich in's Spiel gemischt, wie Pater Ambros sagt. — O immer dieser Pater Ambros! Fort mit ihm!" —

Am darauffolgenden Tage erhielt Lancy einen Brief aus Paris, worin ihm ein Freund schrieb, die Bewegungen an der Börse machten seine Anwesenheit nöthig, und unserm Freunde gab dieser Brief eine willkommene Gelegenheit, die Rückkehr nach der Hauptstadt zu betreiben, die dann auch sogleich vollzogen wurde.

In Paris angekommen beschäftigten sich die Neuvermählten allzuerst damit, ihr Haus einzurichten. Diese Beschäftigung dauerte einige Wochen, und Lancy mußte dabei das Geschick, die Ordnung und den guten Geschmack Genovefa's bewundern. Sie dachte an alles, nichts entging ihrer Aufmerksamkeit, und einfach wie sie war in allen Dingen, entfernte sie sorgfältig jeden überflüssigen Luxus, ohne jedoch in Geiz oder Geschmacklosigkeit zu verfallen. Nachdem die Einrichtung getroffen war, widmete sich Lancy seinen Geschäften, die ihn einen großen Theil des Tages hindurch in Anspruch nahmen. Genovefa hütete sich wohl, darüber zu klagen, denn sie hatte den Charakter ihres Gatten richtig beurtheilt, und sah sich mit Schrecken an einen Mann gefesselt, welcher mit ganzer Seele an der Welt und ihren Freuden hing. Genovefa zeigte sich sehr willig, alle Zerstreuungen und Vergnügungen mit ihrem Gatten zu theilen, welche ihre Stellung und die Schicklichkeit noth-

wendig machten; handelte es sich aber um den Genuß unmäßiger oder gefährlicher Freuden, dann machte sie Lancy mit der größten Sanftmuth zwar, aber mit der Festigkeit, welche ihr das Bewußtseyn ihrer Pflicht verlieh, ernste Gegenvorstellungen, welche ihn um so mehr in Verlegenheit setzten, da er nicht zu den Männern gehörte, welche ihren Willen in Ermangelung triftiger Gründe mit Gewalt und Rohheit durchzusetzen bereit sind. Er suchte ihr zwar Scheingründe entgegenzusetzen, aber seine moralische Philosophie mußte der christlichen das Feld räumen. Seine Niederlage machte ihm zwar einigen Verdruß, aber Genovefa wußte ihren Widerstand in eine so überredende Form zu kleiden, ihre Worte waren so wenig verletzend und ihr Ton so einschmeichelnd, daß er der Siegerin nicht zürnen konnte, und die Debatte sich auf die friedlichste Weise endigte.

Die Folge war, daß Lancy die religiösen Gesinnungen seiner Gattin immer mehr achten lernte, zugleich aber befand er sich in großer Verlegenheit, wie unter diesen Umständen sein Durst nach Vergnügen und Genuß befriedigt werden sollte. Er dachte zwar noch edel genug, um Genovefa nicht mit sich fortzureißen, wollte aber doch seinen Neigungen nicht entsagen, und nahm daher nach und nach die Gewohnheit an, oft allein in der Welt zu erscheinen, und einer seiner Freunde hatte dann immer den Auftrag, ihn unter dem Vorwande von Geschäften von Hause abzuholen.

Zehntes Kapitel.

Genovefa's Denkungsweise war zu erhaben und ihr Herz zu redlich, als daß sie über die Aufführung ihres

Mannes hätte Argwohn schöpfen sollen, und sie glaubte daher lange ernstlich, Geschäfte hielten ihn von Hause ferne. Wenn sie aber auch auf diese Weise ein Leben voll Vertrauen und Sicherheit führte, so wäre es doch ein wahres Wunder gewesen, wenn nicht irgend eine dienstfertige Freundin vorhanden gewesen wäre, die es sich zur Aufgabe gemacht hätte, sie darüber aufzuklären und zu enttäuschen, und dieses Wunder fand nicht statt.

Genovefa hatte in Paris eine ihrer früheren Jugendfreundinnen aus dem Kloster gefunden, welche verheirathet gewesen und nun Wittwe geworden war. Obwohl sie etwas älter als Genovefa war, so hatte doch sonst zwischen beiden die innigste Freundschaft stattgefunden. Julie Rosnel (Rosnel hatte ihr Gatte geheißen) gehörte einer armen, unbekannten Familie an, die mit aller Begierde strebte, ihr eine Erziehung geben zu lassen, welche die Niedrigkeit ihres Standes vergessen machen sollte. Julie war daher in das nämliche Kloster gebracht worden, wo Genovefa erzogen wurde. Von den ehrgeizigen Gedanken ihrer Familie durchdrungen, bemühte sie sich aus allen Kräften, es in jeder Hinsicht den vornehmsten und reichesten unter ihren Mitzöglingen gleich zu thun, und sich ihnen anzuschließen. So hatte sie denn auch die Freundschaft Genovefa's mit Eifer gesucht. Julie war übrigens ausgezeichnet schön, geistreich, gut, etwas schwach, immer darauf bedacht, sich über ihren Stand zu erheben, und es gelang ihr, die kleine Welt, von der sie umgeben war, an sich zu ziehen und zu fesseln. Ihre Lehrerinnen gaben sich zwar alle Mühe, ihrem Geiste und Herzen eine bessere Richtung zu geben, allein bei ihrem Austritte aus der Pension waren ihre Gesinnungen noch die nämlichen.

Bald darauf lernte Herr Rosnel, der bereits im hohen Alter stand, aber ein sehr großes Vermögen besaß, Julie kennen und verlangte sie, verführt durch ihren Geist und ihre Schönheit, zur Gattin, indem er ihr,

um das große Mißverhältniß auszugleichen, das zwischen Beider Alter herrschte, durch Vertrag die Hälfte seines Vermögens überließ. Julie dachte, sie könne ihren Eltern nützlich werden, ihre Zukunft sichern, Gutes thun, und wohl auch, sich den Weg in die große vornehme Welt öffnen, und es diesen und jenen vornehmen Damen gleich thun, welche sie schon lange beneidet hatte. Sie willigte daher in die Heirath mit Herrn Rosnel und vergaß bald, von ihrem Gatten fortgerissen, der sein ganzes Glück hinein setzte, sie glänzen zu sehen, die im Kloster erhaltenen Grundsätze, und ihr Denken und Streben zielte einzig nur mehr dahin, sich in den Freuden zu berauschen, von denen sie von allen Seiten umgeben war.

Nach zwei Jahren starb Herr Rosnel und hinterließ seiner Gattin den größten Theil seines Vermögens. Um diese Zeit, kurz vor dem Tode Rosnels, begegnete die erst vermählte Genovefa Julien in den Kreisen der höhern Gesellschaft, worin diese, zweiundzwanzig Jahre alt, frei, jung, reich und von hinreißender Schönheit, eben ihre Triumphe feierte. Madame Rosnel hielt es für das größte Glück, das ihr jemals hätte begegnen können, mit Genovefa, welche sie sonst wohl am meisten beneidet hatte, nun auf gleichem Glücksfuße zu stehen, und sie benützte mit großer Freude die sich ihr darbietende Gelegenheit, ihre Freundschaft mit Madame Lancy zu erneuern. Genovefa kam ihr theils in Erinnerung der Zuneigung, welche früher beide verbunden hatte, theils aber aus einem geheimen Gefühle von Mitleiden für die junge Frau, welche die Welt in ihren Schlingen festhielt, und die sie aus ihnen befreien wollte, freundlich entgegen. Sie benützte sogleich ihre alte Vertraulichkeit, um an Madame Rosnel über diesen Gegenstand einige ermahnende Worte zu richten. Julie hörte sie aufmerksam an, denn ihr Herz war gut und bewahrte noch eine tiefe Verehrung für alles, was sie an die heiligen Uebungen des Klosters erinnerte; aber immer

von Vergnügungen in Anspruch genommen und von Huldigungen umgeben, gab sie ihrer Freundin lächelnd Recht, versprach über ihre Worte nachzudenken, und gab sich, der Täuschung voll, von Neuem dem Wirbel der Feste hin, in denen vor Allen zu glänzen und von Allen bewundert zu werden ihr zu großes Vergnügen machte, als daß sie sich hätte aus diesem Freudenwirbel losreißen können.

Als sie eines Tages Genovefa wieder in einer Gesellschaft traf, näherte sie sich ihr mit den Worten:

„Wie geht es dir denn, liebes Kind? Du scheinst leidend zu seyn."

„Ich?" sagte Genovefa erstaunt; „mir fehlt nicht das Geringste; was bringt dich auf diese Meinung?"

„Geh, geh, liebe Kleine, spiele nicht die Starke; deine Gesundheit ist wankend; ich weiß dieß gewiß; du mußt mehr für deine Gesundheit besorgt seyn. Aber — warum lachst du denn?"

„Weil du mich mit Gewalt krank machen willst."

„Willst du denn deinen Mann Lügen strafen? Noch gestern sagte er mir in der Oper, daß deine schwache Gesundheit dir nicht gestatte, ihn zu begleiten. Das Nämliche sagte er mir an mehreren Orten, wo wir uns trafen, und erst vor acht Tagen bei dem großen maskirten Balle, den uns Frau von Cerini gegeben. — Du wirst auf einmal ernsthaft? Ich glaube zu errathen, was an der Sache ist, meine kleine Puritanerin; du wolltest nicht in der Oper, nicht auf den maskirten Ball gehen, weil du eine Andachtsübung zu verrichten hattest, — nicht wahr, das ist die ganze Ursache, und dein lieber Mann hat dich krank gemacht, weil er sich schämte, allein erscheinen zu müssen? Doch laß dich belehren, liebe Kleine, versage deinem Manne niemals, ihn zu begleiten; verhindere ihn, etwas Unrechtes zu thun, wenn du kannst, aber wenn er es will, so folge ihm. Dein Gatte ist in der That recht liebenswürdig."

„Ich setze alles Vertrauen auf meinen Gatten,“ erwiederte Genovefa, „und würde seinem Charakter sehr unrecht thun, wenn ich den geringsten Argwohn über sein Benehmen hätte.“

„Wenn es so ist,“ erwiederte Julie mit etwas erzwungenem Ernste, „und wenn du deiner Sache gewiß bist, so habe ich nichts mehr zu sagen, und alles geht auf's Beste.“

Genovefa wurde in Folge dieses Gespräches sehr nachdenkend, und als sie nach Hause zurückgekehrt war, konnte sie sich peinlicher und düsterer Betrachtungen nicht erwehren, ja völlig Muthlosigkeit ergriff einen Augenblick lang ihre Seele. Das, was sie vor ihrer Heirath gefürchtet, was sie vorausgesehen hatte, ging also leider in Erfüllung, und sie konnte sich darüber nicht mehr täuschen. Ihr Gatte bewies ihr zwar in seinem ganzen äußern Benehmen gegen sie große Verehrung, aber ihre Seelen verstanden einander nicht und ihre Neigungen strebten ganz verschiedenen und völlig entgegengesetzten Richtungen zu. Nachgiebigkeit, Schonung, Sanftmuth, welche sie ihrem Gatten bewies, alle die sanften Freuden stiller, geräuschloser Häuslichkeit, die sie ihm zu bereiten so emsig strebte, genügten ihm nicht, und er verließ sie unter dem Vorwande von Geschäften, um andern geräuschvolleren Freuden nachzujagen! Bei diesen betrübenden Gedanken füllten sich ihre Augen mit Thränen, und ihre niedergeschlagene Seele wagte nicht, an die Zukunft zu denken. Mit gefalteten Händen, mit dem Himmel zugekehrten Blicken bat sie Gott um Hülfe, und nach und nach kehrte Ruhe und Ergebung wieder in ihr Herz zurück. Mußte sie Gott nicht vielmehr für diese Prüfungen danken? Verbargen sie nicht irgend eine ihr jetzt noch unbekannte Gnade? Hätte ihr übrigens nicht noch ein größeres Unglück begegnen können? Lancy achtete ihre Glaubensmeinungen, ihre frommen Uebungen, — um wie viel größer wäre ihr Unglück,

wenn sie einen Gatten hätte, der sie auf eine gewaltsame Weise auf einen andern Weg zu bringen suchen würde? Lancy verlangte bisweilen, daß sie für die Welt Opfer bringe, aber er gab doch zu, daß es ihrerseits Opfer wären. Er könnte ja noch weiter gehen und sie zu etwas zwingen, was gegen ihr Gewissen wäre. So dachte Genovefa; sie schöpfte Muth aus diesen Gedanken und faßte den edlen Entschluß, der Nachlässigkeit, mit welcher ihr Gatte sie behandelte, eine noch größere Ergebung entgegenzusetzen.

Inzwischen unterbrach ein Familienereigniß ihre traurigen Betrachtungen: die Zeit, wo ihr Bruder Eduard sich verheirathen sollte, kam immer näher. Nicht daß Eduard diese Verbindung sehr lebhaft gewünscht hätte, denn er war von Fräulein Delcours Schönheit mehr geblendet, als im Innern von ihren sonstigen Eigenschaften gefesselt, aber er hoffte, wenn er sie heirathe, den Kämpfen, denen er sich im Innern fortwährend preisgegeben sah, endlich ein Ziel gesetzt zu sehen. Trotz den festen Entschlüssen, die er, wie wir wissen, auf Veranlassung der Bemühungen seiner Schwester gefaßt hatte, fühlte er häufig seine Schwäche wiederkehren und seine Besserungsvorsätze wankend werden; er begriff die Nichtigkeit der Leidenschaften, er sah den Abgrund vor sich, wohin sie am Ende führen müßten, aber was sollte er an ihre Stelle setzen? Sein Charakter neigte sich in diesem schwankenden Zustande zur Ironie hin, mit welcher er alles zu bekritteln, alles zu bespötteln begann. Er sah in der Welt eine mehr oder weniger schlecht gespielte Comödie, und deckte ohne Erbarmen alle Schwächen auf und machte sie lächerlich, mochte er sie nun an sich selbst oder an Andern entdecken. Wenn dieses Treiben ein Lächeln auf seine Lippen hervorrief, erfüllte es doch sein Herz mit Bitterkeit. In dieser seltsamen Gemüthsstimmung konnte er nur in der Gesellschaft Genovefa's einige Ruhe finden; bei ihr fühlte er sich waffen- und

stachellos, bei ihr fand er eine Aufrichtigkeit der Gesinnung und Ueberzeugung, die über jeden Angriff erhaben war. Auch brachte er, seitdem seine Schwester vermählt war, ganze Abende in traulichem Gespräche bei ihr zu.

Doch kehren wir wieder zu der Verheirathung Eduards zurück.

Herr Delcour kam eines Morgens zu Herrn Breton, und traf ihn in seinem Cabinete.

„Entschuldigen Sie, Bester,“ sagte er beim Eintreten, „daß ich Sie so früh störe; aber ich wünschte Sie zu sprechen, ehe ich mich in's Ministerium begebe.“

„Was bringen Sie, Freund?“ entgegnete Herr Breton mit Unruhe, indem er irgend eine politische Mittheilung erwartete.

„Beruhigen Sie sich; es handelt sich zwar allerdings um eine wichtige, aber für uns zugleich glückliche Angelegenheit. Hören Sie mich! Seit gestern ist eine Stelle im Ministerium erledigt, welche 15,000 Francs einträgt. Ich bedarf für dieselbe einen jungen, fähigen Mann, und habe bereits an Ihren Sohn gedacht. Ich hoffe, ihm durch meinen Einfluß die Stelle verschaffen zu können, — was sagen Sie dazu?“

„Ich sage, daß Sie der kostbarste aller Freunde sind, und ich werde niemals im Stande seyn, Ihnen so viele Gefälligkeit zu vergelten. Ihnen verdanke ich das Glück meines Sohnes; Sie haben ihn an Ordnung und Arbeit gewöhnt, Sie wollen ihm nun eine ehrenvolle, ansehnliche Stelle verschaffen, — sagen Sie, wie ich mich jemals für so große Dienste sollte hinreichend dankbar bezeigen können!“

„Nun wohl, mein Freund, Sie geben mir Muth, Ihnen mein ganzes Herz zu öffnen, und Ihnen einen Plan mitzutheilen, wie ihn wohl Väter zu haben pflegen. Ich hegte immer den Wunsch, unsere alte Freundschaft noch fester zu verknüpfen; eine Verbindung zwischen unsern Kindern schien mir zwar dazu immer das beste

Mittel zu seyn, aber ich gab diesem mir übrigens so werthen Gedanken kein Gehör, weil sich — ich gestehe es Ihnen offen — mein Stolz dagegen empörte. Zwischen den Glücksgütern der Eltern unserer Kinder herrscht ein zu auffallender Unterschied, die Verhältnisse sind ungleich, und ich fürchtete — soll ich es sagen —, von Ihnen für eigennützig gehalten zu werden."

O, Sie scherzen," rief Herr Breton in einer Aufwallung großmüthigen Zornes, „bin ich denn ein Jude oder ein Banquier, daß ich so denken könnte?

„Nun also, um mich kurz zu fassen: wenn Ihnen die Sache annehmbar scheint, bester Freund, so gebe ich meiner Tochter jene Stelle als Mitgift, wir verheirathen unsere Kinder und bilden künftig nur eine Familie."

„Herrlich, mein Lieber, herrlich, Ihr Plan entzückt mich, und es ist nicht mehr als billig, daß Eduard in der That Ihr Sohn wird, denn Sie haben wie ein Vater an ihm gehandelt. Wir wollen mit meiner Frau darüber sprechen und alles wird gut gehen."

Madame Breton stand in zu genauer Verbindung mit Madame Delcour, als daß der Heirathsplan nicht vollkommen ihren Beifall gefunden hätte, so daß nur noch die Zustimmung Eduards fehlte. Seine Mutter trug ihm die Sache vor, und da er bereits vorbereitet war und nichts gegen diese Verbindung einzuwenden hatte, so ging die Hochzeit bald vor sich und Fräulein Emilie Delcour wurde Genovefa's Schwägerin. Diese Verwandtschaft flößte ihr aber nicht mehr Wohlwollen für Madame Lancy ein, ja sie vermehrte noch ihre Vorurtheile gegen letztere, indem sie es ihr nicht verzeihen konnte, daß sie eine glänzendere Stellung inne habe, als ihre eigene war. Auch machte Genovefa einige Monate nach ihres Bruders Verheirathung die Bemerkung, daß dieser sie nur mehr sehr selten besuche. Die Liebe Eduards zu seiner Schwester hatte sich zwar nicht vermindert, aber seine Gattin hielt ihn ab, sie ihr selbe zu

beweisen. Genovefa schmerzte diese Kälte sehr; über die Gesinnungen ihres Gatten ungewiß und unruhig, wurden ihr die Bande, welche sie an ihre Familie knüpfte, nur noch theuerer, und sie bemerkte daher mit Schmerz, daß auch diese lockerer zu werden begannen.

Ein Jahr war vorüber gegangen, und Genovefa's Hoffnungen auf Lebens- und Familienglück schienen immer mehr getäuscht zu werden. Es ward immer einsamer um sie, sie hatte Niemanden, dem sie ihr Vertrauen schenken, dem sie mit inniger Neigung zugethan seyn konnte, und auch Lancy entfernte sich immer mehr von ihr, wenn er gleich stets den äußern Anstand strenge beobachtete und sich bei jeder Gelegenheit mit vieler Achtung gegen seine Gattin benahm.

„Die Geschäfte nehmen mich so sehr in Anspruch," sagte er zu Genovefa, bei sich selbst aber dachte er: Ich lasse sie ja nach ihrem Geschmacke wählen, ich achte ihre Ueberzeugungen, ich ehre ihren Charakter und habe also doch auch gewiß das Recht, nach meinem Willen und meinen Grundsätzen zu leben. Kann man verträglicher seyn?

Eben diese Grundsätze und dieses Benehmen ihres Gatten verursachten aber Genovefa viele Leiden, da sie sich ihnen zufolge immer einsam und verlassen sah. Aber die gütige Vorsehung gewährte ihr einen großen Trost, indem sie sie Mutter werden ließ. Genovefa gebar ein Mädchen, in welchem sie neu auflebte und das ihr alles ersetzte, was ihr die Gleichgültigkeit und Lieblosigkeit ihres Gatten entzog. Eine neue Zukunft öffnete sich vor ihr; sie wurde ruhiger über ihr eigenes Schicksal, und die Leiden ihres Herzens wurden von der Sorge für das Glück des kleinen lieblichen Wesens, das ihr der Himmel geschenkt, in den Hintergrund gedrängt.

Von ihrer Familie wurde sie bei dieser Gelegenheit von liebevoller Sorgfalt überhäuft, und Madame Breton, welche die zurückgezogene Lebensweise ihrer Tochter

bisher immer bürgerliche Kleinstädterei genannt hatte, unterbrach selbst die Reihe ihrer Vergnügungen und verließ das Zimmer ihrer Tochter kaum mehr. Auch Eduard und seine Gattin brachten viele Stunden bei der Wöchnerin zu, und Lancy bewies sich als den zärtlichsten und besorgtesten Ehemann und Vater. Ohne Zweifel folgte er nur dem Zuge seines Herzens, aber ein aufmerksamer Beobachter hätte immerhin etwas Uebertriebenes in seinem Betragen wahrgenommen, als wolle er gleichsam vor den Augen der Familie mit Liebe und Anhänglichkeit für seine Frau prunken.

Einige Wochen nach der Geburt des Kindes sagte Madame Breton zu Genovefa: „Es ist nun Zeit, liebe Tochter, eine Amme für dein Kind zu wählen; überlaß mir nur diese Sorge, meine Wahl wird dich gewiß zufrieden stellen.“

„Ich denke nicht daran,“ antwortete Genovefa, „meinem Kinde eine Amme zu geben; ich will es vielmehr selbst ernähren.“

Madame Breton konnte anfangs vor Erstaunen kein Wort hierauf erwiedern, so ungewöhnlich und außerordentlich kam ihr diese Aeußerung ihrer Tochter vor.

„Wohin denkst du?“ sagte sie endlich; „weißt du denn auch, was du sprichst?“

„Was befremdet dich denn an meinem Entschlusse, liebe Mutter, ist er denn so unnatürlich?“

Madame Breton schwieg wie Jemand, der vor Erstaunen die Sprache nicht finden kann, so sehr sich auch die Worte ihm auf die Lippen drängen. Endlich brach der Sturm auf folgende Weise los:

„Wie sagst du? Natürlich nennst du deinen Entschluß, dein Kind selbst zu ernähren? Wahrlich man muß viel kaltes Blut besitzen, um dich ruhig so sprechen zu hören. Begreifst du denn nicht, daß du dich lächerlich machen würdest und zwar lächerlich im höchsten Grade? Kann eine Frau, die auf guten Ton Anspruch

macht, wohl immer ein kleines Kind in den Armen haben? Kannst du so die Freunde deines Mannes in deinem Hause empfangen? Doch um die Ehre deines Hauses bist du wenig besorgt und hast deinen Entschluß gefaßt, ich sehe dir's am Gesichte an, aber uns, deiner Familie, kann dieß nicht gleichgültig seyn, und wir müssen darüber wachen, daß der Anstand nicht verletzt wird; dabei bleibt es. Und fürchtest du übrigens denn nicht, daß du durch Ernährung deines Kindes deine Kräfte erschöpfest und deine Gesundheit zerstörest, abgesehen davon, daß es deinem Gatten nicht gleichgültig seyn kann, wenn dein blühendes Aussehen darunter leidet? — Doch ich sehe an deiner Miene, daß alle meine Vorstellungen keinen Eindruck auf dich machen, du wirst deinem Kopfe folgen, ich sehe es voraus! O wie viele Geduld muß man mit dir haben!"

Genovefa hatte während der langen Rede ihrer Mutter Zeit, nachzudenken und ihren Entschluß zu fassen, und sie sprach, nachdem ihre Mutter geendet hatte, mit großer Ruhe, in der Ueberzeugung jedoch, daß ihre Mutter fortwährend bei ihrer Meinung beharren werde:

„Den Entschluß, liebe Mutter, über den du dich so sehr wunderst, haben mir mein Herz und mein Gewissen vorgeschrieben; aber ich kann mich in Beziehung auf meine Gesundheit täuschen, und wir wollen also den Arzt darüber entscheiden lassen. Hält mich dieser für zu schwach, um mein Kind selbst zu ernähren, so werde ich mit Bedauern zwar nachgeben, aber ich werde es."

„Der Arzt, meine Tochter, kann über den Einfluß auf deine Gesundheit entscheiden, aber Niemand weiß besser, was deinem Range geziemt, als deine Familie, und diese wollen wir nun sogleich darüber vernehmen."

Madame Breton ließ nun die ganze Familie zusammenrufen, und bald eilten Lancy, Herr Breton, Eduard mit seiner Gattin und Madame Delcour in großer Aufregung herbei. Sie hatten irgend ein Unglück befürchtet

und vernahmen nun mit großer Befriedigung, daß es sich nur darum handle, einem Unglücke vorzubeugen, denn für ein solches betrachtete Jedermann den Entschluß Genovefa's, der nun von der ganzen Versammlung einstimmig verworfen wurde. Ihre Gesundheit forderte jedoch Schonung, man durfte ihr nicht geradezu widersprechen, und da sie sich auf den Arzt berufen hatte, so überließ man es diesem, den Ausspruch zu thun, der ihm übrigens von der Familie schon im Voraus angegeben wurde. Der Arzt wurde also gerufen; er wollte sogleich sprechen, als er in's Zimmer trat, aber Genovefa kam ihm zuvor und sagte mit einer Stimme, welcher die Mutterliebe einen rührenden, für ihren Willen einnehmenden Ton verliehen hatte:

„Lieber Doctor! es gibt wohl kein größeres Glück für eine Mutter, als wenn sie ihr Kind selbst ernähren darf, und sie kann sich mit ihm nicht enger verknüpfen, als wenn sie ihm täglich einen Theil ihres eigenen Ichs gibt. Ein Kind mit fremder Milch nähren zu lassen, dazu müssen mächtige Gründe vorhanden seyn, und ich fordere Sie bei Ihrer Ehre und bei Ihrem Gewissen auf, zu entscheiden, ob ich mir aus Gesundheitsrücksichten eine Freude versagen muß, die ich für die höchste irdische halte, und die nach meiner Meinung durch keine andere ersetzt werden kann?"

Bei diesen Worten warf sie dem Arzte einen bittenden Blick zu. Dieser schwieg einen Augenblick wie nachdenkend, und sah der Reihe nach Genovefa, deren Hand er in der seinigen hielt, und alle Anwesenden forschend an. Er sah Herrn Breton gerührt, ließ die Hand der Wöchnerin los und sagte dann mit Nachdruck:

„Nein, Madame, nein, ich will Sie nicht eines Vergnügens berauben, über das Sie in Ihrem Herzen keines zu setzen wissen; ich verstehe Sie und werde Sie darum in keiner Weise hindern, Ihr Kind selbst zu ernähren."

„O wie glücklich, wie glücklich bin ich!“ rief Genovefa.

Der Arzt entfernte sich und ließ die Versammlung ganz bestürzt und verwirrt zurück.

Eilftes Kapitel.

Einige Wochen hindurch gab es viel Geräusch um Genovefa, denn ihre Mutter feierte die Geburt ihrer Enkelin mit glänzenden Festen; nach und nach wurde es aber wieder ruhig in ihrer Umgebung und Jedermann kehrte zu seinen alten Gewohnheiten zurück, Madame Breton zu ihren Weltfreuden, Eduard und seine Gattin zu ihrem kalten Benehmen gegen Genovefa, und Lancy zu seinem Geschäftsgetümmel, so daß sich Genovefa bald wieder einsam und verlassen sah. Unter den vielen Bekanntschaften, welche die Wöchnerin besucht hatten, vermißte sie Madame Rosnel, und sie machte ihr bei einem zufälligen Zusammentreffen Vorwürfe darüber. Madame Resnel brachte verlegen einige Entschuldigungen vor, den wahren Grund der Unterlassung dieser Höflichkeit sollte Genovefa aber erst später erfahren.

Es war also wieder einsam und stille um Madame Lancy, aber diese ertrug ihr Loos mit Ruhe und Ergebung, denn sie hatte ja ihr Kind, und was will eine liebende, zärtliche Mutter mehr? Tag und Nacht beschäftigte sie sich mit ihm, und wenn ihr auch der große Unterschied, der zwischen ihrem und ihres Gatten Charakter herrschte, noch immer sehr schmerzlich seyn mußte, so war dieß doch nicht wie vor ihrer Entbindung ihr

einziger, ausschließender Gedanke. Die Gleichgültigkeit, womit sie von ihrer Familie fortwährend behandelt wurde, erlitt jedoch eine für Genovefa tröstliche Ausnahme, denn ihr Vater kam, seitdem sie Mutter geworden war, sehr oft zu ihr, und seine Zuneigung schien seitdem noch zugenommen zu haben.

Der würdige Mann war, wie man weiß, im Innern nicht sehr zufrieden; seine Lage in der Hauptstadt war nun einmal nicht nach seinem Geschmacke, und seit der Verheirathung Genovefa's hatte er von der Herrschsucht seiner Gattin mehr als jemals zu leiden. Bei Genovefa fand er Trost, und es gelang ihr immer, ihn wieder für einige Zeit mit seinem Schicksale auszusöhnen, und wenn Herr Breton alle Lebenslust verloren zu haben versicherte, dann sprach sie mit ihm von den unsterblichen Hoffnungen des Christen, von einem andern, glücklicheren Leben, das besonders Jenen zu Theile werde, welche ihre Leiden auf der Erde mit Ergebung und Frömmigkeit ertragen, und Herr Breton äußerte einst:

„Ja, ja, man muß an den Himmel glauben, denn die Erde ist nur zu oft eine Hölle; ich weiß es leider aus Erfahrung! — Doch ich habe Unrecht, mich zu beklagen, das Alter muß Ergebung besitzen, denn wie lange hat es denn noch zu leiden? Und dann, warum soll ich dich traurig machen, und du bist doch jetzt so glücklich. Nicht wahr, meine Tochter, du bist in der That glücklich? Aber wo ist Lancy?"

„Lancy ist mit Geschäften überhäuft, mein Vater, und hat nicht einen Augenblick für sich."

„Es ist wahr; er muß aber ungeheuer dabei gewinnen. Nun desto besser; später wird er sich dann wohl zu Ruhe setzen. — Aber wie groß deine Tochter wird; komm einmal auf die Arme des Großvaters, kleine Puppe!"

Und nun nahm Herr Breton die Kleine auf seine Arme, trug sie im Triumphe umher, und vergaß über

ihrem kindlichen Lächeln die Kammer der Deputirten, die Herrschsucht seiner Gattin, und alles, was ihm in der Hauptstadt Plage und Langeweile machte. Es war ein großer Trost für Genovefa, zu bemerken, daß Heiterkeit wieder in das Herz ihres Vaters zurückkehrte, und besonders, daß seine Gesinnungen sich immer mehr der Religion zuneigten, die uns mitten unter den bittersten Leiden allein Seelenfrieden gewähren kann. Ihr friedliches und ruhiges Leben sollte aber von neuen Stürmen bedroht werden. Das Gold muß im Feuer seine ganze Reinheit erhalten, muß also nicht auch die Tugend Prüfungen erleiden, damit man ihren Werth erkenne?

Eines Tages kam Adrian, der beste Freund Lancy's, zu Madame Eduard, um ihr einen Besuch zu machen, und nach den gewöhnlichen Begrüßungen sagte diese zu ihm: „Man hört ja, Sie werden heirathen, Herr Adrian, ist dieß wahr?“

„Ich, Madame? Ich höre aus Ihrem Munde das erste Wort davon. Und mit wem werde ich mich denn verheirathen, wenn ich es wissen darf? Ich wäre doch selbst begierig, meine liebenswürdige Künftige kennen zu lernen.“

„Mit einer jungen und reichen Wittwe. Verstehen Sie nun?“

„Ich weiß nicht, wen Sie meinen,“ erwiederte Adrian mit einer Miene, die sich ein wenig verdüsterte.

„Sie wollen also läugnen, daß zwischen Ihnen und Madame Rosnel eine Verbindung im Werke ist?“

„Daß die Welt zum Zeitvertrieb mich mit Madame Rosnel vermählt, ist sehr möglich, und daß Madame Rosnel vielleicht die Welt in ihrer Meinung bestärkt, ist ebenfalls sehr möglich, denn dieser Frau ist allerdings so etwas zuzutrauen; aber was Ihren ergebensten Diener betrifft, so ist er nicht so thöricht, als man glaubt, und Sie dürfen überzeugt seyn, daß er muthig eher ohne Frau sterben, als sich unter die Fahne dieser stellen

wird. Wozu hätte ich denn meine Erfahrungen in der Welt gemacht, wenn ich mich von einer Coquette fangen ließe? Doch genug, ich mag nicht mehr sagen!"

„O wie strenge urtheilen Sie über diese arme Frau! Ich will zugeben, sie ist leichtsinnig und gefallsüchtig, aber ich glaube nicht, daß man ihr im Grunde etwas von Bedeutung vorwerfen kann. Oder wissen Sie vielleicht etwas dieser Art von ihr?"

„Sprechen wir von etwas Anderm, wenn es Ihnen gefällig ist; ich habe Gründe, über Madame Rosnel zu schweigen. Doch — wenn ich mir die Sache recht überlege, so sollte ich dennoch sprechen, und gerade zu Ihnen."

Die Neugierde der Madame Eduard war auf's Höchste gespannt, und sie sagte zu Adrian:

„Wenn die Sache sich so verhält, so sprechen Sie. Sie haben mich nun einmal in's Spiel gemengt und müssen mich daher auch über Ihre Geheimnisse aufklären."

„Ich will es, wenn Sie mir versprechen, die Sache geheim zu halten, oder wenigstens mit größter Klugheit zu verfahren."

„Ich verspreche Ihnen dieß."

„Ich würde Anstand nehmen, einen Freund anzuklagen, aber es geschieht zu seinem eigenen Besten, und so erfahren Sie denn, daß eine Person, die Ihnen sehr nahe ist, in zärtlicher Verbindung mit Madame Rosnel steht."

„Und wer ist diese Person? Sie erschrecken mich!"

„Beruhigen Sie sich, Eduard ist es nicht."

„O in Bezug auf meinen Gatten bin ich ruhig, aber wer ist es?"

„Rathen Sie einmal!"

„Sollte es Lancy seyn?"

„Er ist es!"

„Unmöglich!"

„Es ist die Wahrheit, sage ich Ihnen, und an

Ihnen ist es nun, zu handeln und einer offenbaren Familienzwistigkeit vorzubeugen, welche auszubrechen droht. Aber benehmen Sie sich klug gegen Madame Lancy; sie ist eine vortreffliche Frau, die diesen Kummer nicht verdient. Lancy ist übrigens schwer zu behandeln; aber es muß etwas geschehen, denn er vernachlässigt außer seiner Frau auch seine Geschäfte."

„Es wird am Besten seyn, Genovefa geradezu von der Sache zu unterrichten. Sie muß sie zuerst erfahren, und welche Maßregel könnte man außerdem treffen, ohne daß sie von dem Benehmen Ihres Gatten Kenntniß hätte?"

„Ich fürchte —"

„Fürchten Sie nichts; es handelt sich um das Beste meiner Schwägerin, und ich werde dieß niemals vergessen."

„Handeln Sie nach Gutdünken, aber ich bitte, meinen Namen nicht preiszugeben."

„Sie haben mein Wort."

„Dieß genügt mir."

„Nachdem Adrian sich entfernt hatte, und Emilie allein war, dachte sie über die Schritte nach, welche nun zu thun wären. Dieser Schritte gab es zwei: Mit Lancy zu sprechen, oder Genovefa zu unterrichten. Das Erstere verwarf sie nach einigem Ueberlegen, denn er würde läugnen, sich erzürnen, Beweise verlangen und alles für Verleumdung erklären. Unsere Tugendheldin, sprach sie bei sich selbst, wird diese Entdeckung nicht sehr verlegen machen, und wer weiß, ob nicht das Vergnügen, ihrem Manne eine moralische Predigt zu halten, geeignet ist, ihren Verdruß zu vermindern."

Madame Eduard blieb bei dem letzten Entschlusse, und zwar um so mehr, da ihr der Gedanke, Genovefa eine kleine Demüthigung zu bereiten, im Geheimen Vergnügen machte. Sie ging also noch am nämlichen Abende — es war neun Uhr — zu ihrer Schwägerin.

„Wie? so ganz allein?" sagte sie beim Eintritte,

„wo ist denn Lancy? Ich will den Abend bei euch zubringen."

„Du bist sehr gütig, dich meiner zu erinnern," erwiederte Genovefa. „Mein Bruder befindet sich doch wohl?"

„Ganz wohl, — und Lancy? Ich bemerke, daß er sich immer seltner macht."

„O, er ist immer mit so vielen Geschäften überhäuft."

„O man weiß, daß er immer Zeit genug hat, sich in der großen Welt zu zeigen."

„Du weißt ja, daß er seine Geschäfte mehr in den Gesellschaftssälen, als in den Arbeitszimmern abzumachen pflegt."

„Höre, liebe Schwester, du setzest zu großes Vertrauen in deinen Mann, und ich an deiner Stelle —"

„Was sagst du da? — Doch du scherzest, dein Lächeln beweist mir es."

„Ich scherze keineswegs," erwiederte Madame Eduard mit einer Miene, welche Genovefa schaudern machte; „nein, in der That, ich scherze nicht; man spricht in der Welt Manches über deinen Gatten, und es ist nöthig, daß diesem Gerede ein Ende gemacht werde."

„Das würde zu viele Mühe kosten; ich glaube übrigens, überzeugt seyn zu dürfen, daß das Benehmen meines Mannes über allen Verdacht und über jede üble Nachrede erhaben ist."

„Handelte es sich blos um eitles Geschwätz und unbestimmte Verleumdungen, so würde ich darüber schweigen, aber es ist mehr, als dieß; man erzählt bestimmte Thatsachen, man nennt Namen, — verstehst du? Die Ehre der Familie fordert Maßregeln, die das Uebel gründlich heilen. Du zweifelst noch immer? — Erfahre denn —"

„Halte ein, liebe Schwester; ich will durchaus nichts wissen. Hat mich solch ein Unglück wirklich betroffen, so

weiß ich genug, zu viel aber weiß ich bereits, wenn deine Nachricht, wie ich fest glaube, bloße unwürdige Verleumdung ist."

„Kann man denn wirklich gar so vertrauensvoll seyn? Du willst deinem Manne also nichts sagen? Ihm nicht zum Vorwurfe machen, daß er mit der Rosnel im unwürdigsten Verhältnisse steht?"

Genovefa schwieg, aber die Blässe ihres Gesichtes und einige flüchtige Thränen, die eine nach der andern auf ihre zitternden Hände herabfielen, bewiesen die Beklemmung ihres Herzens.

„Thue, was du willst," sagte nun Eduards Gattin, „aber ich werde nicht schweigen, ich werde sprechen und deine Eltern wenigstens sollen es erfahren!"

„Im Namen des Himmels!" rief Genovefa voll Angst, „sage ihnen nichts, ich beschwöre dich! Meine Eltern halten mich für glücklich, warum soll man sie also enttäuschen? Du würdest ihnen ganz unnöthigerweise Kummer machen, und sie würden untröstlich seyn. Nein, nein, sage ihnen nichts, ich bitte dich. Uebrigens halte ich mich noch immer für glücklich, und Niemand soll mich klagen hören."

„Ich bewundere deine Ergebung, liebes Kind, aber ich glaube, man muß trotz aller deiner Gegenwehr deinen Mann von diesem Abgrunde abziehen. Denke darüber nach und theile mir in einigen Tagen deinen Entschluß mit. Du besitzest zu viel Muth, als daß es nöthig wäre, dich zur Geduld zu ermahnen. Lebe wohl!"

Madame Eduard entfernte sich, über die großmüthigen Gesinnungen ihrer Schwägerin mehr aufgebracht als gerührt; sie sah darin nur ein lächerliches Zutrauen oder vielmehr einen beklagenswerthen Mangel an Charakter und Seelenstärke. Dieß wollte sie wenigstens darin sehen, denn wir wollen glauben, daß ihr Herz gegen diese anscheinende Lieblosigkeit protestirte.

Genovefa fühlte sich übrigens von diesen unerwar-

teten Entdeckungen völlig niedergedrückt, denn sie hatte nur zu viele Gründe, sie für wahr zu halten. Doch daß das vorwurfsvolle Benehmen Lancy's nicht ihr Geheimniß sey, welches sie in ihr Herz verschließen und von dem sie nur zu Gott sprechen könne, dieß raubte ihr den Muth und versetzte sie in einen Zustand unendlicher Betrübniß. Aber sie mußte aus ihren Zügen den Ausdruck der Trauer zu verbannen suchen und heiter scheinen, damit Lancy nicht die kummervollen Gedanken errathen möge, die an ihrem Herzen nagten. Was hätte sie ihm auch vorwerfen können? Sie hatte ja keine Beweise; und hätte sie auch deren gehabt, Klagen und Vorwürfe sind nur geeignet, einen Schuldigen zum Zorne zu reizen, statt ihn auf den bessern Weg zu führen. Vielmehr machen ihn im Gegentheile oft Sanftmuth und Güte über seine Fehler erröthen; er schämt sich, vor der Tugend erniedrigt zu seyn, und ein glücklicher Stolz erhebt ihn vom Falle.

Madame Eduard kam nach einigen Tagen wieder; es war Abend und zufällig traf sie mit Herrn Breton zusammen. Genovefa gab ihr durch Zeichen zu verstehen, sie möge vor ihrem Vater nichts verrathen, aber Emilie schien sie nicht zu verstehen und sagte:

„Wie blaß und abgehärmt du aussiehst, Genovefa! Finden Sie dieß nicht auch, lieber Vater; betrachten Sie sie einmal!“

„In der That,“ entgegnete Herr Breton, „ich sehe Kummerwolken auf deiner Stirne; wenn du unwohl bist, so sage es und strenge dich nicht an, mit uns zu sprechen.“

„Ich versichere Sie, daß Sie sich täuschen,“ sagte schnell Genovefa, die sich des Gespräches bemächtigen wollte, da sie fürchtete, ihre Schwägerin möge von ihrem Manne zu sprechen anfangen. „Ich bin nur etwas müde, die Kleine bekommt Zähne und war die ganze Nacht sehr unruhig, so daß ich nicht schlafen konnte.“

„Glauben Sie ihr nicht, lieber Vater," erwiederte Emilie, „Genovefa verheimlicht uns irgend etwas. Sie hat Unrecht, sehr Unrecht, denn die Unterstützung ihrer Familie, besonders ihres Vaters, würde ihr Hülfe gewähren und sie in ihrem Unglücke trösten."

„Was soll das heißen?" rief Herr Breton besorgt, indem er Genovefa und seine Schwiegertochter ängstlich ansah.

„Das soll heißen, mein Vater, daß Emilie mich zärtlich liebt, und deßwegen oft ganz ohne Ursache um mich besorgt ist. Ich danke ihr hiefür von ganzem Herzen, aber die Freundschaft übertreibt oft, und dieß ist bei der guten Schwägerin der Fall."

„Wie du willst," erwiederte Madame Eduard in gereiztem und trocknem Tone, „es beruhigt mich aber wenigstens, daß du in dem, was ich für dich thue, einen Beweis meiner Liebe erkennst."

Genovefa gab dem Gespräche eine andere Wendung, und sah bald mit Vergnügen, daß ihre Schwägerin aufstand und sich zum Fortgehen anschickte.

„Meine Grüße an Lancy!" sagte sie Abschied nehmend, „aber frage ihn doch in meinem Namen, ob man denn darauf Verzicht leisten muß, ihn jemals zu Hause zu finden?"

Dabei sah sie Herrn Breton bedeutungsvoll an, als wolle sie ihm etwas zu verstehen geben. In der That machte ihn diese Aeußerung, die er mit dem früheren Gespräche in Verbindung brachte, aufmerksam, und sie erregte Verdacht in ihm; sobald er sich daher mit Genovefa allein befand, bestürmte er sie mit Fragen, ob sie geheimen Kummer habe, wie er aus Emiliens Aeußerungen schließen zu müssen glaube. Genovefa beruhigte ihren Vater so gut sie konnte, aber ihr ersichtliches Bestreben, den unangenehmen Eindruck zu vertilgen, den jenes Gespräch auf ihn gemacht hatte, bestärkte Herrn Breton umsomehr in seinem Verdachte.

Er nahm zur gewohnten Stunde von seiner Tochter Abschied, anstatt aber nach Hause zurückzukehren, begab er sich sogleich zu seiner Schwiegertochter und theilte ihr seine Unruhe mit. Emilie war weit entfernt, ihm diese zu benehmen, sondern vermehrte selbe noch durch ihre räthselhaften Aeußerungen.

„Mir ist dieser Zustand von Ungewißheit sehr unangenehm," sagte Herr Breton zu ihr, „daher sagen Sie mir, was geht vor? Habe ich wirklich Ursache, um die Ruhe meiner Tochter besorgt zu seyn, oder handelt es sich blos um unbedeutende Weiberklagen? Schenken Sie mir reinen Wein ein!"

„Nun ja, wenn Sie es denn wissen wollen, es handelt sich um etwas sehr Ernstes. Genovefa will meinen Worten nicht glauben, und ich halte es daher für meine Pflicht, der Familie zu entdecken, was ich weiß. Kurz also, Genovefa ist die unglücklichste Gattin, denn ihr Mann führt eine abscheuliche, unwürdige Lebensweise."

„Lancy?"

„Ja! Lancy betrügt seine Frau und gibt sich den niedrigsten Leidenschaften hin."

„O Himmel, ist es möglich? Ist das, was Sie sagen, auch gewiß?"

„Ich sage, was alle Welt öffentlich sagt. Haben Sie denn nicht selbst die Beobachtung gemacht, daß Lancy seine Frau seit einem Jahre immer allein läßt? Haben Sie ihn jemals Abends zu Hause getroffen? Sie kommen doch beinahe täglich zu Ihrer Tochter. Konnten Sie denn wirklich glauben, daß ihn immer Geschäfte nicht allein den ganzen Tag, ja einen Theil der Nacht sogar von Hause ferne hielten? Ich habe übrigens auch unverwerfliche Zeugen, daß er seine meiste Zeit bei Madame Rosnel zubringt."

„Ich weiß nicht, wache oder träume ich! — — Meine Tochter unglücklich, und unglücklich durch ihren

Mann! — Aber dieß fordert Rache; kommen Sie mit mir, wir wollen zu Genovefa gehen und dort Lancy erwarten; ich will ihm eine Lehre geben, die —“

„Ruhig, ruhig, mein Vater, ich bitte Sie,“ rief Madame Eduard erschreckt von der Aufregung, in welche ihre Nachricht Herrn Breton versetzt hatte; „diese Ueberraschung, dieses Aufsehen erregende Benehmen würde Genovefa tödten. Nein, Sie müssen nach Hause zurückkehren, mit der Schwiegermutter überlegen und Ruhe und Kaltblütigkeit zu erlangen suchen; morgen wollen wir uns dann über die Maßregeln vereinigen, welche genommen werden müssen, um das Uebel zu heilen. Vor Allem und Genovefa's wegen muß alles Aufsehen vermieden werden.“

„Sie haben Recht, ich will nach Hause zurückkehren, und morgen, ja morgen wollen wir sehen, was zu machen ist. Der Elende!“

„Es ist schon spät; ich will Sie begleiten lassen. Oder wollen Sie einen Wagen nehmen?“

„Nein, nein, mein Blut ist in heftiger Wallung, die freie Luft wird es abkühlen. Gute Nacht!“

Herr Breton eilte durch die Straßen, die ihn von seinem Hause trennten. Sein Herz schlug heftig und ein nervöses Zittern durchbebte seinen ganzen Körper. Als Madame Breton ihren Gatten in dieser heftigen Aufregung und ganz außer sich in's Zimmer stürzen sah, rief sie ihm voll Schrecken entgegen:

„Um Gottes willen, was hast du? Was ist dir begegnet?“

„O es gehen Dinge vor, schreckliche Dinge! O arme Genovefa, mein armes, geopfertes Kind!“

„Erkläre dich näher, ich bitte dich, deine Zurückhaltung ist mir schrecklich!“

„O ich kann, ich kann nicht sprechen! Ihr Lancy, Madame, ist der Elendeste aller Elenden! Ich hatte immer etwas gegen diese Heirath, ich wollte sie nicht;

ich hatte eine Vorahndung des Unglückes, das durch sie entstehen würde, und nun ist sie in Erfüllung gegangen! O arme, unglückliche Genovefa! Ich werde es mein ganzes Leben hindurch beweinen, daß ich meine Einwilligung dazu gegeben. O mein Kind, mein Kind! wirst du mir verzeihen?"

„Im Namen des Himmels beschwöre ich dich, rede doch! Beruhige dich, du bist ja ganz außer dir!"

„Stelle dir vor: Lancy, ja Lancy — doch ich kann nicht ausreden, dieser Gedanke tödtet mich! — Ich habe meine Tochter unglücklich gemacht," fügte er schluchzend hinzu, „ja meine Schuld ist's! Ich habe diesen Elenden nicht genug gekannt! O wer wird Genovefa aus seinen Händen erretten? Wer wird mir meine Tochter wieder zurückgeben? O mein Gott, mein Gott!"

Bei diesen Worten schwankte er vom Schwindel ergriffen; er wollte sich halten, streckte die Hände aus, stürzte aber auf den Fußboden nieder. Madame Breton stieß einen Schrei des Entsetzens aus und rief Hülfe herbei; man hob Herrn Breton auf, aber er hatte das Bewußtseyn verloren. Der Arzt wurde gerufen, und man öffnete dem Kranken eine Ader; dieser gab zwar wieder Zeichen des Lebens von sich, aber der Arzt gab zu verstehen, daß keine Hoffnung mehr vorhanden sey, und der Kranke die Nacht nicht überleben würde. Man sandte Diener aus, die Kinder zu holen; Genovefa befand sich allein, als sie die tödtliche Erkrankung ihres Vaters erfuhr."

Genovefa trat in das Krankenzimmer und fand schon die ganze Familie am Bette des Sterbenden versammelt. Als Genovefa sich ihrem Vater näherte, suchte er seine Freude darüber auszudrücken. Genovefa stürzte vor seinem Bette auf die Knie nieder und ergriff seine Hände, die bereits zu erkalten begannen.

„Meine Tochter!" stammelte der Kranke mühsam,

„nicht wahr du verzeihst mir, daß ich dich unglücklich gemacht habe!“

„Ich verdanke dir nur Glück, mein theuerster Vater! — Gott ist es, der verzeiht, und er wird dir seine Seligkeit schenken, wenn du auf ihn hoffest.“

„Ja! Ja!“

Madame Breton wollte Genovefa vom Bette entfernen, aus Furcht, ihre Nähe möge den Kranken zu sehr aufregen, aber dieser rief mit Anstrengung:

„Lasse sie, lasse sie doch!“

„Nicht wahr, mein Vater, du denkst an Gott und bittest ihn um Verzeihung?“

„Ja!“

„Du glaubst an Gott und hoffest auf ihn?“

„Ich glaube — ich hoffe —“

„Ein Crucifix! Ist kein Crucifix da?“

Sie sah sich im Zimmer um, aber es war keines da. Eine Dienerin brachte ihren Rosenkranz; Genovefa gab dem Kranken das Crucifix zu küssen, und sagte zu ihm:

„Es ist dein Gott, dein Erlöser, lieber Vater!“

„Ich glaube — ich hoffe —“ wiederholte der Sterbende mit einer Stimme, die immer schwächer wurde. Er wollte die Hände erheben und das Kreuz an seine Lippen bringen, aber es gebrach ihm an Kraft, die Hände fielen auf das Bett nieder und sein Kopf auf die Kissen zurück.

„Mein Gott, erbarme dich seiner!“ rief Genovefa.

Weinend verließen alle das Zimmer des Todten.

Zwölftes Kapitel.

Für Genovefa war der Tod ihres Vaters ein harter Schlag: sie verlor an ihm ihre einzige Stütze in dem Augenblicke, wo sich die Zukunft für sie so sehr verfinsterte. Wer wird ihr Ersatz leisten für das Herz ihres Vaters, das mit so großer Zärtlichkeit an ihr hing? Wer wird ihr künftig in ihrer Einsamkeit Trost gewähren? Wer wird die Stütze der armen Frau in den Prüfungen seyn, die ihr noch bevorstehen? Das Schmerzlichste für sie war, daß ihr Vater dem tödtlichen Einflusse eines Verdrusses unterlegen war, den Lancy veranlaßt hatte; dieser Gedanke nagte an dem Innersten ihrer Seele. Sie suchte ihn so viel als möglich von sich ferne zu halten, allein er drängte sich ihr unwillkührlich immer wieder auf, und sie konnte sich eines Schauders nicht erwehren, so oft sie ihren Gatten sah. Unter diesen Umständen bedurfte sie aller ihrer Seelenstärke, alles ihres Glaubens, um diesen geheimen Widerwillen gegen ihn zu überwinden und die Ueberzeugung festzuhalten, daß Gott ihre Leiden kenne und wolle. Mit Hülfe eifrigen und anhaltenden Gebetes errang sie endlich wieder den Sieg über sich selbst, und sie empfand nur mehr inniges und tiefes Mitleiden mit ihrem Gatten. „O er ist immer der Unglücklichste unter uns und am meisten zu beklagen!“ sagte sie sich.

Dann sich selbst und ihre Leiden vergessend und voll erbarmender Liebe und Zärtlichkeit verzieh sie Lancy nicht allein, sondern zitterte und betete auch für ihn, damit er in sich gehe und den Himmel mit sich versöhne.

Lancy konnte die Ursache und die Einzelheiten des

Todes seines Schwiegervaters nicht verborgen bleiben; die Kälte und die Zurückhaltung, womit die ganze Familie ihn behandelte, sprach deutlich genug, und er erfuhr sie außerdem noch durch Adrian, welcher den ganzen Vorgang von Madame Eduard erfahren hatte. Adrian selbst bereute zum Theil seine voreiligen Mittheilungen, die so unglückliche Folgen hatten, beruhigte sich aber endlich wieder durch den Gedanken, daß früher oder später die Aufführung Lancy's hätte bekannt werden müssen, und daß diese allein an dem Tode des Herrn Breton schuld sey. Um sich jedoch in dieser Hinsicht ganz aller Schuld zu entledigen und sich selbst zu überreden, daß er dabei von der besten Absicht geleitet worden sey, theilte er Lancy alle einzelnen Umstände des unglücklichen Vorfalles mit Ausnahme des Antheiles mit, den er selbst daran genommen hatte. Er verfehlte dabei nicht, einige moralische Lehren einfließen zu lassen und Lancy zu verstehen zu geben, er thue wohl, seiner Frau nicht mehr Ursache zu ähnlichen Klagen zu geben und seine Fehler wieder gut zu machen.

„Deine Frau," fügte er bei, „ist übrigens eine herrliche Frau, und verdient in aller Weise, daß du ihr treu bist."

Lancy antwortete nichts, sondern verließ seinen Freund in Nachdenken über das eben Gehörte vertieft, denn sein Gewissen machte ihm bittere Vorwürfe. Er fühlte eine Regung der Reue, wollte sich Genovefa zu Füßen stürzen, sie um Verzeihung bitten, und eine andere, bessere Lebensweise beginnen. Genovefa, das wußte er, würde ihm verzeihen und das, was geschehen, vergessen; er kannte ihre Güte und Sanftmuth, — aber er würde dann auch ihre Grundsätze, ihre Moral, ihre religiösen Gesinnungen anerkennen und annehmen und wie sie leben müssen, und wie viele Bande müßte er dann zerreißen, wie viele Opfer bringen, wie viele heftige und tägliche Kämpfe bestehen!

„Es ist unmöglich, unmöglich!“ sprach er dann zu sich selbst, „diese Bedingungen sind zu hart, und meine Vernunft, alle meine Neigungen, ja mein ganzes Ich lehnen sich gegen diese Erniedrigung auf. Aber sollte sich denn kein Mittelweg finden lassen? Kann man nicht ehrbar und anständig leben, ohne sich zum Sclaven des Willens eines Weibes zu machen und ohne engherzige religiöse Grundsätze anzunehmen? Es gibt eine Menge Männer, welche in Bezug auf die Religion nicht anders denken, als ich, und doch treue Gatten und gute Väter sind. Doch das sind gemeine Menschen, die entweder die Gelegenheit nicht haben, oder sie nicht zu benützen verstehen; sie gehören zum großen Haufen, dem die Moral und die Religion Zügel und Gebiß anlegt, damit er auf dem rechten Wege bleibe, welcher die feineren Genüsse nicht kennt, und der, wenn er einmal ausschweift, es nur auf eine grobe, die Gesetze beleidigende Weise thut. Diese Leute entschädigen sich durch rohe Gedanken und Worte, und man sieht, daß ihnen nicht die Lust, sondern nur die Gelegenheit fehlt, Böses zu thun. Ein Mann aber, der Geisteskraft besitzt, wird sich nicht auf Worte beschränken, um seine Leidenschaften zu beruhigen; er wird nicht sein Talent verschwenden, um sie zu bekämpfen und zu bezwingen. Das ist die Sache der Furchtsamen und Mittelmäßigen. Die Religion ist nur für sie vorhanden, weil sie die größere Zahl ausmachen und die Welt zu enge für sie werden würde, hielte man sie nicht durch dieses Mittel in Schranken. Aber die Mächtigen und auch die Talentvollen, jene, die nicht die gewöhnlichen Pfade wandeln, hängen nur von sich selbst ab und die ganze Erde ist ihr Eigenthum.“

Indem er so bei sich selbst sprach, beschleunigte er seine Schritte, als wolle er gleichsam die Stimme in seinem Innern ersticken, welche ihm Einwürfe machte, die er nicht hören wollte. Jedoch immer wurde der Gedanke in ihm laut, der sich nicht unterdrücken ließ:

„Aber was soll aus Genovefa werden? Sie ist so edel, so ergeben, und besitzt doch eine so erhabene Seele! Denn fürwahr, es gehört mehr Geistesstärke dazu, der Welt zu widerstehen und sie zu besiegen, als sich widerstandslos von ihr hinreißen zu lassen. O wenn sie so dächte, wie ich denke, wie stark wären wir durch unsere Vereinigung! Doch es liegt eine unübersteigliche Kluft zwischen uns. Aber sollte ich sie denn nicht mit mir fortreißen, nicht die nämlichen Pfade der Lust und des sinnlichen Vergnügens wandeln lassen können, auf denen ich wandle? Unsinniger! die reinste, die keuscheste Blume befindet sich in deiner Hand, und du möchtest sie in den Koth treten? Des Mannes Fuß ist stark genug, um sich auch auf diesen Wegen dem gemeinen Schmutze wieder zu entziehen, aber eine Frau kann sich nicht mehr aus ihm erheben und geht auf eine elende Weise darin zu Grunde!"

Ungewisser und unruhiger, als jemals, kehrte Lancy in seine Wohnung zurück, und der erste Gegenstand, der ihm in die Augen fiel, war Genovefa, welche an der Wiege ihres schlafenden Kindes saß und arbeitete. Dieser Anblick war ihm unangenehm, und er fühlte sich durch den lebhaften aber stummen Vorwurf, welcher in ihm lag, gereizt. Er ging einige Mal im Zimmer auf und ab und betrachtete Genovefa verstohlen, aber mit Ungeduld, indem er vergeblich irgend etwas aufsuchte, über das er seine üble Laune auslassen könnte. Genovefa war leidend, denn sie sollte bald zum zweiten Male Mutter werden. Was hatte er ihr auch zu sagen? Nichts! Höchstens konnte er versuchen, sich zu rechtfertigen; er fühlte auch, ohne es sich zu gestehen, das Bedürfniß dazu, und dieß war es, was ihn veranlaßte, zu sprechen.

„Du hast mir wohl viel zu sagen?" sagte er endlich in einem ungestümen, ironischen Tone.

„Ich?“ erwiederte Genovefa mit verwunderter Miene, aber sanft, „und warum?“

„Warum! Warum! — Ich weiß wohl warum! Aus keiner andern Ursache, als weil man dir den Kopf mit tausend abgeschmackten Dingen angefüllt hat, die ich verachte, weil man ein trauriges und beklagenswerthes Ereigniß benützt hat, mich als Veranlassung desselben anzugeben und bei dir zu verleumden.“

„Wenn ich auch nicht hindern konnte, daß Nachrichten dieser Art zu mir gelangten, so glaube mir doch, Lancy, daß ich deren Wahrheit bezweifle. Auch hatte ich gar nicht die Absicht, mit dir darüber zu sprechen; denn ich erkenne es stets mit großem Danke, daß du meine Wünsche erfülltest und Achtung hattest vor meinen Gewohnheiten und religiösen Ueberzeugungen.“

„Das ist wohl, was du Ergebung nennst, nicht wahr? Nun wohl, sprechen wir nicht mehr davon; ich danke dir für die gute Meinung, die du von mir hast,“ antwortete Lancy in wegwerfendem, trotzigem Tone.

Hierauf zog er sich in sein Cabinet zurück, ärgerlich darüber, daß er immer einer neuen Tugend seiner Frau begegne, die ihn die Niedrigkeit seines eigenen Herzens um so mehr empfinden ließ.

Sechs Monate nach dem Tode Herrn Bretons gebar Genovefa einen Sohn. Die Familie, die sich um ihr Wochenbett versammelte, war nicht mehr so zahlreich wie früher. Ihr Vater war nicht mehr dabei, und auch ihre Schwägerin und deren Mutter erschienen nicht, da sie nicht mit Lancy zusammentreffen wollten. Was diesen betrifft, so that er alles, was der Anstand gebot; er fühlte sich zwar gerührt, aber zur Rückkehr zu Pflicht und Treue besaß er nicht Kraft genug.

Eduard besuchte jetzt seine Schwester öfter als gewöhnlich und brachte oft mehrere Stunden bei ihr zu. Auch er war nicht glücklich: seine Heirath mit Emilie Delcour hatte nicht allein seine innere Unruhe nicht

gestillt, sondern machte ihm vielmehr auch noch andere Sorgen. Seine Gattin hatte ihn nur geheirathet, um als Frau ihren Geist in der Welt glänzen lassen zu können und eine ehrenvolle und sichere Stellung zu gewinnen. Madame Eduard wußte den Werth eines großen Vermögens zu schätzen und suchte es sich auf alle mögliche Weise zu verschaffen. Dieß raubte ihr das tiefe Gefühl, das den Frauen sonst eigen ist, und gab ihrem Charakter einen gewissen Hochmuth, unter welchem Eduard viel zu leiden hatte. Er kam nun zu Genovefa, um ihr seine Leiden zu klagen und Trost bei ihr zu suchen. Er fand an seiner Schwester immer jene zarte, mitleidige Seele, die seinen Kummer zu begreifen, ihn durch sanfte Worte zu lindern verstand, und ihn mitten unter dem häuslichen Verdrusse, der ihn quälte, Hoffnungen hegen lehrte, die ihn für alle Leiden zu entschädigen vermochten.

Eduard hatte die Absicht, Lancy über sein unwürdiges Benehmen zur Rechenschaft aufzufordern, aber Genovefa bat ihn inständig, es nicht zu thun. So oft er nun zu ihr kam, fragte er sie, wie sich ihr Gatte nun gegen sie benehme, aber er hörte niemals eine Klage aus ihrem Munde. Und doch hätte sie so gerechte Ursache dazu gehabt, denn Lancy verlängerte seine Abwesenheit von Hause immer mehr und dehnte sie oft bis zum frühen Morgen aus. Adrian erschien öfter bei Genovefa und wollte ihr, um seine frühere Voreiligkeit wieder gut zu machen, Nachrichten über ihren Gatten überbringen, aber sie verschloß ihm immer und zwar in so bestimmter Weise den Mund, daß er schweigen mußte und seine Besuche endlich einstellte.

So lebte Genovefa in ihr Schicksal zwar ergeben, aber nicht ohne Kämpfe, denn oft fühlte sie ihr Herz von einer unbeschreiblichen Traurigkeit bedrückt. Sie betete dann mit Innigkeit und Eifer, und auf den Schwingen des Glaubens kehrte die Ruhe in ihre Seele

zurück. Oft quälte sie auch die Sorge für ihre Kinder: was sollte aus ihnen werden, wenn sie ihnen entrissen würde? Man überließ sie ihr zwar jetzt noch, aber wird man sie ihr auch noch lassen, wenn sie einmal älter sind? Wird sich nicht der väterliche Einfluß mit der Zeit auf die Kinder geltend machen, wird man sie ihr nicht entreißen und im Geiste der Welt, des Verderbens nämlich, erziehen? Genovefa zerfloß dann in Thränen und rief betend im Herzen: „Mein Gott! sende der Mutter Prüfungen nach deinem Gefallen, aber schone die armen Kinder!“

Eines Abends, nachdem sie ihre kleine Familie zur Ruhe gebracht hatte, und diese schlief, las sie mit Aufmerksamkeit Fenelons kleine Abhandlung über die Erziehung der Mädchen. Sie suchte die weisen Rathschläge, welche sie enthält, sich einzuprägen, und legte das Buch für Augenblicke bei Seite, um über sie nachzudenken. „Um wieviel besser,“ sagte sie „stände es um uns, wenn man uns von der frühesten Jugend an in diesem Geiste erzogen hätte! O meine Kinder! könnte ich euch doch ganz in diesem Sinne erziehen!“

Dann nahm sie das Buch wieder und setzte ihre Lektüre fort, welche sie nur unterbrach, um sich aus dem Inhalte desselben etwas zu notiren, oder eine Stelle abzuschreiben, die sie für besonders wichtig hielt.

Inzwischen schlug die Glocke Mitternacht; sie stand auf und öffnete das Fenster. Immer seltener wurden die Vorübergehenden, und immer tiefere Ruhe herrschte auf der Straße. So oft Genovefa auf's Neue Schritte hörte, horchte sie, ob ihr Gatte noch nicht nach Hause käme, aber er war es noch immer nicht. Sie schloß endlich das Fenster, seufzte und kniete vor ihrem Bette nieder, um ihr Nachtgebet zu verrichten. Als sie es beendigt hatte, dachte sie wieder, wo Lancy so lange bleibe, denn es war bereits ein Uhr nach Mitternacht. Wenn irgend eine Gefahr ihn bedrohte, und er ohne

Hülfe wäre! Dann fing sie wieder zwischen Schlaf und Wachen zu beten an:

„O mein Gott und Erlöser, der du der gute Hirt der verirrten Schafe bist, o führe ihn zurück; laß ihn die Schönheit und Milde deines Gesetzes erkennen — —! O armer, armer Lancy!"

Der Schlaf überwältigte sie, ihr Kopf sank auf das Bett nieder, und halbschlafend ihren Gedanken fortsetzend wiederholte sie maschinenmäßig: „Armer Lancy! — Habe Mitleiden mit ihm — — mein Gott! — —"

Plötzlich wurde sie durch ein Geräusch aufgeweckt, sie fuhr auf, und sah Lancy in's Zimmer treten. Träumte sie? Er befand sich in dem Zustande höchster Aufregung und Unruhe; er war blaß und zitterte.

„Warum erwartest du mich?" begann er in rauhem Tone; „du weißt, ich liebe das nicht."

Und ohne die Antwort Genovefa's zu erwarten, warf er sich in einen Lehnstuhl, und stützte den Kopf in die Hand. Vor ihm stehend und voll Furcht betrachtete ihn Genovefa schweigend; sie wagte nicht, ihn anzureden, denn er schien in düsteres Nachdenken vertieft. Bisweilen machte er eine Bewegung, welche die Wuth bewies, die in seinem Innern kochte, und schlug sich mit der Hand vor die Stirne. Genovefa näherte sich endlich leise, neigte sich zu ihm und sagte sanft:

„Lancy, du leidest; bin ich nicht im Stande dich zu trösten?"

„Nein, nein!" erwiederte er heftig und verlegen.

„Ich war es doch sonst wohl manchmal im Stande. Ich habe zwar keinen Theil an den Freuden genommen, die du in der großen Welt fandest, aber an den Leiden, die dich etwa drücken, an dem Unglücke, das dich verfolgt, will ich meinen ganzen Antheil haben, und ich fordere dich auf, mir ihn ganz und unverkümmert zu geben."

„Es ist zu spät; die Vergangenheit ist nicht mehr

in meinen Händen, und was die Zukunft betrifft, so bin ich verloren, ohne Rettung verloren!"

„Im Namen dessen, was dir das Theuerste ist, im Namen deiner Kinder, beschwöre ich dich, gib nicht Alles verloren! O wenn du nur sprechen und mir dein Herz öffnen wolltest! Dein Vertrauen würde mich glücklich machen, und vielleicht wüßte ich ein Mittel zu finden, die Wunden zu heilen, an welchen du leidest."

„Du kannst nichts für mich thun!"

„Ich weiß wohl, daß eine Frau wenig vermag; unser Antheil ist die Schwäche, aber ich weiß auch, daß im Unglücke die geringste Stütze Trost gewährt, daß die Stimme eines Kindes dem in der Finsterniß Irrenden Beruhigung gibt, und daß man das Unglück leichter trägt, das ein Freund mit uns theilt."

Diese Worte sprach sie mit einer so rührenden Stimme, mit einem so zärtlichen Ausdrucke, daß Lancy davon gerührt wurde und sich aufrichtend sagte:

„Ich danke dir für die Ergebenheit, die du mir beweisest. Auch müßtest du ja ohnehin alles erfahren, und ich muß dir das bittere Schicksal ersparen, es aus einem fremden Munde zu vernehmen. O du Unglückliche, die du an einen solchen Mann gekettet bist! Gott, den du so sehr liebst, hätte dir wohl ein anderes Schicksal bereiten dürfen!"

„Ich weiß zwar nicht, was ich hören werde; wenn ich aber von diesem Augenblicke an dein Vertrauen wieder besitze, so werde ich mich glücklich preisen, mag auch das, was ich erfahren werde, noch so unglücklich seyn."

Lancy schüttelte traurig den Kopf und fuhr düster fort:

„Wüßte ich ein Mittel, dir dieß Unglück zu verbergen, so würde ich es gewiß gebrauchen, denn es ist unrecht, daß du für meine Fehler leidest, aber es gibt leider kein Rettungsmittel. So wisse denn, du siehst einen entehrten, zu Grunde gerichteten Menschen vor

dir, den die Gesellschaft als einen Elenden ausstoßen wird! Laß mich reden! Nur Eines bleibt mir übrig, meinem Leben nämlich ein Ende zu machen; doch ich wollte dieses Mittel nicht ergreifen, weil es dich in Verzweiflung gestürzt hätte; aber ich muß nun in ein fremdes, fernes Land fliehen. Du wirst zu deiner Familie zurückkehren, dein Vermögen ist gerettet, und es wird für dich und deine Kinder hinreichen."

„Wie?" rief Genovefa mit Thränen in den Augen, „auf diese Weise willst du mich schonen? Und du glaubst wohl, mein Vermögen sey mir lieber, als mein Gatte? O Lancy, wie wenig kennst du mich, und wie schmerzlich ist diese Schonung für mich!"

„Ich will wenigstens diese Pflicht erfüllen. Ich kenne die Welt, sie wird dir verzeihen, daß du meinen Namen trägst, da du reich bist."

„Aber gehöre denn ich zur Welt? Ich? Und habe ich nur deßwegen ihre Grundsätze verabscheut, um mich heute zu den niedrigsten dieser Grundsätze zu bekennen? Nein, nein! Mein Vermögen ist gerettet, sagst du; ich danke Gott dafür, denn du kannst nun mit ihm deinem Falle vorbeugen. Sorge nur, daß für unsere Kinder Brod übrig bleibt, und mit dem Uebrigen schalte nach deinem Belieben."

„Du weißt nicht, was du thust, Genovefa, aber ich werde es nicht dulden. Du kennst meinen Entschluß, er ist unwiderruflich; denn ich will wenigstens nicht für einen Feigen gelten."

Zitternd und außer sich warf sich nun Genovefa vor ihrem Gatten auf die Knie nieder und sprach, seine Hände mit ihren Thränen benetzend:

„Ich klammere mich an dich an und verlasse dich nicht, bis du mir versprichst, daß ich dein Unglück theilen darf. Wie, du schämst dich, dir von deiner Gattin, von der Mutter deiner Kinder Beistand leisten zu lassen? Lasse die Welt sprechen, was sie zu sprechen Lust hat,

sie versteht nicht, das Unglück zu lindern. Sich nach der Meinung der Welt richten, das ist Feigheit, aber die Hand und die Stütze einer ergebenen Freundin annehmen, sich durch sie vom Falle zu erheben suchen, das ist ehrenhaft. Lancy, habe Mitleiden mit mir und versprich mir — —"

„Weißt du denn auch was geschehen wird, wenn ich deine Großmuth annehme und sie benütze? Morgen werden deine Verwandte, deine Freunde dich mit Vorwürfen überhäufen, dir sagen, ich verdiene mein Schicksal nur allzusehr, ich sey mehr schuldig als unglücklich; sie werden dir sagen, meine Strafe sey gerecht, und du solltest dich nicht für einen Mann aufopfern, der sich eines feigen Verrathes gegen dich schuldig gemacht hat. — Leider ist dieß alles Wahrheit, — Wahrheit! verstehst du mich, und du bestehst noch darauf, daß ich dein Opfer annehmen soll?"

„Ja ich bestehe darauf, denn die Reue tilgt jeden Fehler aus. Und du bereust ja, nicht wahr Lancy?" fügte Genovefa mit der rührendsten und zärtlichsten Hinneigung hinzu.

„O gewiß, gewiß, ich bereue!" rief Lancy, indem er sich der Bewegung seines Herzens überließ. „Und wie sollte ich auch nicht tiefe Reue fühlen, daß ich dich so lange verkannt habe. O ist es denn möglich, mein Gott, daß du mir eben so verzeihst, wie sie mir verzeiht? Ich verdiene es nicht, nein, ich bin nicht würdig, mit ihr unter einem Dache zu leben! O ich Unglücklicher, was habe ich gethan! Ist es möglich, daß ich auf diese Weise und absichtlich das Glück zurückstoßen konnte, das ich in meinen Händen hatte! Werde ich mich jemals von meinem Falle erheben können? Nein, nein, ich fiel zu tief. O Unsinniger, der ich bin, daß ich um eitler, nichtiger Freuden wegen das Glück zurückstoßen konnte, das mich in seiner ganzen Reinheit am häuslichen Herde erwartete!"

„Beruhige dich, Lancy, und fasse Muth; Alles ist vergessen, Alles, und denke jetzt nur noch an die Vergangenheit, um sie wieder gut zu machen.“

Dreizehntes Kapitel.

Nach der Scene, der wir eben beigewohnt haben, und welche die beiden Ehegatten in einen Zustand großer Rührung versetzt hatte, besprachen sie die Mittel, dem unvorhergesehenen Unglücke ehrenvoll die Stirne zu bieten. Lancy sollte seine Stelle verkaufen und Genovefa bis auf eine mäßige Rente für ihre Kinder auf ihre Mitgift Verzicht leisten. Die Diener wollte man entlassen, das kostbare Meublement verkaufen und sich nach der Befriedigung der Gläubiger in eine kleine Wohnung zurückziehen. Nachdem der erste Lärmen über Lancy's Fall vorüber wäre, sollte dieser eine kleine Anstellung suchen, um seine Familie auf eine bescheidene Weise zu ernähren. Gleich am nächsten Tage schloß Lancy mit seinen Gläubigern ab; sie schätzten sich glücklich, die Mitgabe Genovefa's als Zahlung zu erhalten, und beeilten sich, die Sache in Ordnung zu bringen, damit Lancy's Gattin ihren Entschluß nicht bereue. Nachdem dieses Geschäft beendigt war, bezahlte sie ihre Diener und entließ sie. Ihre Kammerfrau behielt sie noch einige Stunden länger, um mit deren Hülfe ihre letzten Hauseinrichtungen zu treffen. Als diese geordnet waren, sagte sie zu ihr: „Ich danke dir für die Dienste, die du mir geleistet, Henriette; du siehst, daß sich meine Lage geändert hat, und ich kann dich daher nicht länger

behalten. Hier hast du, was ich dir schuldig bin; es ist nicht so viel, als ich dir gerne geben möchte, denn du hast mir immer große Ergebenheit bewiesen."

„Wie, Madame, Sie wollen mich entlassen?"

„Ich entlasse dich nicht, liebes Kind, aber ich kann dich nicht behalten."

„Wenn Sie mich nicht entlassen, so bleibe ich bei Ihnen; Sie müssen ja doch Jemanden haben."

„Nein, meine Tochter, ich besetze deine Stelle nicht wieder."

„Sie könnten glauben, daß ich Sie allein lasse? Nein, ich verlasse Sie nicht. Sie haben mich bisher mit Güte überhäuft, ich verdanke Ihnen alles, ja mehr als Sie glauben, und ich ergreife daher mit Vergnügen die Gelegenheit, die sich mir jetzt darbietet, Ihnen meine Dankbarkeit zu beweisen."

„Was willst du damit sagen?"

„Ich will sagen, daß mich die Großmuth, welche Sie mir bewiesen, für lange Zeit bezahlt hat, und ich bin Ihnen daher meine Dienste schuldig. Aber dieß ist bei weitem noch nicht alles. Als ich zu Ihnen kam, Madame, war ich ein armes, unwissendes, thörichtes Mädchen. Was wäre ich jetzt ohne Sie? Gott weiß es, und ich denke nicht ohne Erröthen und Zittern daran. Der gute Gott hat Mitleiden mit mir gehabt und mich zu Ihnen gesandt. Ich habe täglich eine junge, so schöne, reiche und unterrichtete Dame um mich gesehen, die dennoch so einfach, liebevoll und fromm war; dieß hat mir die Augen geöffnet und mich meine Pflicht kennen gelehrt. Ich wollte weise, fromm wie Sie werden; — — ich habe es versucht, und mit Gottes Hülfe ist es mir gelungen. Was soll aber aus mir werden, wenn Sie mich verlassen? In welche Hände werde ich gerathen? O nein, Madame, dieß darf nicht seyn; ich will Ihnen mein ganzes Leben hindurch dienen und

verlange nichts dafür, als ein Stückchen Brod, — werden Sie es mir versagen?"

Obwohl Genovefa von diesen einfachen, aber herzlichen Worten Henriettens gerührt war, so wollte sie ihr doch ihren Entschluß ausreden, aber diese weinte heftig, und sagte ihr wiederholt, daß sie sie nicht verlassen wolle und sie sich es ewig vorwerfen müßte, wenn sie ihre junge Herrin und ihre kleinen Kinder im Unglücke verlassen würde. Sie wäre bei der Geburt dieser Kinder anwesend gewesen und wolle daher in ihrem Dienste sterben.

„Madame," sagte sie ihr, „mir geschieht dadurch ein Dienst, behalten Sie mich also!"

So innigen Bitten konnte Genovefa nicht widerstehen, und sie versprach, sie zu behalten. Die seltene Ergebenheit ihrer Dienerin stärkte den Muth der armen Frau und ließ sie die Demüthigungen, die sie zu erdulden hatte, standhaft ertragen. Sie sah darin einen Beistand der Vorsehung und dankte ihr aus vollem Herzen dafür. Ihre kleinen Kinder, welche sie nur mit wehmüthigem Blicke betrachten konnte, indem sie daran dachte, was ihnen alles fehlen werde, und daß ihre eigenen Kräfte nicht hinreichten, viel für sie zu thun, hatten unter der Veränderung ihres Schicksales nun nicht mehr zu leiden, und dieß erfüllte ihr Herz mit Freude.

Lancy hatte seine Geschäfte so geheim und so schnell abgemacht, daß er seine Wohnung bereits verändert hatte, ehe sein Unglück überall bekannt wurde. Er wollte besonders das Zusammentreffen mit den ehemaligen Zeugen seines Glanzes, mit seinen Freunden und Verwandten vermeiden, indem er fürchtete, seine Eigenliebe würde durch die Aeußerungen ihrer Ueberraschung zu sehr verletzt werden. Genovefa schrieb ihrer Mutter und ihrem Bruder, unerwartete Unglücksfälle hätten ihr und ihrem Gatten große Opfer auferlegt, die sie jedoch mit Muth und Standhaftigkeit bringen wollten; sie hoffe aber, daß

sie, nachdem sie einige Zeit in Einsamkeit und Zurückgezogenheit zugebracht haben würden, im Stande seyn werde, in einer glücklicheren Lage ihre Verwandten wieder zu sehen.

„Mein Bruder," schrieb sie Eduard, „betrübe dich nicht über mein Unglück, denn Gott hat mir Tröstungen gesendet, die ich nicht erwarten durfte. Ich war reich, — war ich aber auch glücklich? Ich bin zwar nun arm, aber die Freude kehrt in mein Herz zurück! Das Unglück hat meinem Gatten die Augen geöffnet, und sein größter Kummer ist, mir Kummer gemacht zu haben. Um diesen Preis hätte ich mich noch härteren Prüfungen gerne unterworfen, und ich muß Gott danken, daß er uns dieses Loos bereitet hat, denn es dient zu unserm Glücke. Ich bin daher durchaus nicht zu beklagen, lieber Bruder. Bald werde ich dir unsern Aufenthalt anzeigen; deine Gegenwart würde mir zwar in diesem Augenblicke von großem Werthe seyn, aber ich fürchte, sie möchte meinen armen Mann zu sehr angreifen. Lebe wohl, bete für uns! Meine Kinder sind wohl, und Magdalena küßt und grüßt den guten Onkel."

Als Madame Breton den Fall ihres Schwiegersohnes erfuhr, fühlte sie sich auf das Tiefste ergriffen, und ihr Gewissen machte ihr bittere Vorwürfe. Sie war es, welche diese Verbindung geschlossen hatte, und diese Heirath hatte ihren Mann getödtet und nun auch ihre Tochter entehrt. Als sie aber erfuhr, daß Genovefa ihr ganzes Vermögen einem solchen Gatten geopfert habe, verwandelte sich ihr Mitleiden und ihre Gewissensunruhe in einen unbeschreiblichen Zorn. Sie begab sich sogleich zu ihrem Sohne und sagte zu ihm:

„Nun, weißt du schon?"

„Alles!" erwiederte Eduard traurig.

„Aber weißt du denn auch, daß Genovefa diesem Elenden ihr ganzes Vermögen aufgeopfert hat? Sie hat den Kopf ganz verloren. Was wird nun aus ihr,

was aus ihren Kindern werden? In der That, ich begreife ihr Benehmen nicht!"

„Genovefa, liebe Mutter, hat eine große und starke Seele, und man kann ihr über ihre Handlungsweise keinen Vorwurf machen."

„Eine große, eine starke Seele! Ich soll ihr keinen Vorwurf machen? Einen sehr beschränkten Geist hat sie, sonst würde sie an ihre und ihrer Kinder Zukunft gedacht haben. Und dann bei diesem Betrüger zu bleiben!"

„Liebe Mutter, es scheint doch, Lancy sey besser, als — —"

„Schweige von diesem Elenden! Er hat Comödie gespielt, um sich des Vermögens seiner Frau zu bemächtigen, und diese war thöricht genug, in seine Schlinge zu gehen. Man möchte den Verstand darüber verlieren! Aber weißt du denn nicht, wo sie sich gegenwärtig aufhalten?"

„Nein, meine Mutter."

„Nun wohl, mögen sie verborgen bleiben! Im Grunde haben sie ihr Unglück selbst verschuldet, denn wenn Genovefa — doch sprechen wir nicht mehr davon, — ich will nicht mehr an die Unwürdigen denken."

Indessen hatten Lancy und Genovefa ihr prachtvolles Haus in einer der belebtesten Straßen von Paris verlassen und eine kleine aus drei Zimmern bestehende Wohnung im vierten Stocke eines Hauses bezogen, das in einem sehr einsamen Stadttheile lag. Lancy befand sich, während er seine Angelegenheiten in Ordnung brachte, in dem Zustande höchster fieberhafter Aufregung; jetzt da er damit zu Ende gekommen war und seine Geschäftigkeit ihr Ziel erreicht hatte, drückte ihn die so plötzliche Veränderung seiner Lage umsomehr nieder. Als er sein prachtvolles Haus verließ, fühlte er einen unbeschreiblichen Schmerz, der um so lebhafter war, je mehr er sich bemühen mußte, eine heitere Miene zu zeigen. Als

er sich aber in seine enge, demüthige Wohnung eingeschlossen sah, wo alles das Gepräge der Armuth und des Mangels trug, wurde dieser Schmerz zur düstern, äußersten Niedergeschlagenheit. Die nur roh und geschmacklos tapezirten Wände, die wenigen und ganz gewöhnlichen Geräthschaften, dieser enge Raum, den er jedoch nicht zu verlassen wagte aus Furcht, es möge ihm einer seiner früheren Bekannten begegnen, — dieß alles verletzte ihn schmerzlich und tief im Innersten, da es mit dem bisher gewohnten Glanze und Luxus in so grellem Widerspruche stand. Und wenn er nun sah, daß Genovefa unermüdlich mit einer beschwerlichen, demüthigenden Arbeit beschäftigt war, wenn er sah, daß sie die Wäsche und Kleider ihrer Kinder und die seinigen ausbesserte, sie, die bisher nur zur Unterhaltung gearbeitet hatte und allein an feine, elegante Beschäftigungen gewöhnt gewesen war, wenn er sie so wie eine Taglöhnerin arbeiten sah, dann marterten ihn die unaussprechlichsten Qualen der Reue. Er konnte nicht einmal seine Kinder so einfach und demüthig gekleidet sehen, ohne daß ihm Thränen in die Augen traten; er unterdrückte mit Gewalt diese Thränen, und sie brannten nun desto schmerzlicher in seinem Herzen.

Diese düstere Gemüthsstimmung ihres Gatten konnte dem scharfen Auge Genovefa's nicht entgehen, und voll Unruhe darüber, weil sie recht gut begriff, was ein Mann, der weder durch den Glauben noch durch eine fromme Ergebung unterstützt war, durch solche Demüthigungen leiden mußte, bemühte sie sich, ihrer demüthigen Wohnung einen Anschein von Wohlstand zu geben. Sie legte sich zu diesem Zwecke neue geheime Opfer auf, und kaufte einige neue Geräthschaften; um nicht immer mit niedern Arbeiten beschäftigt zu scheinen, zeichnete sie täglich einige Stunden; sie that, als geschehe es nur zu ihrer Zerstreuung; aber da sie große Fertigkeit darin besaß, hatte sie bald die Wände ihrer drei kleinen Zimmer

mit Bildern bedeckt, welche die unfeinen Tapeten verbargen. Oft sang sie bei der Arbeit, um zu zeigen, daß sie zufrieden, ja selbst glücklich wäre, um ein Beispiel von Muth zu geben. Henriette unterstützte sie darin mit beispielloser Hingebung: sie stand vor Tagesanbruch auf, damit die kleine Haushaltung frühzeitig in Ordnung wäre, und wußte allem ein Ansehen von Reinlichkeit zu geben, die einen Fremden über die wahre Lage ihrer Herrschaft hätte täuschen können. So einfach und bescheiden das Mahl der Familie auch war, so verwandte Henriette doch die größte Sorgfalt darauf, und ordnete alles so an, wie sie es früher gewohnt war. Wenn Lancy einen Wunsch ausdrückte, so that sie Wunder, um am andern Tage die gewünschte Sache erscheinen lassen zu können. Niemals waren vielleicht Lancy und seine Familie mitten im Glanz und Reichthum mit mehr Sorgfalt und Aufmerksamkeit bedient worden, als jetzt in ihrer Armuth, so viele Mühe gab sich die gute Henriette und so unerschöpflich war sie, die Mittel dazu zu finden. Am Abende oder beim Anbruch der Nacht — sie scheuten sich, am Tage auszugehen — schlug Genovefa einen kleinen Spaziergang vor; Henriette nahm die Kinder und Genovefa folgte mit Lancy.

„Sieh," sagte Genovefa voll Ergebung, „können wir uns denn in Wahrheit unglücklich nennen? Wir besitzen das Nothwendige, haben zwei liebe, gesunde Kinder, Henriette bedient uns vortrefflich und besser, als es ein anderes Mädchen um den höchsten Lohn thun könnte. Wir dürfen uns im Vergleiche mit andern Menschen noch glücklich nennen."

„Ja," erwiederte Lancy seufzend, „wir wären glücklich, ich gebe es zu, wenn wir vergessen könnten. Aber die Erinnerung, womit soll man sie vertilgen?

„Mit der Hoffnung, mein Freund! Kannst du

denn nicht durch deine Talente einst die Stellung wieder erlangen, deren Verlust du so sehr bedauerst?"

„Es wird schwer seyn und lange dauern, bis ich wieder dahin gelange!"

„Das Leben ist übrigens kurz; alle Prüfungen enden mit ihm, aber die Hoffnung dauert länger und führt uns zur Unsterblichkeit."

„Wenn das nur auch ganz gewiß wäre! Dieser Gedanke würde vielen Trost gewähren."

„Glaubst du denn, die Vorsehung könne wollen, daß es so viele Verzweifelnde gebe, als es Unglückliche gibt? Dieß hieße Gott verläugnen."

„Ich läugne Gott nicht; dieß wäre abgeschmackt, denn die Schöpfung setzt einen Schöpfer voraus."

„O mein Freund," entgegnete Genovefa mit sanfter, überredender Stimme, „dieser Schöpfer kann sein Werk nur lieben; er ist unser Vater und wacht über uns. Vertrauen wir ihm, glauben wir fest, daß uns nichts begegnen kann, was nicht die Wirkung seiner Güte wäre, und daß er uns nur prüft, um uns an sich zu ziehen. Gestehen wir es nur, das Glück blendet uns und läßt uns den vergessen, der es uns sendet."

Lancy antwortete nicht, aber die Worte Genovefa's erfrischten wie ein sanfter Thau die Dürre seines Gemüthes und er dachte:

„Wenn sie doch nur Recht hätte! Aber die Philosophie setzt diesen Behauptungen so viele Zweifel entgegen. Wer hat nun Recht? Welch' ein Unterschied zwischen mir und Genovefa! Mich drückt mit aller meiner Wissenschaft das Unglück nieder, es bringt mich beinahe zur Verzweiflung; sie aber, das schwache Weib, sie ist ruhig und ergeben, sie freut sich, und die Hoffnung verläßt sie auch nicht einen Augenblick. O daß mir meine so hochgepriesenen Lehrer und Bücher nicht auch diesen göttlichen Glauben eingeflößt haben! Er

würde mir in meinem Unglücke eine unversiegbare Quelle von Trost seyn."

Eines Tages mußte Lancy eines dringenden Geschäftes wegen ausgehen. Gegen Abend kam er blaß und verstört, mit wildblickendem Auge und bleichen Lippen zurück.

„Den Tod! den Tod!" rief er, indem er mit Heftigkeit die Thüre des Zimmers aufstieß, „wer gibt mir den Tod, denn es ist mir unmöglich, länger auf diese Art fortzuleben!"

„Lancy! Lancy! du möchtest also mich und deine Kinder verlassen?" rief Genovefa erschrocken über die Aufregung ihres Gatten. „Nein, nein, das kannst du nicht! Aber was ist dir begegnet? Sprich, ich beschwöre dich!"

„O diese undankbaren, gefühllosen Herzen! Ich weiß es, die Männer sind ohne Herz und Gemüth, aber daß auch jene so handeln könnten, die man für vertraute, theilnehmende Freunde halten durfte, das ist zuviel!"

„Deine wahren Freunde befinden sich hier in diesem Zimmer, und mit der Schwäche der übrigen mußt du Mitleiden haben."

„Es ist kaum glaublich, was mir begegnet ist; höre nur! Ich durchschritt gedankenvoll die Straße, als ich zehn Schritte vor mir Adrian erblicke. Ich eile auf ihn zu, strecke ihm die Hand entgegen, und er, der Elende, — wendet sich ab und eilt fort. Ich bleibe unbeweglich und wie versteinert stehen, endlich erwache ich, voll Wuth will ich ihm nacheilen, ihn über sein niederträchtiges Benehmen zu Rede stellen, ihn mit Füßen treten, — aber er ist verschwunden. Ich hätte vielleicht ein Verbrechen begangen, ihn vielleicht ermordet, aber wäre ich nicht zu entschuldigen gewesen? Mich, seinen Freund, seinen Bruder, dem er so oft seine Ergebenheit bis in den Tod erklärte, so zu behandeln! O unerträg-

licher Schimpf, unerträglicher noch, als mein Unglück und Elend!"

Genovefa versuchte vergebens, ihren Gatten zu beruhigen; ein heftiges Fieber ergriff ihn, und er wurde ernstlich krank. Er verfiel in eine außerordentliche Schwäche, und die Aufregung und die Unruhe, in der er sich ununterbrochen befand, zehrten alle seine Kräfte auf. Genovefa pflegte ihn mit größter Sorgfalt; sie verließ ihn keinen Augenblick und suchte ihn bald durch tröstende Worte, bald durch Vorlesen zu zerstreuen. Nachts, wenn Lancy nicht schlafen konnte, wachte Genovefa an seinem Bette, und war sorgfältig bemüht, alle seine Wünsche zu erfüllen, indem sie ihm bald das Kopfkissen zurecht legte, bald den Schweiß von der Stirne trocknete, bald einen kühlenden Trank reichte. Lancy bat sie vergebens, doch einige Ruhe zu genießen, denn sie sah, wie lieb und theuer ihm ihre Hülfe war. Die unerschöpfliche Sorgfalt, die Genovefa ihrem Gatten widmete, drückte ihm den Stachel der Reue noch tiefer in's Herz, und oft stieß er in fieberhafter Aufregung die Hand zurück, die ihn pflegen wollte, und wenn Genovefa sich gleichwohl dadurch nicht abhalten ließ, sich ihm liebreich zu nahen, so rief er oft wohl:

„Ich bin ein Elender und solcher Liebe nicht werth! Ich verdiene nur Haß und Verachtung! Lass' mich leiden und sterben, denn ich habe dir immer nur Betrübniß und Kummer gemacht, und werde es auch noch ferner thun. Arme Genovefa, wie traurig ist dein Schicksal, wie beschwerlich dein Tagewerk!"

„O schweige davon; würde ich dich nicht krank und leidend sehen, ich wäre wahrhaftig glücklich."

„O wenn ich daran denke, wie glücklich ich früher hätte seyn können, und wie ich es nicht seyn wollte! Ich strebte nur nach schmutzigen Freuden, haschte nur nach Vergnügungen, die das Gewissen befleckten, und ließ das wahre Glück, das Glück am häuslichen Herde

ungenossen! O du weißt nicht alles, arme Genovefa, du weißt nicht, wieviel mein Gewissen bedrückt!"

„Ich will nichts wissen und bitte dich nur, alles zu vergessen."

„Ich möchte wohl, aber ich kann nicht. Diese Erinnerungen werden mich ununterbrochen quälen. Aber ich bin auch für meine Fehler bestraft worden."

„Ich wüßte wohl ein Mittel, das deine Seele beruhigen würde; — ob du es aber wohl gebrauchen willst?"

Lancy erwiederte nichts und sah träumend vor sich hin. Er hatte Genovefa verstanden und sagte bei sich selbst: „O besäße ich doch ihren Glauben! Ich würde dann einen Priester rufen lassen, ihm mein Herz öffnen; er würde die Last von mir nehmen, die mich zu Boden drückt, mir Muth und das Leben wiedergeben! Doch nein, ich muß diese Last behalten, ich muß den Gallenbecher bis zur Hefe leeren. O Glaube! Wer gibt mir den Glauben eines Kindes, damit ich weine und lebe? Aber wenn ich wollte —: doch ich kann nicht wollen, denn ich bin nur ein Sclave des Stolzes und der Schande."

Dieser Zustand währte mehrere Wochen hindurch, als eines Morgens heftig die Klingel gezogen wurde, und nachdem Genovefa die Thüre geöffnet hatte, Eduard eintrat.

„Mein Bruder!" rief Genovefa und warf sich in seine Arme.

Eduard war zu gerührt, als daß er hätte sprechen können; er betrachtete bald Genovefa, bald ihre demüthigen Umgebungen, und seine Augen füllten sich mit Thränen.

„O Gott!" rief er, „du hier? und in diesen Umständen? Warum hast du dich nicht an uns gewandt?"

„Klage mich nicht an, Eduard, das Unglück macht stolz, und mein armer Mann hätte den Gedanken nicht ertragen können, Hülfe von euch zu erhalten. Uebrigens leiden wir keinen Mangel, und wenn mir nicht die

Gesundheitsumstände Lancy's Sorge machten, so könnte ich mich sogar für glücklicher halten, als ich es zur Zeit meines Reichthumes gewesen bin."

„Lancy ist krank? Alles Mißgeschick auf einmal also! Ich suche euch schon zwei Monate lang, um euch eine gute Nachricht zu überbringen. Ich habe eine Stelle für Lancy gefunden, die einträglich genug ist, um euch wieder in Wohlstand zu setzen."

„Wie gut du bist! Komm' zu meinem Manne; dein Anblick und die Hoffnungen, welche du bringst, werden ihn wieder aufrichten. Aber vor Allem schone ihn, das Unglück hat ihn sehr verändert."

Nachdem Genovefa Lancy auf den Besuch ihres Bruders vorbereitet hatte, führte sie diesen in das Schlafzimmer. Eduard fühlte sich durch den Anblick seines Schwagers tief ergriffen; kaum erkannte er ihn wieder, so entstellt waren seine Züge und so bleich und abgemagert war er. Sein ganzer Unwille gegen Lancy wich aus seinem Herzen, und er ergriff die Hände des Unglücklichen mit einer Rührung, die er zu bemeistern suchte, um seine Schwester nicht zu betrüben und den Kranken nicht zu beunruhigen.

„Lancy," sagte er mit einer Stimme, die seine innige Theilnahme aussprach, „ich machte meiner Schwester Vorwürfe. Behandelt man einen Bruder auf diese Weise? Dein Unglück, lieber Schwager, hat mich tief bewegt, und mein einziger Wunsch ist, dir ein besseres Loos zu bereiten. Dieß führt mich heute zu dir, und ich hoffe, dich bald glücklicher zu sehen."

Lancy neigte den Kopf, um ihm zu danken. Dankbarkeit und Stolz kämpften in ihm und er schwieg.

„Ich will dich in diesem Augenblicke nicht belästigen," fuhr Eduard fort, „aber fasse Muth, ich werde dich bald wieder sehen."

Eduard wollte sich entfernen, als der Arzt eintrat. Er wartete, bis dieser seine Anordnungen getroffen

hatte, und begleitete ihn auf die Straße. Hier fragte er ihn:

„Sind Sie unruhig über den Zustand des Kranken, Doktor?"

„Nicht mehr," erwiederte dieser, „denn es ist keine Hoffnung vorhanden, ihn wieder herzustellen. Lancy ist so entkräftet, daß alle ärztliche Bemühung fruchtlos ist."

Vierzehntes Kapitel.

Eduards Besuch richtete den niedergeschlagenen Geist des Kranken wieder auf. Der Gedanke, wieder auf dem Schauplatze erscheinen und seine geistigen Fähigkeiten wieder von Neuem geltend machen zu können, erfüllte sein Herz wieder mit neuen Hoffnungen. Es schmerzte ihn, daß er zu kraftlos war, um nicht auf der Stelle seine Thätigkeit wieder beginnen zu können.

„Es wäre schrecklich," sagte er zu Genovefa, „wenn ich nun sterben müßte."

„Unser Aller Loos," antwortete diese, „liegt in der Hand Gottes. Er ruft uns von diesem Schauplatze ab, wenn er es für gut findet, aber immer übt er Barmherzigkeit gegen die Menschen. Er hat sie auch gegen uns geübt, indem er uns Eduard sandte. Er wird uns auch ferner gnädig seyn, dir Gesundheit und Glück wieder schenken, und du wirst ihn dann mit uns preisen."

„Ja, mit euch — mit dir! Das Unglück führt zum Nachdenken, und wenn ich jemals wieder in die Welt zurückkehre, wird man sich über die Veränderung wundern, die mit mir vorgegangen ist. Wenn das Glück lacht, wenn Ueberfluß im Hause und Freude im Herzen

herrscht, dann ist es so leicht zu sagen: Alles ist gut so, und jeder Wunsch befriedigt. Aber wenn das Unglück kommt, die Armuth, die Schande, dann kommt auch die Verzweiflung mit ihnen. Ich fange an, zu begreifen, daß es nur ein Mittel gibt, diesen Zustand zu heilen, — ist es aber für mich noch Zeit, dieses Mittel zu gebrauchen?"

„Immer! es ist immer Zeit, an Gott zu denken. O Lancy, die Welt kann dir zwar ihre Freuden, ihre Ehren, ihre Reichthümer wiedergeben, aber Gott allein kann dir den Frieden der Seele, den göttlichen Glauben schenken, der vor Verzweiflung bewahrt. Und da du eben von so heilsamen Gedanken durchdrungen bist, so eile, sie in's Werk zu setzen. Die Noth drängt dich nicht mehr, du hast die Aussicht auf bessere Tage, und du kannst nun dein Vorhaben aus edlem Antriebe in's Werk setzen."

„Wie, Genovefa? du, die keinen Tag unterläßt, gut und recht zu handeln, und ich, der immer nur Böses gethan hat, wir beide könnten von gleichem Vertrauen, von gleicher Hoffnung beseelt seyn?"

„Gewiß, denn wir haben beide einen Erlöser, dessen Verdienste die unsrigen ersetzen; er hat für uns alle gelitten, ist für uns alle gestorben, besonders aber für die Schwachen, die Verirrten und Reuigen."

„Ich kann diese Güte nicht fassen. Ueber mir Unglücklichen schwebt das Schwert der Gerechtigkeit Gottes, und es wird mich sicher treffen."

„O mein Freund," sagte Genovefa, mit einem übernatürlichen Tone frommer Zärtlichkeit, „Gott sendet dir diese Zweifel und diese Gewissensangst, um dich an sich zu ziehen. Widerstehe nicht, ich beschwöre dich! Doch was vermögen die Worte einer schwachen Frau? Dein Herz wünscht die Wahrheit, dein Geist Ueberzeugung, — nun wohl, laß einen der frommen Männer rufen, die sich ausschließlich dem Dienste Gottes weihen."

„Wie! Ich soll einen Priester rufen lassen?“ rief Lancy mit dem Ausdrucke des Staunens und der Furcht.

„Ja, einen Priester; er wird deine Zweifel lösen, dir das göttliche Gesetz erklären und dich mit Gott versöhnen.“

„Dein Beispiel, Genovefa, reißt mich hin. Ich liebe deine Glaubenslehren, sie erheben und stärken mich, aber mich vor einem Priester beugen, nein, das kann ich nicht, nein, niemals. Du kennst diese Menschen nicht, du weißt nicht — —“

„Ich weiß, Lancy, daß diese Männer das Gespötte der Welt sind; sie haßt sie, ohne sie zu kennen, verdammt sie, ohne sie zu verstehen. Wie ließe sich dieses Vorurtheil erklären, wenn man nicht annehmen müßte, daß ihr Name allein schon Gewissensbisse erregt, Vorwürfe, deren man sich auf eine rohe Weise entledigen will? Ich aber, Lancy, ich kenne diese Männer, mein Geist und mein Herz wurde durch sie gebildet, ihre Lehren und ihre Rathschläge haben mich in den Stand gesetzt, die Schlingen der Welt zu vermeiden, und wenn an mir etwas Gutes ist, wenn ich die Tugend liebe, so sind sie es, sie allein, denen ich dieses Alles verdanke. Das, was du an mir liebst, was du an mir bewundern willst, ich erhielt es von diesen Männern. Sprich nur ein Wort, nur ein einziges Wort, und während die Welt uns verläßt und flieht, werden sie mit christlicher Liebe im Herzen und dem sanften Worte Gottes im Munde herbeieilen und dir Trost und Ruhe bringen. Können Männer, die so handeln, Feinde seyn? Sind sie nicht vielmehr himmlische Wesen, die uns Gott in seiner Barmherzigkeit zur Stütze sendet?“

Lancy konnte nicht antworten, ein unbeschreiblicher Kampf herrschte in seinem Herzen, er ergriff die Hände seiner Gattin und drückte sie an sein Herz. Endlich sagte er mit bewegter Stimme:

„Ja, wenn Pater Ambros hier wäre, dann vielleicht!“

„Pater Ambros? Er wird kommen, ich bin dessen gewiß. Erlaubst du mir, an ihn zu schreiben?“

„Er sollte kommen? In seinem Alter, und zu mir?“

„Er wird kommen, mein Herz sagt es mir. O Lancy, wie glücklich fühle ich mich! Dieser Augenblick ist der schönste meines Lebens.“

Da Lancy sie mit erstauntem Blicke ansah, wiederholte sie:

„Ja der glücklichste meines Lebens; denn ich weiß, daß uns von diesem Augenblicke an weder in dieser, noch in jener Welt mehr etwas von einander trennen wird.“

In ihrer Freude holte sie ihre Kinder, legte sie auf's Bett und in die Arme ihres Vaters, als wenn Lancy von diesem Augenblicke an es von Neuem werde.

Bald darauf schrieb sie an Pater Ambros:

„Mein Vater! ich hatte Ihnen traurige Nachrichten mitzutheilen; ehe ich es aber thun konnte, hat sich die Trauer in Freude verwandelt, und ich habe mehr als jemals begriffen, daß Gott nur Jene heimsucht, die er liebt. Hören Sie also: Unerwartete Unglücksfälle haben unser ganzes Vermögen aufgezehrt und uns in den Zustand der Armuth versetzt. Aber diese grausame Prüfung hat meinem Gatten die Nichtigkeit der irdischen Güter und Freuden deutlich bewiesen. Er hat sich überzeugt, daß die Religion unsere einzige und unsterbliche Freundin ist, und daß sie allein den Unglücklichen nicht verläßt. Noch im Kampfe mit den Vorurtheilen einer falschen Erziehung zaudert er noch; sein Geist widerstrebt noch der Bekehrung, aber sein gedrücktes Herz wünscht sie. Sie allein, mein Vater, könnten seinen letzten Widerstand besiegen; der Anblick eines Priesters erschreckt ihn, und dennoch bewahrt er eine Erinnerung, welche die Gnade Gottes allein seinem Gedächtnisse einprägen konnte. Wenn es sich nicht um das Heil einer Seele und zwar einer mir so theuern Seele handelte, hätte ich es niemals

gewagt, eine Bitte dieser Art an Sie zu stellen, aus diesem Grunde aber bitte ich Sie, zu uns zu kommen, denn mein Gatte ist krank und kann das Bett nicht verlassen. Ich lege meine Adresse bei; wenn Sie aber verhindert seyn sollten, zu kommen, so schreiben Sie mir, mein Vater, und beten Sie für uns; wir tragen Verlangen nach Ihren Worten und bedürfen Ihrer Gebete."

Am Abende des nämlichen Tages sagte Lancy zu Genovefa:

„Ich schäme mich meiner völligen Unwissenheit in der Religion. Ich kann nicht einmal das „Vater unser" hersagen. O welche schlechte Erziehung habe ich in dieser Hinsicht genossen! Möchtest du mir wohl einen Gefallen thun?"

„Recht gerne, lieber Freund!"

„Erkläre mir doch kurz die wesentlichsten Religionswahrheiten, und lies mir dann auch irgend etwas Gutes vor, wenn es dich nicht zu sehr anstrengt. Pater Ambros soll mich doch wenigstens einigermaßen vorbereitet finden."

„Ich will es recht gerne thun," antwortete Genovefa, „nur mußt du mit meinen geringen Kenntnissen Nachsicht haben."

„Das wird nicht nöthig seyn," sagte Lancy mit halbem Lächeln; „ich nannte dich ja sonst schon meinen kleinen Doctor. Du hast seitdem immer mehr gelernt und ich immer mehr vergessen."

Genovefa sammelte sich kurze Zeit lang und gab ihm dann mit einer Stimme, welche die Rührung um so eindringlicher machte, eine Uebersicht der Hauptlehren der katholischen Religion; sie sagte ihm von dem Falle des ersten Menschen, ohne welchen sich in der Welt nichts erklären läßt, von der Erlösung, welche den Menschen erhebt und die Liebe des Schöpfers zu dem Geschöpfe kund gibt; von dem Evangelium, welches Christus als ein Zeugniß seines Erdenwallens und als

die Quelle aller Wahrheit zurückgelassen hat, von der Kirche endlich, der er die Bewahrung seiner Gnadenschätze anvertraut, und welcher er den Auftrag gegeben hat, alle Irrthümer zu bekämpfen, welche die göttlichen Spuren, die er auf der Erde zurückgelassen, beflecken könnten, und dem Menschen, der eines guten Willens ist, eine Zufluchtsstätte zu gewähren, in welcher er sicher vor den Verirrungen des Geistes ist.

Sie las ihm dann mehrere Stellen aus Erbauungsbüchern vor, und der Geist, der sie durchwehte, ergriff Lancy so sehr, daß er sich gedrungen fühlte, auszurufen:

„Welche Menschen und welche Lehren! O wie erbärmlich kommen mir nun diejenigen vor, die in ihrem thörichten Uebermuthe vorschnell und verächtlich über Dinge urtheilen, welche kennen zu lernen, sie sich nicht einmal die Mühe gegeben haben.“

Einige Tage waren auf diese Weise vergangen, als Genovefa einen Brief von Pater Ambros erhielt. Er kündigte ihr seine Ankunft für den folgenden Tag an und schrieb ihr unter Anderm:

„Sie haben wohl gethan, Madame, auf uns zu rechnen; wir nehmen den innigsten Antheil an Ihrem Unglücke und erbauen uns zugleich an dem Muthe, mit welchem Sie es ertragen. Alle Frauen des Hauses haben sich, nachdem sie den Inhalt Ihres Briefes erfahren, zum Gebete vereinigt und eine neuntägige Andacht begonnen, um Ihnen die Gnade von Gott zu erbitten, die Sie wünschen. Was mich betrifft, so werde ich morgen bei Ihrem Kranken seyn und mich glücklich schätzen, wenn ich ihm nützlich seyn kann.“

Wenn dieser Brief Genovefa die Wiederherstellung ihrer früheren glänzenden Verhältnisse verkündigt hätte, so würde sie gewiß eine weniger große Freude über ihn empfunden haben, als er ihr mit diesem Inhalte verursachte. Lancy aber war, nachdem er dessen Inhalt erfahren hatte, nachdenkender und ernster als jemals.

Die Gewißheit, daß Pater Ambros kommen werde, erregte eigene, einander widerstreitende Empfindungen in ihm. Dieser Mann hatte ihn im Glücke gesehen, — was wird er nun von ihm denken, da er ihn in einer so demüthigenden Lage findet? Wird er nicht glauben, seine Bekehrung sey mehr ein Werk des Unglückes, als der lebendigen Ueberzeugung? Und dann, was wird dieser Priester nicht alles von ihm verlangen? Trotz dieser Besorgnisse wünschte Lancy dennoch, den Pater bei sich zu sehen, denn eine gewisse Stimme in ihm sprach lauter, als das Vorurtheil seines Geistes, es war vielleicht das Vorgefühl seines nahen Endes, welches ihn die Anwesenheit des Geistlichen wünschen ließ. Der Gedanke an den Tod erregte eine unbeschreibliche Furcht in ihm, und er zitterte, als wenn er an dem Rande eines fürchterlichen Abgrundes stehend den unvermeidlichen Untergang darin finden sollte.

„Mein Gott, o mein Gott!“ seufzte er oft aus innerster Seele auf.

Und mit kaltem Schweiße bedeckt, mit erstarrten Gliedern, mit der krampfhaft geschlossenen Hand sein Bett fassend, schien er mit einem unsichtbaren Feinde im heftigen Kampfe zu liegen. Die Stimme seiner Gattin beruhigte ihn ein wenig, und er bat sie zu sprechen, denn er fürchtete die Stille um ihn.

„Ist Pater Ambros denn noch nicht angekommen?“ fragte er. „Welche Stunde ist es?“

Und sich nur mühsam auf seine abgemagerten Arme stützend, blickte er um sich, als wolle er den Tag suchen, der noch immer nicht erscheinen wollte.

„Die Glocke hat eben die erste Stunde nach Mitternacht geschlagen,“ antwortete Genovefa, die an seinem Bette wachte.

„Welche Nacht, welche lange Nacht!“ seufzte der Kranke, „wenn der Pater auch nur kommt!“

Er sehnte sich in diesem Augenblicke nach dem Pater als seinem Erretter von der Angst des Todes.

Der anbrechende Tag brachte ihm einige Ruhe, und gegen zehn Uhr kam Pater Ambros. Als Lancy den ehrwürdigen Greis, dessen heitere Miene ihm den Frieden zu bringen schien, eintreten sah, fühlte er eine Regung der Freude in seinem Herzen, wie wenn ihm ein Befreier von allen Leiden erschienen wäre.

„Ehrwürdiger Vater," sagte er zu ihm, „wie soll ich Ihnen danken, daß Sie dem Rufe eines Unglücklichen so bereitwillige Folge leisten? Dieser Hingebung widmen Sie sich immer, wie man mir sagte, denn nur die Sitten der Welt kennend glaubte ich nicht, daß das Unglück so innige Theilnahme erregen könne."

„Als Diener der Religion, mein Herr, ist es meine Pflicht, an alle Orte zu eilen, wohin mich eines ihrer Kinder ruft, und da der Unglückliche mehr als der Glückliche meines Beistandes und meiner Hülfe bedarf, so hat auch er besonders Anspruch auf meine Hingebung zu machen."

Genovefa begab sich indessen stille in das andere Zimmer, schloß die Thüre und betete auf den Knien für Lancy.

„Ja, mein Bruder", fuhr der ehrwürdige Greis fort, „die Religion ist eine Mutter, welche kommt, Sie zu besuchen und zu trösten, Ihre Schmerzen zu lindern, Ihre Wunden zu verbinden und Sie zu stärken gegen die schmerzhaften Angriffe des Unglücks. Ja sie ist eine zärtliche Mutter, und Sie haben diese Mutter vergessen, verkannt, beleidiget! Das Herz dieser Mutter ist aber immer voll erbarmender Zärtlichkeit und stets bereit, zu verzeihen, aber sie will, daß man bereue und ihre Mutterwürde anerkenne. Sie will, daß man ihr sage: Verzeihe mir, meine Mutter, daß ich dich mißkannt, daß ich dich vergessen habe. Ich erkenne meinen Fehler und

bereue ihn; schenke mir deine Liebe wieder, und meine Zukunft wird die Fehler der Vergangenheit vertilgen!"

„Alle diese Gefühle, mein Vater, leben in meinem Innern; nur meine Lippen — ich weiß nicht warum — weigern sich, sie auszusprechen; Hochmuth und Scham, glaube ich, halten sie verschlossen. Aber ich fühle das Bedürfniß, zu sprechen, und ich bin überzeugt, meine Seele würde besser, mein Geist ruhiger seyn, wenn ich mit der Vergangenheit, deren Erinnerung mir heimliche, unendliche Qualen verursacht, für immer brechen könnte."

„Mein Sohn, die Wunde Ihrer Seele wird nicht eher zu heilen beginnen, als bis der schmerzhafte Dorn aus ihr entfernt ist."

„O haben Sie Mitleiden mit mir und befreien Sie mich von ihm, mein Vater! Ich will, — und kann doch nicht; und doch drängt die Zeit, denn ich fühle mich dem Tode nahe, und wenn ich nicht Kraft und Muth finde, so sterbe ich in Verzweiflung. Ich erschrecke vor mir selbst, — noch vor Kurzem jung, reich, angesehen und gesund, bin ich nun auf einmal arm, alt, verachtet und dem Tode nahe! — An diesem schrecklichen Abgrunde stehend erblicke ich eine rettende Hand, ich will, ja ich will sie ergreifen, mich an ihr festhalten, mich an ihr emporrichten; aber es ist mir wie im Traume, ich habe keinen Willen, und ich erblicke das Heil, ohne es erlangen zu können! O haben Sie Mitleiden mit mir!"

„Wenn es so ist," erwiederte Pater Ambros, „so neigen Sie das Haupt und beten Sie, mein Sohn! Gott wird Ihnen zu Hülfe kommen, und ich, sein unwürdiger Diener, der Bewahrer seiner Gnade, ich will ebenfalls für Sie beten."

Eine feierliche Stille trat nun ein, während welcher der ehrwürdige Priester mit gebeugten Knien und zum Himmel erhobenen Augen für den Unglücklichen betete, welcher die Stirne auf die gefalteten Hände gesenkt in der Dürre seiner Seele ein Gebet suchte. Der

Pater erhob sich und sagte zu dem Kranken mit sanftem Ernste:

„Sprechen Sie nun nach, was ich Ihnen vorsage. Ich bin in diesem Augenblicke Ihr Vater, und ich will und muß Sie die Sprache des Himmels lehren.“

Und wie ein Kind die Worte wiederholt, die man ihm vorsagt, sprach Lancy die heiligen und glühenden Worte des Paters nach, welche bald seine vertrockneten Augen mit Thränen füllten.

Eine Stunde später öffnete Pater Ambros die Thüre, rief Genovefa zurück und versprach ihr, am Abende wieder zurückzukehren. Nachdem sie den Pater begleitet hatte und zu Lancy zurückkehrte, fand sie diesen ruhig und lächelnd.

„Meine Freundin,“ sagte er, „ich segne mein Unglück, denn ich verdanke ihm unermeßliche Schätze, besonders aber segne ich den Tag, der uns vereinigte, denn er sollte mir geben, was ich sonst nicht kannte oder was ich verachtete, und das ich nun verehre.“

Einige Wochen gingen noch vorüber, während denen der Pater Ambros, Eduard und Genovefa oft an dem Leidensbette versammelt waren, wo Lancy täglich schwächer und von neuen Leiden heimgesucht wurde. Der Kranke duldete mit christlichem Muthe und sprach:

„Beklaget mich nicht; diese Schmerzen sind eben so viele Gnaden, die mir Gott sendet. Er gestattet mir, daß ich meine Sünden abbüße, damit er mir nichts mehr zu verzeihen habe, wenn ich — Weine nicht, meine arme Genovefa, ich möchte wohl gerne bei dir bleiben und für dich arbeiten, um dir ein angenehmeres Leben zu bereiten und mich deinem Glücke zu widmen, aber es wäre zu viel Glück für mich, und ich muß des Beispieles wegen hier auf Erden gestraft werden. Gott ist barmherzig, daß er mir gestattet, ihm dieses Opfer zu bringen; sein heiliger Wille geschehe!“

Genovefa weinte, während ihre christliche Seele von

himmlischer Freude erfüllt war. Sie gab die Hoffnung für Wiederherstellung ihres Gatten noch nicht auf. Pater Ambros verließ Lancy nicht mehr und täglich sprach er mit ihm von Gott und den Herrlichkeiten seines Gesetzes.

Mit halb erloschener Stimme sprach Lancy zu Eduard: „Es ist wahr, mein Bruder, ohne Religion gibt es kein sicheres Glück; mit ihr sind der Arme und der Reiche glücklich. Ich bin jetzt, obwohl dem Tode nahe, ruhiger im Herzen, als ich es zur Zeit meines irdischen Glückes gewesen bin."

Einen Monat lang hatte Lancy die letzten Prüfungen mit unbesiegbarer Standhaftigkeit ertragen, als er eines Tages sich kränker als jemals fühlend Genovefa mit ihren Kindern, Eduard und den Pater Ambros rufen ließ. Er drückte seine Kinder mehrmals an sein Herz, und diese streckten ihm lächelnd ihre kleinen Hände entgegen.

„Ich lasse euch eine gute Mutter zurück," sagte er endlich seufzend. „Meine Freunde," fuhr er mit schwacher Stimme fort, „verzeihet dem, der euch so oft beleidigt hat; o verzeihe mir! Genovefa! — Ich bitte dich, entferne dich nun mit den Kindern, ich möchte mit dem guten Pater Ambros noch allein seyn."

„Ich verlasse dich nicht!" rief Genovefa in Thränen.

„Schone dich, der Kinder wegen!"

Genovefa setzte die Kinder am Fuße des Bettes nieder, und stellte sich nahe zu ihrem Manne, um ihn mit ihrem Arme zu unterstützen.

„Welches Opfer, mein Gott! — Mein Vater! Ihre letzten Gebete und Ihren Segen, — der Augenblick ist gekommen — —"

Er sammelte sich nun, und schien aufmerksam den Pater Ambros anzuhören, der die Sterbegebete für ihn betete:

„Verlasse diese Welt, christliche Seele, im Namen des allmächtigen Vaters, der dich erschaffen hat, im

Namen Jesu Christi, des Sohnes des lebendigen Gottes, der für uns gelitten hat, und im Namen des heiligen Geistes, dessen Gnade uns gewährt wurde.

„Möge Gott dich in deinen Frieden aufnehmen. Ich übergebe dich, theuerer Bruder, den Händen deines Schöpfers, damit du zu dem zurückkehrest, der dich aus dem Staube gezogen hat. Ihr Heilige alle, empfangt die Seele, welche ihren Körper verläßt; Jesus Christus möge ihr gnädig seyn und sie unter jene aufnehmen, die sich ewig seiner Gegenwart erfreuen!

„Herr, wir bitten dich, die Sünden seiner Jugend zu vergessen; laß dem Sterbenden die Wirkungen deiner unendlichen Barmherzigkeit zu Theile werden, gedenke in dem Glanze deines Ruhmes seiner Armuth, und laß ihn eingehen in das Reich deiner Seligkeit."

Der letzte, schwache Seufzer des Sterbenden unterbrach das Gebet des Paters; Genovefa stieß einen Schrei aus und suchte unterstützt von Eduard ihn in's Leben zurückzurufen; aber vergebens, — Lancy war nicht mehr. Genovefa drückte ihm weinend und mit zitternden Händen die Augen zu, warf sich mit Eduard auf die Kniee und der Priester fuhr fort:

„Kommt, ihr Heiligen Gottes und ihr Engel des Herrn, nehmet auf diese christliche Seele und bringet sie vor den Thron des Allerhöchsten!"

Fünfzehntes Kapitel.

In dem Augenblicke also, wo Genovefa einer bessern Zukunft voll Ruhe und häuslichen Glückes entgegen-

sehen durfte, raubte ihr der Tod ihren Gatten und mit ihm ihre schönsten Hoffnungen. Von dem Tage an, wo Lancy die Vergangenheit so bitter bereute und zu ihr zurückkehrte, leuchtete ihr ein neuer Strahl von Glück, und sie bedauerte den Verlust ihres Vermögens nicht im Geringsten; bot ihr doch die Armuth unendliche Entschädigung für dasselbe, und je ernster die Reue Lancy's war, und je mehr der religiöse Glaube in seiner Seele Wurzel faßte und sein krankes Herz veredelte, desto schöner wurden ihre Hoffnungen, und sie träumte glückliche künftige Tage unter dem Schutze der Mittelmäßigkeit ihrer Lage. Würde sie die Wahl gehabt geben zwischen ihrer früheren und ihrer gegenwärtigen Lage, sie hätte unbedingt letztere vorgezogen. Gewiß waren Genovefa's Wünsche und Hoffnungen bescheiden, und sie verdiente wohl, daß sie in Erfüllung gingen, aber der Tod vereitelte sie unbarmherzig. Soll man sich jedoch darüber wundern? Die Erde ist nun einmal nicht zum Schauplatze des Glückes für den Menschen bestimmt, und er muß seine Hoffnungen auf ein künftiges, schöneres Leben setzen. Genovefa fand sich also von einem um so lebhafteren Schmerze bedrückt, als sie die letzten Träume von Glück verschwinden sah, das sie noch auf dieser Welt haben konnte. Sie bedurfte daher in vollem Maße der Trostworte des Pater Ambros, um wieder einige Ruhe in ihr armes, verwaistes Herz zurückkehren zu sehen.

„Meine Tochter," sagte er ihr, „ich tadle Ihre Thränen keineswegs, aber müssen Sie nicht mitten in Ihrer Betrübniß Gott innigst danken? Es ist wahr, er hat Ihnen genommen, was Ihnen das Theuerste gewesen, aber er nahm es Ihnen nur, um es in Ewigkeit zu bewahren. Hat Sie nicht nach den Prüfungen, die Sie erfahren, nach so vielen Sorgen und so herbem Kummer die Hand Gottes sanft berührt, indem er sich des Unglücks bediente, um unsern Freund zum Glauben

zurückzuführen? Dürfen wir Gott grausam nennen, daß er ihm gestattete, im Geiste des Opfers und der Abbüßung für eine sündhafte Vergangenheit die Welt zu verlassen? Ja unser Freund hat mit Muth und Entschlossenheit eine Zukunft voll reiner und heiliger Freude, die sich ihm öffnete, zum Opfer gebracht, und seine Reue und sein gläubiges Vertrauen haben ihm ohne Zweifel sogleich und für immer die Pforten des Himmels geöffnet. Dort sieht, dort erwartet er Sie, er bringt Ihre Gebete vor den Thron Gottes, er bittet für Sie, und bewirkt bei dem Allmächtigen, daß Sie einst am Ziele Ihres würdigen Daseyns mit ihm vereinigt werden.“

„O möge es recht bald geschehen!“ erwiederte Genovefa mit Thränen in den Augen.

„Und Ihre Kinder, liebe Tochter, Ihre Kinder?“ fragte Pater Ambros, indem er die Kleinen zu ihrer Mutter führte.

„O mein Leben gehört ihnen,“ rief Genovefa, indem sie selbe ans Herz drückte, „und für sie erbitte ich mir von Gott die Kraft zu leben.“

Der Gedanke an ihre Kinder machte der armen Frau auch von diesem Tage an das Leben erträglich, und sie gab sich alle Mühe, ihre Traurigkeit zu überwinden und ihr ganzes Daseyn deren Erziehung zu widmen.

„Leben Sie wohl, theure Tochter!“ sagte der Pater Ambros drei Tage nach dem Tode Lancy's, indem er Abschied von Genovefa nahm, um in sein Kloster zurückzukehren, „leben Sie wohl! Der Segen Gottes wird Ihrem Muthe niemals gebrechen, und Sie werden bald sehen, daß es für eine fromme und in den Willen Gottes ergebene Seele ein Glück gibt, welches andern Menschen unbekannt ist.“

„O mein Vater, seyen Sie tausend Mal gesegnet für die göttlichen Tröstungen, welche Sie in mein armes Haus gebracht haben. Ihnen verdankt Lancy das Heil seiner Seele, und dieser Gedanke wird mich immer in

meinen Leiden trösten. Beten Sie, mein Vater, für diese Kinder und für mich!"

Der heilige Greis reiste mit Thränen in den Augen ab, wie ein Vater, der von seinen Kindern scheidet.

Unter diesen traurigen Umständen zeigte sich Eduard voll Hingebung für seine Schwester, und er war nur verlegen, ihr so viele Beweise davon zu geben, als er wünschte. Er wußte, daß es nicht ihr Wunsch wäre, in das Haus ihrer Mutter zurückzukehren, weil dort immer zu viele Leute zusammenkamen und weil sie für ihre Kinder die Gewohnheiten, die Gespräche und die Grundsätze einer Gesellschaft fürchtete, welche über die Unschuld spottet; aber er hielt es auch für unpassend, daß eine Frau von dreiundzwanzig Jahren sich allein und ohne Schutz befinde. Ihr eine Wohnung bei sich einzuräumen, wäre ihm wohl das Liebste gewesen, aber der Erfüllung dieses Wunsches standen von Seite seiner Frau, welche für ihre Schwägerin eben keine besondere Zuneigung fühlte, große Hindernisse im Wege. Nachdem er lange gezaudert und überlegt hatte, um einerseits die Ruhe seiner Schwester zu sichern und andererseits die Vorurtheile seiner Frau aus dem Wege zu räumen und ihr einiges Mitleiden für Genovefa einzuflößen, faßte er den Entschluß, die Gesinnungen Emiliens zu erforschen.

Nachdem er allein mit Pater Ambros den Leichnam Lancy's auf den Gottesacker begleitet hatte, kehrte er, noch tief bewegt von dieser schmerzlichen Scene, sowie von den Thränen seiner Schwester, nach Hause zurück, mit dem Vorsatze, seine Gattin ebenfalls zum Mitleiden für Genovefa zu bewegen und sie zu irgend einem großmüthigen Entschlusse zu deren Gunsten zu veranlassen; aber er begegnete so großer Kälte, seine rührenden Worte wurden mit einer so großen Gleichgültigkeit aufgenommen, seine anfangs nur unbestimmt hingeworfenen Wünsche wurden so wenig begriffen, und

die endlich deutlich ausgesprochenen mit einer solchen Schärfe und so bestimmt zurückgewiesen, daß er seine Pläne für immer aufgeben mußte. Seine Mutter konnte also nur allein noch Genovefa eine Zufluchtsstätte bieten, aber er zweifelte sehr, daß diese selbe werde annehmen wollen. Da er jedoch keinen andern Ausweg finden konnte, so entschloß er sich, in seine Mutter zu dringen, die Lage Genovefa's erträglicher und angenehmer zu machen. Er begab sich zu ihr und sprach:

„Alles ist zu Ende, liebe Mutter, und Genovefa nun allein mit ihren beiden Kindern, ohne Vermögen und kaum im Besitze des Nöthigen."

„Das ist traurig, in der That sehr traurig zwar, aber es ist ihre eigene Schuld. Doch lassen wir dieß, es würde zu weit führen. Genug, meine Tochter ist unglücklich, und da der Taugenichts, ihr Gatte, nicht mehr lebt, so muß ich ihr wohl zu Hülfe kommen. Armes Kind, wie sehr hast du leiden müssen!"

Madame Breton vergoß eine flüchtige Thräne und sagte dann:

„Du mußt mich zu ihr führen, und wir wollen sie hieher bringen, ich weiß nichts Besseres zu thun."

„Aber wird sie Dir nicht Zwang auflegen?" erwiederte Eduard zaudernd, denn er wagte nicht, sich deutlich auszudrücken, „du hast deine Gewohnheiten, liebe Mutter, Genovefa hat vielleicht auch die ihrigen; sie hat übrigens auch zwei Kinder; ich fürchte, die kleine Familie wird dich in deinen Gewohnheiten und in deiner Lebensweise stören."

„Gewiß," erwiederte Madame Breton, „wird diese Vereinigung nicht ohne Störungen geschehen können, unser Geschmack ist verschieden, und ich werde genöthigt seyn, Opfer zu bringen, aber es ist meine Pflicht, sie zu bringen, und ich werde es."

Madame Breton fröhnte seit dem Tode ihres Mannes, der sie in Beziehung auf ihre Vergnügungs-

sucht allen Zwanges entledigte, ihren Neigungen im ausgedehntesten Maße und verminderte dadurch ihr Vermögen immer mehr, so daß ihre Renten zuletzt zur Befriedigung derselben nicht mehr hinreichten. Und doch wollte sie sich durchaus nicht einschränken; ihr Salon war fortwährend von der ganzen höhern Gesellschaft besucht, und ihre Tafel galt für eine der besten der Hauptstadt. Sie war, trotz den fünfzig Jahren, welche sie zählte, immer von einer eben so zahlreichen, als liebenswürdigen und geistreichen Gesellschaft umgeben. Von ihrem Vermögen zur Unterstützung Genovefa's etwas abzugeben, war ihr daher nicht möglich, sie aber in ihr Haus aufzunehmen, bot weniger Schwierigkeiten dar.

Aller Vorstellungen ungeachtet, welche Eduard dagegen vorbringen mochte, bestand sie also darauf, Genovefa zu sich zu nehmen. Da sie sich jedoch scheute, ihrer Tochter den wahren Grund dieses ihres Entschlusses mitzutheilen, so wollte sie ihr das Glück, welches sie in dem mütterlichen Hause und in einer so gewählten Gesellschaft zu erwarten habe, mit den reizendsten Farben schildern. Sie erinnerte sich zwar wohl der großen Verschiedenheit, welche zwischen ihren eigenen und ihrer Tochter Lebensgrundsätzen herrschte, aber Madame Breton war die Frau nicht, welche dem Beispiele ihrer Tochter einen Einfluß auf ihre eigene Lebensweise gestattete.

Mutter und Sohn begaben sich also zu Genovefa. Als Madame Breton über einen feuchten und düstern Hof, zu welchem das Licht des Tages kaum Eingang finden konnte, in das Haus trat, schüttelte sie unangenehm berührt den Kopf. Sie stieg die erste Treppe hinan, dann die zweite, die dritte, die vierte, und nach jeder stand sie stille, um Athem zu schöpfen, und sagte: „Wie, noch eine?“ Vor der demüthigen Wohnung Genovefa's angekommen, schlug ihr Herz heftig, und

ihre Hände zitterten, denn nichts konnte sie tiefer rühren, als der Anschein von Elend, mit dem der Aufenthalt ihrer Tochter umgeben war. Eduard zog die Glocke; Genovefa erschien, und ihre Mutter erkennend, stieß sie einen Schrei der Verwunderung und der Freude aus. Madame Breton, aufs Aeußerste bestürzt von allem dem, was sie sah, konnte kein Wort hervorbringen und warf sich schluchzend in die Arme ihres Kindes. Genovefa fing heftig zu weinen an, denn der Anblick ihrer Mutter weckte die ergreifendsten Erinnerungen in ihr.

„O mein Kind, mein armes Kind;" rief Madame Breton, „o wie unglücklich bist du, und ich wußte es nicht! O warum hast du dich mir nicht entdeckt!"

Genovefa vermied, ihrer Mutter irgend einen Vorwurf zu machen, sagte aber dennoch:

„Wärst du denn gekommen, so lange Lancy lebte, liebe Mutter? hätte dein Zorn nicht dein Mitleid überwogen?"

„Lassen wir die Vergangenheit," erwiederte Madame Breton, „aber von diesem Augenblicke an wollen wir uns nicht mehr trennen, da du nun von dem befreit bist, welcher dich unglücklich machte."

„Liebe Mutter!" sprach Genovefa mit einem bittenden Blicke.

„Es ist zwar jetzt der passende Augenblick nicht, deinen Mann anzuklagen, und ich gebe zu, daß ich hierin Unrecht habe, aber ich werde mir immer Vorwürfe machen, daß ich einen so großen Antheil an deiner Vereinigung mit Lancy genommen habe. Gott möge ihm verzeihen, er hat sehr unrecht an uns gehandelt."

„Meine Mutter," erwiederte Genovefa mit einem unnachahmlichen Ausdrucke tiefen Gefühles, „ich bitte Sie nicht allein, das nicht zu bereuen, was Sie gethan haben, sondern auch überzeugt zu seyn, daß

Folgen dessen, was Sie mein Unglück nennen, in meinem Herzen die theuersten und tröstendsten Erinnerungen zurückgelassen haben. Hat Lancy Unrecht gethan, so hat er es auf die edelste Weise wieder gut gemacht, und wenn Gott", fügte sie unter fallenden Thränen bei, „ihn uns noch länger hätte erhalten wollen, so wäre ich glücklich, ja glücklicher gewesen, als ich es jemals verdient habe. Glauben Sie mir das, theure Mutter!"

Madame Breton war zu sehr daran gewöhnt, das Glück nur in Reichthum und Pracht zu finden, als daß sie die edle Sprache ihrer Tochter hätte verstehen können; da sie aber ein unbestimmtes Gefühl hatte, daß darin etwas Geheimnißvolles liege, was über ihre gewöhnlichen Gedanken erhaben war, so beobachtete sie darüber ein achtungsvolles Stillschweigen. Auf den Hauptgrund ihres Besuches zurückkommend, sagte sie nun: „Wie dieß nun immer seyn mag, du stehst jetzt allein, und ich werde nicht dulden, daß du mit deinen Kindern hier in deiner Verlassenheit bleibst. Von heute an ist mein Haus das deinige, und du wirst mit mir dahin zurückkehren."

Genovefa schwieg verlegen; sie fürchtete ihre Mutter durch ihre Weigerung zu beleidigen, und doch besorgte sie, das Wohl ihrer Kinder in Gefahr zu bringen, wenn sie ihren Antrag annähme. Nach einigem Besinnen sagte sie endlich:

„Ich kann nicht hinlänglich ausdrücken, theure Mutter, wie sehr ich Ihnen für das gütige Anerbieten dankbar bin, welches Sie mir in meiner traurigen Lage machen; aber hier, in dieser demüthigen Wohnung war es, wo mir die göttliche Vorsehung Tröstungen zu Theil werden ließ, die ich nicht mehr erwartet hatte, wo mich an den armen Lancy neue Bande knüpften, die selbst der Tod nicht zerreißen wird, und ich kann es daher nicht über mich gewinnen, sie zu verlassen. Hier ist meinem Herzen alles theuer und es würde mir unend-

lichen Schmerz verursachen, diesen Ort verlassen zu müssen. Und dann, meine theure Mutter, ich muß Ihnen offen gestehen, ich fürchte die Welt meiner selbst und meiner Kinder wegen. Alles, was sie in ihrem Gefolge hat, verursacht mir ein gewisses ängstliches Gefühl, und sie würde mich beständig an das erinnern, was ich so gerne vergessen möchte. Ich danke Ihnen daher tausend Mal für Ihr Anerbieten, meine gütige Mutter, aber ich kann es nicht annehmen, in der That, ich kann nicht."

„Die Gründe, welche du mir da anführst, um in deiner Wohnung zu bleiben, bestimmen mich gerade, auf meiner Ansicht zu beharren. Hältst du mich denn für so grausam, meine Tochter, eine junge Frau in diesem traurigen Hause zurückzulassen, wo alles die traurigsten Erinnerungen in ihr hervorruft? Die Gefühle, welche du eben ausgesprochen hast, mögen sehr ehrenhaft seyn, aber sie sind übertrieben, liebes Kind, denn man muß nicht auf diese Weise die Schmerzen nähren. Du bedarfst im Gegentheile der Zerstreuung, und diese sollst du bei mir finden."

„Meine Zerstreuung, meine Mutter, besteht in meinen Kindern, eine andere wünsche ich nicht. Was meine Gefühle betrifft, die du für übertrieben hältst, so fürchte für mich nichts von ihnen, sie werden niemals in mir erlöschen und immer der einzige Trost der Tage seyn, die Gott mir armen Wittwe noch gewähren wird."

„Ich habe mehr Erfahrung als du, und ich hoffe, dich in einigen Tagen vernünftiger zu finden."

Madame Breton setzte das Gespräch nicht weiter fort und nahm Abschied von ihrer Tochter.

Sechzehntes Kapitel.

Auf dem Wege nach Hause sagte Madame Breton zu Eduard:

„Man sollte sich in der That ärgern, und wenn ich nicht genau wüßte, wie sehr Genovefa uns liebt, ich könnte ihre Weigerung sehr übel nehmen.“

„Du darfst von der kindlichen Liebe Genovefa's vollkommen überzeugt seyn, liebe Mutter, und solltest du ihrer, z. B. in einer Krankheit, jemals bedürfen, so wird sie ungerufen zu deinem Beistande herbeieilen.“

„O, ich weiß es!“

„Du wirst auch zugeben, daß Genovefa in deinem Hause vielen Zwang zu ertragen haben würde. Sie hatte in der Welt so Vieles zu leiden, und ihre Rückkehr in selbe müßte ihre Leiden in jedem Augenblicke erneuern. Da sie nun ihrer Neigung und ihrem Geschmacke nach die Zurückgezogenheit liebt, so wäre es wohl am Besten, sie in Ruhe ihre Kinder erziehen zu lassen. Vielleicht kehrt sie später, wenn die noch blutende Wunde ihres Herzens geheilt ist, lieber in die Welt zurück.“

„Nun es sey! Aber du glaubst nicht, wie sehr es mich schmerzt, meine Tochter in einer so schlechten Wohnung zu wissen, in einer Wohnung, die mir wie ein Grab vorkommt.“

„Wir können ihre Lage ja leicht verbessern. Genovefa wird zwar gewiß nichts verlangen, denn sie besitzt eine starke Seele; da sie aber ganz ohne Stolz ist, so wird sie unsere Hülfe auch ohne allen Widerstand annehmen, und wenn ihr Schmerz über den Tod ihres

Gatten sich einmal vermindert hat, dann wird sie wohl selbst auf den Gedanken kommen, der Gesundheit ihrer Kinder wegen dieses Haus zu verlassen. Bei dieser Gelegenheit bitte ich dich, liebe Mutter, dem armen Lancy zu verzeihen; ich habe ihn kurz vor seinem Tode öfter gesehen, und er hat sich niemals unserer Achtung und Liebe würdiger bewiesen, als damals. Genovefa hat alles vergessen, ihm alles vergeben; sie wird, wie ich sie kenne, ihren Gatten niemals vergessen, und man muß daher sein Andenken schonen. Ich werde aber noch mehr thun, und es mir zur Aufgabe machen, bei jeder Gelegenheit Lancy vor der Welt zu vertheidigen, und seine Ehre wieder herzustellen."

„Lancy ist todt, und es ist daher am Besten, nicht mehr von ihm zu reden. Was Genovefa betrifft, so werde ich niemals vergessen, daß ich ihre Mutter bin, und die Sorge für sie und ihre Kinder niemals aus den Augen verlieren."

Nachdem Madame Breton zu Hause angekommen war, sandte sie ihrer Tochter sogleich Vorräthe aller Art, fuhr abermals aus, und brachte den ganzen Nachmittag in Magazinen zu, um eine Menge Stoffe und Zeuge für sie einzukaufen, ohne zu bedenken, daß je prächtiger diese Geschenke waren, sie der demüthigen Lage Genovefa's um so weniger angemessen waren.

Am Abende dieses Tages empfing Madame Breton der Trauer wegen, in welche ihre Tochter versetzt war, keine Besuche; Adrian allein wurde von ihr angenommen. Man erinnert sich, daß Adrian seit dem Tode Herrn Breton's das Benehmen Lancy's immer mißbilligte, so daß er das ganze Vertrauen der Madame Breton gewann, während er sich jedoch sorgfältig hütete, diesen Tadel gegen seinen Freund selbst auszusprechen, und zu suchen, ihn auf bessere Wege zu bringen. Man kann hieraus auf seinen Charakter schließen. Er war geld- und vergnügungssüchtig, und der grasseste Egoismus

herrschte in seinem Herzen. Weniger verwegen in seinen Unternehmungen als Lancy, zugleich aber auch weniger gewissenhaft und schmiegsamer, kam er schnell zu einem großen Vermögen, und dadurch in den Besitz der Achtung der Welt. Uebrigens besaß er auch Kenntnisse, Geist, eine angenehme Benehmensweise und vor Allem eine große Geschicklichkeit, alles dieses immer zur rechten Zeit in Anwendung zu bringen und glänzen zu lassen. Es bedurfte kaum so vieler hervorragenden Eigenschaften, um Madame Breton völlig für ihn einzunehmen, und da eine Frau ihrer Art immer eines Rathgebers bedarf, so ließ sie sich von Adrian in allen ihren Angelegenheiten berathen, mochten diese nun sehr wichtiger Natur seyn, oder bloß ihre Toilette oder ihren Salon betreffen. Adrian übernahm recht gerne diese Rolle, die ihm den ersten Platz im Hause der Madame Breton einräumte. Wir wissen, daß sie nach dem Tode ihres Gatten fortfuhr, mit Hülfe ihres Vermögens alle ihre frühern Bekanntschaften zu unterhalten, und in jeder Woche vereinigte eine auserwählte Tafel viele Personen von Einfluß und Künstler von Ruf in ihrem Hause.

An jenem Abende also, wo Madame Breton keine Besuche annahm, trat Adrian in ihren Salon. „Welche Einsamkeit!“ rief er, verwundert um sich blickend, „Madame wollen doch nicht etwa eine ascetische Lebensweise beginnen?“

„Setzen Sie sich, ich will Sie zum Theilnehmer meiner Sorgen machen.“

„Vor Allem — es ist Ihnen doch nichts Unangenehmes begegnet?“ fragte Adrian mit liebenswürdiger Sorgfalt.

„Ja und Nein!“ erwiederte Madame Breton mit einem Lächeln, das ihm für seine Theilnahme zu danken schien. „Hören Sie mich, ich werde mich kurz fassen. Meine Tochter hat ihren Gatten verloren.“

„Lancy ist gestorben? der arme Lancy!“

Diesen Ausruf that Adrian mit dem Anscheine von Theilnahme.

„Unter uns,“ fuhr er dann fort, als er an der gleichgültigen Miene der Madame Breton bemerkte, daß der Tod ihres Schwiegersohnes ihr eben nicht sehr zu Herzen ging, „es ist das Beste, was er thun konnte. Ich hielt Lancy immer für einen Mann von Geist, und er hat einen Beweis davon gegeben, daß er gerade zur rechten Zeit starb, denn im Elende zu leben, heißt dieß wohl leben? Welche Marter mußte ihm diese ärmliche Lebensweise bereitet haben, ihm, der so sehr an Luxus gewöhnt gewesen war! Ich wiederhole es also, er hat sehr wohl daran gethan, zu sterben. Und dann, Ihre Tochter ist nun frei, bald wird sie wieder in der Welt erscheinen können und, von ihrer Mutter unterstützt, mit ihrer Schönheit und ihren Talenten unfehlbar bald eine Partie finden, die ihrer und ihrer Mutter würdig ist.“

„Sie haben Recht, Adrian, und ich denke darüber wie Sie, wie ich denn auch bereits einen Plan für die Zukunft Genovefa's ausgedacht habe. Aber — werden Sie es glauben? — meine Tochter will ihren ärmlichen Aufenthalt nicht verlassen und nicht in mein Haus zurückkehren; sie hat immer einen besondern Geschmack.“

„Geduld, Madame, Geduld! Das wird sich geben, man muß ihr Zeit lassen; ja sie wird länger brauchen als jede andere Frau, ihren Gatten zu vergessen, weil sie von den Vorurtheilen der Religion befangen ist, und Charakterfestigkeit besitzt, aber sie ist am Ende doch nur eine Frau, eine junge Frau, die gewöhnt ist, Ueberfluß und Luxus um sich zu sehen, und — verzeihen Sie mir den Ausdruck — der Hunger wird den Wolf bald aus dem Walde treiben.“

„Sie theilen also meine Meinung und glauben, daß es gut sey, wenn meine Tochter bei mir wohne?“

„Nicht allein gut, sondern auch nothwendig. Sie allein können Madame Lancy wieder erheben und ihr einen Rang in der Welt sichern. Es ist zwar ihre Pflicht als Mutter, so zu handeln, aber Genovefa verdient es auch. Ihr Geschmack ist zwar nicht der unsere, aber sie besitzt einen erhabenen Geist und seltene Kenntnisse; sie weiß Männer von Auszeichnung durch ein natürliches, ungezwungenes Gespräch zu fesseln. Ich versichere Sie, sie wird die ernste Unterhaltung in Ihrem Salon auf eine vortreffliche Weise leiten, und Sie wissen, in welche Verlegenheit uns dieß oft setzte. Ja sie wird Ihrem Salon zur wahren Zierde dienen, und das um so mehr, da sie durch ihre edle Einfachheit Jedermann entzückt."

„Sie wissen doch immer an allen Dingen die rechte Seite zu finden und besonders meinen Bedürfnissen trefflich zu entsprechen. Ich läugne es nicht, meine Tochter wird mir gute Dienste leisten können, und Sie machen mich da auf Eigenschaften aufmerksam, die ich bisher nicht hinlänglich schätzte. Aber wenn meine Tochter auch nur will!"

„Sie wird wollen, glauben Sie mir; nur muß man mit Behutsamkeit und Geduld zu Werke gehen."

„Ich will ganz Ihrem Rathe folgen. Doch noch etwas — soll ich Lancy's Tod wegen Trauerkleider tragen?"

„Warum nicht?"

„Ich besorge, es wird an manches unangenehme Ereigniß erinnern, das man bereits vergessen hat; man wird aufs Neue darüber sprechen."

„Sprechen Sie selbst zuerst davon, und man wird bald aufhören, es zu thun. Die Welt ist zwar böse, aber nur, wenn man sie fürchtet."

„Wohl, es sey so!"

Nachdem Adrian sich entfernt hatte, dachte Madame Breton noch eine Zeit lang über den Inhalt des so eben

geführten Gespräches nach. Meine Tochter, dachte sie, ist noch jung genug, um sich wieder zu verheirathen, an Wohlgestalt und Geist gebricht es ihr nicht, und ihr bescheidenes, zurückhaltendes, aber würdiges und einfaches Benehmen, ja ihre Gleichgültigkeit gegen die Freuden der Welt macht mehr Eindruck auf das Herz der Männer, als jede Berechnung der Gefallsucht. In meinem Hause wird sie Gelegenheit haben, mit jungen Männern bekannt zu werden und eine gute Partie zu treffen. Auch werde ich sie nicht ohne Mitgabe lassen. Aber was kann ich ihr geben, ich, die ich selbst so viel bedarf? Mein Vermögen vermindert sich leider immer mehr, und ich muß ernstlich an die Ordnung meiner Angelegenheiten denken. Aber ich will für Genovefa thun, was ich immer im Stande bin. — Adrian scheint an meiner Tochter Gefallen zu haben; — er ist noch jung, ist reich — wer weiß! Man muß es der Zeit überlassen!"

Nachdem Adrian das Haus der Madame Breton verlassen hatte, ging er noch einige Minuten lang spazieren, indem er folgendes Selbstgespräch führte:

„Der arme Teufel Lancy ist also gestorben, und zwar auf eine elende Weise gestorben! Wahrhaftig, eine herrliche Veranlassung zu philosophischen Betrachtungen! — Verlust des Vermögens und unvorhergesehener Tod! — das ist ziemlich traurig! — er hinterläßt eine liebenswürdige Wittwe, die uns eben nicht in Verlegenheit setzen würde, wenn sie ihre Mitgabe nicht verschleudert hätte. Ich habe sie immer liebenswürdig gefunden. Hm! — Sey aufrichtig — die Frau, oder die Mitgabe? Die eine wie die andere! Wenn mir Lancy nicht den Rang abgelaufen hätte, Genovefa würde jetzt nicht im Elende schmachten. Es ist aber nun einmal so, denken wir also nicht mehr daran. — Ja, ja, ich befand mich auch unter Denjenigen, die sich um Fräulein Bretons Hand bewarben, — doch lassen wir dieß! — Wie vielen Nachtheil mir doch dieser Lancy gebracht hat! Wäre

er nicht gewesen, ich hätte sicher die Hand der Madame Rosnel erhalten. Doch da fällt mir etwas bei. Wie wäre es, wenn ich Madame Rosnel besuchte, und sie von Lancy's Tode in Kenntniß setzte? Man könnte dann sehen, was zu machen ist. Doch wie zu ihr gelangen, da sie keine Besuche empfängt? Sie ist krank, sagt man, und zwar gerade seit dem Falle Lancy's. Ich möchte doch wissen, was an der Sache ist. Welche vortheilhafte Partie war diese Madame Rosnel noch vor Kurzem! Doch jetzt, nach so vielen Abentheuern ihrer Seits, ist nicht mehr daran zu denken. Aber sie hat ihr Vermögen noch, sie ist sehr reich, und die Welt vergißt Alles. Anderer Seits bedarf sie des männlichen Schutzes, man könnte sich geltend machen — nun, wir wollen sehen!"

Während sich Adrian auf dem Wege zu Madame Rosnel befindet, wollen wir über diese Frau einige Aufklärungen geben und deßhalb kurz in die Vergangenheit zurückkehren. Das Unglück Lancy's und seiner Gattin traf Madame Rosnel wie ein Blitzstrahl. Sie sah nun die schrecklichen Folgen ihrer Aufführung und fühlte ihre Schuld, ihre große Schuld. Mitten unter den Freuden und den Verführungen der Welt konnte sie aus ihrem Herzen die frommen Lehren nicht ganz vertilgen, welche heilige Frauen in früherer Zeit in selbes gepflanzt hatten. Das erlöschende Licht der Religion, durch einen heftigen Eindruck in ihrer Seele wieder zur vollen Flamme angefacht, erleuchtete die geheimsten Winkel ihres ruhelosen Gewissens. Sie wurde von Scham und Schrecken ergriffen. Von Scham, wenn sie an Genovefa dachte, an diese Freundin ihrer Jugend, von der sie mit so vieler Güte aufgenommen und mit so großer Zartheit und Hingebung über die Gefahren belehrt worden war, die sie in der Welt erwarteten; — von Schrecken, wenn sie an das Unglück dachte, dessen Urheberin sie war, und von welchem sie die Verantwortlichkeit zu tragen hatte; wenn sie an den Abscheu

dachte, mit dem man sie nun in der Welt betrachten werde. Eine geheime und quälende Trauer bemächtigte sich ihres Geistes und schmerzliche Gewissensbisse verfolgten sie ohne Unterlaß und bis zu den berauschendsten Festen. Ihr unstäter Blick schien überall Genovefa zu suchen, und der Gedanke, daß sie mit ihren beiden Kindern ein Raub des Elendes sey, wurde eine moralische Strafe für sie, die ihr Tag und Nacht keine Ruhe ließ. Sie floh die große Welt; aber die Einsamkeit verträgt sich nur mit innerm Frieden, und Madame Rosnel war in ihrer Einsamkeit unruhiger als jemals. Die abenteuerlichsten Pläne durchkreuzten dann ihren Geist; sie wollte Genovefa im Geheimen Geld schicken, aber wo war sie zu finden? wie sollte sie sie bewegen, ihre Unterstützung anzunehmen? Sie ging oft aus, in der Hoffnung, ihr zu begegnen; sie wollte sie dann um Verzeihung bitten, aber sie begegnete nur unbekannten Gesichtern, und um keinen Preis der Welt hätte sie gewagt, mit Leuten von Genovefa zu sprechen, welche sie kannten. Madame Rosnel unterlag dieser unaufhörlichen Aufregung und wurde ernstlich krank. Da ließ sie einen Priester rufen, und dieser brachte Ruhe in ihr Herz zurück. Sie befand sich auf dem Wege der Besserung, als man ihr den Besuch Adrians meldete.

„Er soll kommen!“ sagte sie lebhaft.

Siebenzehntes Kapitel.

Als Madame Rosnel den Besuch Adrians annahm, hatte sie eine doppelte Absicht dabei: sie wollte sich nämlich vor Jemanden, welcher die große Welt zu besuchen

pflegte, über den während ihrer Krankheit gefaßten Entschluß, sich von der Welt ganz zurückzuziehen und eine ganz zurückgezogene Lebensweise zu führen, erklären, und dann, wenn sie es über sich gewinnen könnte, über das Schicksal Genovefa's und ihrer Familie Erkundigungen einziehen.

Adrian näherte sich ihr mit einer gewissen Vertraulichkeit, welche wenig Hochachtung bewies, aber er sah sich genöthiget, sein Benehmen sogleich zu ändern, denn er fand an Madame Rosnels Haltung eine Würde, und einen Ernst in ihren Mienen, die ihm Ehrfurcht geboten. Sein geübter Blick erkannte sogleich, daß eine große Veränderung mit ihr vorgegangen seyn müßte, eine Veränderung, welche zu auffallend war, als daß sie durch die Krankheit allein hervorgebracht werden konnte; sie war bleich, abgemagert, sehr einfach gekleidet, zurückhaltend, kalt, und Adrian fragte sich, ob diese Frau Madame Rosnel sey.

„Sie müssen krank gewesen seyn, Madame," sagte er endlich, „denn wir mußten Sie mehrere Monate lang vermissen, und es ist ein wahres Wunder, Sie wieder sehen zu dürfen."

„In der That ein Wunder! Drei Monate lang von der großen Welt entfernt zu seyn, heißt todt für sie seyn, und ich bin gewiß schon vergessen von ihr."

„O, Madame! wie können Sie glauben, —"

„Ich freue mich wirklich, wenn es so ist, mein Herr, denn dann werde ich den Entschluß, den ich seit einiger Zeit gefaßt habe, mich von der großen Welt ganz zurückzuziehen, um so leichter ausführen können."

„Wie? den Entschluß sich von der Welt zurückzuziehen? In Ihrem Alter? Wohin denken Sie? das kann nicht Ihr Ernst seyn, oder ich begreife Sie nicht."

„Und dennoch ist die Sache sehr einfach. Die Welt verspricht mehr als sie gewährt; ihre Freude ist

falsch, ihr Vergnügen bitter; das Glück ist ein Trugbild, welchem man in der Welt unaufhörlich nachjagt, ohne es jemals erreichen zu können. Man ermüdet sich bei dieser Jagd, man reibt seine Kräfte auf, man wird leidend, und dieß ist besonders bei einer Frau der Fall. Soll ich mich so lange auf diesem Kampfplatze herumtreiben, bis meine Kräfte aufgezehrt sind, und nach tausend empfangenen Wunden der Tod mich hinwegrafft? Nein, ich bin zu besserer Einsicht gekommen. Die große Welt mag wohl die Sinne in Aufruhr bringen und sie befriedigen, aber Ruhe und Frieden zu geben vermag sie nicht, und ich will nun streben, sie in der Zurückgezogenheit zu finden. Die Extreme berühren sich, Herr Adrian; dieß ist eine große Wahrheit, aber so alltäglich, daß Sie mein Entschluß nicht in Verwunderung setzen kann."

„Mich wundert es nur, daß Sie nicht auch die Absicht haben, sich zwischen die Mauern eines Klosters einzuschließen!"

„Sie spotten zwar; aber es ist so, und ich wollte mich in ein Kloster begeben; aber wissen Sie wohl, was mich von der Ausführung dieses Entschlusses abgebracht hat? — Nichts Anderes — Sie werden sich aufs Neue wundern — nichts Anderes, als weil ich mich des Aufenthaltes in einem dieser heiligen Häuser für unwürdig hielt. Lächeln Sie nicht spöttisch. Sie kennen meine unglückliche Geschichte, Herr Adrian, Sie wissen, was mich in der Welt erwartet, und besonders Sie, der so viele Erfahrung besitzt, Sie werden mir den unfehlbaren Ausgang voraussagen können, wenn ich so fortfahre. Sagen Sie nun selbst, ist es nicht bei weitem vorzuziehen, zwischen den friedlichen Mauern eines Klosters ruhig und geachtet zu leben und zu sterben, als in der Welt noch einige Zeit lang die harte Verachtung der Einen und das beleidigende Mitleiden der Andern ertragen zu müssen, und am Ende unter

dieser Bürde zu unterliegen? Ja, ja, das Erste ist hundert Mal wünschenswerther, und ich bedauere nur, daß ich der Aufnahme in ein Kloster nicht mehr würdig bin. Die Flucht vor der Welt wird mich jedoch immerhin diesen frommen Frauen, deren Glück ich beneide, näher bringen, indem sie mich von dem entfernt, was mich ins Verderben geführt hat."

„Sie sind sehr streng gegen sich selbst," sagte Adrian, bestürzt und erstaunt über eine so plötzliche Aenderung.

„Seyen Sie aufrichtig, Adrian, ist die Welt nachsichtiger? Hat sie mich nicht bereits verurtheilt? Ich bekenne, ich verdiente es. Nun wohl, sagen Sie es der Welt, daß ich mich selbst bestraft habe."

„Sie geben mir da einen traurigen Auftrag, Madame," sprach Adrian mit dem Ausdrucke der lebhaftesten Theilnahme, welcher vielleicht die geheime Hoffnung zu Grunde lag, die schöne und reiche Wittwe von ihrem Entschlusse abzubringen und für sich zu gewinnen; „aber besinnen Sie sich noch, denn Sie könnten Ihren Vorsatz bereuen; Sie sind jung, geistreich, schön, reich; — um alles dieses aufzuopfern, bedarf es einer übermenschlichen Kraft — besitzen Sie diese wohl? — Aber Sie fürchten die Welt, und ich wundere mich darüber nicht. Die Welt hat ihre Gefahren, und eine junge Frau, welche allein steht, kann selbe nicht alle glücklich überwinden; aber ist dieß ein Grund, die Welt zu verlassen? Ich glaube, es gibt noch ein anderes, besseres Auskunftsmittel, suchen Sie sich eine Stütze, einen Führer, einen Beschützer, kurz, wählen Sie sich einen Gatten, und alle Schwierigkeiten sind gehoben."

„Eine Frau, die sich in meiner Lage befindet, heirathet man nur aus Eigennutz oder Unbesonnenheit; ich kenne die Welt zu sehr, um dieses gewagte Spiel zu spielen."

„Ich habe Ihnen nicht mehr zu sagen, Madame," erwiederte Adrian, indem er sich bemühte, den Verdruß

über das Mißlingen seiner Hoffnung zu verbergen; „ich hätte Sie fürwahr gerne vor sich selbst gerettet.“

„Noch einige Worte, mein Herr; Sie waren der Freund Lancy's, und vielleicht stehen Sie noch mit ihm und seiner Familie in Verbindung; wissen Sie nicht, was aus ihnen geworden ist? Wie leben sie?“

„Ein Unglück kommt niemals allein,“ antwortete Adrian, „und der arme Lancy ist vor Kurzem gestorben.“

„Was sagen Sie? Lancy todt?“

Madame Rosnel konnte nicht fortfahren; ihr Gesicht bedeckte sich mit der Bläße einer Leiche; ihre Hände zitterten, und sie blieb mit gesenktem Kopfe, von Schrecken erstarrt, eine Zeit lang ohne Bewegung sitzen, als sähe sie gleichsam die rächende Hand Gottes über ihrem Haupte schweben. Nach einer Pause sagte sie mit erloschener Stimme:

„Und Genovefa?“

„O diese arme Frau ist sehr zu beklagen, denn sie ist mit ihren Kindern gänzlich ohne Hülfsquellen.“

„Wissen Sie, wo sie wohnt?“

„Ja; sie wohnt in einer abgelegenen Straße, deren Namen ich nicht kenne; ich kann ihre Wohnung aber ganz genau erfahren.“

„O möchten Sie mir wohl einen letzten Dienst erweisen und mir die Adresse der Madame Lancy verschaffen?“

„Recht gerne, Madame, Sie können darauf zählen.“

„Verzeihen Sie nun, Herr Adrian, daß ich Sie so lange aufgehalten habe, um immer nur von mir zu sprechen, aber ich hoffe, es war zum letzten Male, denn künftig werde ich mich nur dem Stillschweigen widmen. Leben Sie wohl.“

Adrian entfernte sich, indem er Madame Rosnel bat, von seiner Ergebenheit für sie und von seinem Stillschweigen überzeugt zu seyn.

Als Madame Rosnel allein war, verschwand die

ganze Festigkeit, welche sie in Gegenwart Adrians bewiesen hatte; wie vernichtet sank sie auf das Sopha zurück und brach in heftiges und krampfhaftes Weinen aus.

„O ich Unglückliche, ich zehnmal Unglückliche!“ rief sie, „was soll aus mir werden? Ich habe mit der Welt gebrochen und bin nun allein mit den nagenden Vorwürfen meines Gewissens! O Genovefa, wie glücklich bist du in deiner Armuth, und wie unglücklich bin ich trotz allen Reichthums! O könnte ich das Geld, um das man mich so sehr beneidet, gegen die Tugend vertauschen, die man an dir verachtet! Aber, o mein Gott, wie soll ich mich aus diesem Abgrunde retten? Wie soll ich die Vergangenheit wieder gut machen, wie sie abbüßen? Ja im Kloster, im Kloster allein wird mein Gewissen Ruhe finden!“

Die Hoffnung, in einer dieser heiligen Zufluchtsstätten gegen die Bitterkeiten und Fallstricke des Lebens Schutz zu finden, würde ihr vielleicht wieder einige Ruhe verschafft haben, wenn sie nur ihr eigenes Unglück zu beklagen gehabt hätte; aber die Erinnerung an die trauernde Genovefa war ihr eine drückende Last und sie fühlte die Unmöglichkeit, nur einen Schatten von Ruhe zu erlangen, bevor sie jene Genugthuung geleistet hätte, zu der sie um jeden Preis entschlossen war. Sie wartete Tage, Wochen, ja Monate lang in immer steigender Angst auf den Besuch Adrians, welcher ihr über Genovefa nähere Nachricht bringen sollte, aber Adrian hielt sein Versprechen nicht, ihr die Wohnung Genovefa's zu bezeichnen.

Kehren wir zu Genovefa zurück.

Ihr tiefer Schmerz über den Tod ihres Gatten war einer ruhigeren, ergebensvolleren Trauer gewichen; bald nahmen ernste Sorgen ihren ganzen Geist in Anspruch und zerstreuten ihre schmerzlichen Gedanken. Ihre kleine Familie erforderte ihre ganze Sorgfalt und

Aufmerksamkeit. Ihre Hülfsquellen waren durch die lange Krankheit ihres Gatten aufgezehrt, und sie mußte ihre Anstrengung verdoppeln, um den Bedürfnissen ihrer Kinder zu genügen, welche noch zu jung waren und bisher eine zu zarte Erziehung erhalten hatten, als daß sie Entbehrungen ertragen konnten. Die prunkvollen Geschenke ihrer Mutter gewährten ihr keinen Nutzen, und Genovefa wagte nicht, ihr dieß bemerklich zu machen, denn sie sah wohl ein, daß ihre Mutter ihr leichter prachtvolle Geschenke machen, als auch nur eine kleine Summe Geld geben konnte. Jene waren auf Credit gekauft, während die Unterhaltung des Hauses, der Equipagen, der Toilette und der Tafel die Einnahmen der Madame Breton aufzehrte, und das Geld in ihren Händen immer seltener wurde. Genovefa mußte daher für alle Bedürfnisse selbst sorgen, und sie unternahm es mit allem Muthe, dessen ihre starke Seele fähig war. Mit Hülfe ihrer treuen Henriette verrichtete sie alle Arbeiten, welche die Haushaltung nöthig machte, und widmete ihnen den ganzen Morgen. Da sie aber auch Geld bedurfte, so wollte sie ihre Talente und Geschicklichkeit in feinen weiblichen Arbeiten in Anwendung bringen, und suchte daher Beschäftigung. Jede Eigenliebe erstickend, besuchte sie die großen Magazine, wo sie sonst ihre Einkäufe gemacht hatte, und sagte mit rührender Einfachheit, daß sie sich nun in die Nothwendigkeit versetzt sehe, zu arbeiten, um leben zu können. Kaum erkannten die Besitzer dieser Magazine in der einfachen, bescheidenen Frau die vornehme Dame wieder, die ihnen sonst so viele Verehrung eingeflößt hatte; aber ihre Sprache, die Würde ihrer Haltung, und die unwiderstehliche Anziehungskraft, welche eine schöne, unglückliche Seele immer auf die Herzen der Menschen ausübt, nahmen sie sogleich für sie ein, und rührten sie oft bis zu Thränen. Da man ihre ungemeine Geschicklichkeit in Ausführung der feinsten Stickereien

und aller eleganten weiblichen Arbeiten kannte, so gab man ihr gerne Beschäftigung, bezahlte sie reichlich und überhäufte sie mit den sprechendsten Beweisen von Achtung und Freundschaft. So wurden die Schritte, welche Genovefa machen mußte, und die dem Stolze so demüthigend erscheinen müssen, zu Triumphen, welche ihre Tugend errang. Dieß wird auch stets der Fall, und das Herz der Menschen, auch gemeiner, immer geneigt seyn, der Tugend im Stillen Bewunderung zu zollen und ihr zu dienen.

Genovefa arbeitete also unermüdlich und ihre Kinder waren ihre einzige Zerstreuung; ihre kindlichen Gespräche und Liebkosungen erheiterten ihren Geist und schienen ihr immer neue Kräfte zu geben. Man hätte sehen sollen, mit welcher Zärtlichkeit und Sorgfalt sie ihren Kindern die ersten mütterlichen Lehren gab, welche Spielen glichen, aber nichts desto weniger tief in diese jungen, schon so lernbegierigen und aufmerksamen Seelen eindrangen. Ueberzeugt, daß schon die ersten Regungen der kindlichen Seelenkräfte auf den Weg des Guten gelenkt werden müßten, wachte sie über alle ihre Worte, und den Unterricht, den sie ihnen ertheilte, gab sie ihnen zwar spielend, aber immer mit dem Ernste, der für ihr Alter angemessen war. Magdalena, ihre Tochter, war drei Jahre alt, weiß und blond wie ihre Mutter, und sanft und liebevoll wie sie, und der zweijährige Ernst gab schon Beweise von Nachdenken. Beide schienen die Opfer zu begreifen, welche ihre Mutter zu bringen genöthigt war, und hingen mit einer Liebe und Folgsamkeit an ihr, die ihrem Alter vorausgeeilt war. Wenn Genovefa sie rief, verließen sie ihre Spiele, eilten zu ihr, und stellten sich Hand in Hand vor sie hin, um ihre Befehle oder Lehren anzuhören. Wenn ihnen bisweilen ein Schmerz Wehklagen oder Weinen auspreßte, dann genügte ein Wort Genovefa's, um sie zu beruhigen und sie mitten unter Thränen

lächeln zu machen. Am Morgen und Abend lagen sie mit gefalteten Händen auf ihren kleinen Knieen und lernten den Namen Gottes stammeln und für ihren armen Vater beten. Bisweilen führte Genovefa sie in die Kirche, und wer sie da sah, ernst, gesammelt, und sie mit leiser Stimme zu einander sagen hörte: „dieß ist das Haus Gottes," der mußte sie für zwei Engel halten. Genovefa betete mit inniger Glut und Andacht, sie betete für ihren unglücklichen Gatten; wenn sie aber der Prüfungen gedachte, mit denen ihn Gott heimgesucht, wenn sie sich erinnerte, mit welchem Muthe Lancy die Schmerzen der Krankheit ertragen, mit welcher Ergebung er das Opfer seines Lebens geboten und gebracht hatte, verwandelte sich ihr Gebet für ihn in die Bitte an den Geschiedenen, am Throne Gottes bittend ihrer zu gedenken. Voll des Vertrauens auf eine Verbindung der Seelen, die im Himmel ihren Triumph feiern, mit jenen, die sich noch auf der Erde befinden, theilte sie ihm ihre Sorgen, ihre Bedürfnisse und Wünsche mit; jeden Tag unterhielt sie am Fuße des Altares mit tiefster Andacht diesen geheimnißvollen Verkehr mit dem Todten, und in ihrer Seele lebte Lancy noch immer fort. O heilige, katholische Kirche! du allein besitzest das Geheimniß dieser eben so tröstlichen als erhabenen Lehren; du erhebst den Geist und befriedigst die Sehnsucht des Herzens; mit deiner Hülfe leuchtet dem Verzweifelnden die Hoffnung, der Tod ist nur ein unsterbliches Leben, und die Erde vereinigt sich mit dem Himmel!

So lebte Genovefa in Gebet, Arbeit und Liebe. Eduard verließ sie übrigens nicht; er besuchte sie oft und brachte ihr eines Tages eine ziemlich beträchtliche Summe, welche er sie anzunehmen bat.

„Eine Frage, lieber Bruder: weiß Emilie davon?"

Eduard erröthete und sagte verlegen: „Warum soll sie davon wissen?"

„Dann kann ich das Geld nicht annehmen," erwiederte Genovefa, „ich habe, was ich brauche, und dir könnte das Geschenk Verdruß machen."

Eduard erwiederte nichts hierauf und entfernte sich seufzend.

Achtzehntes Kapitel.

Für Madame Breton waren die Besuche bei ihrer Tochter wahrhaft peinlich. Als Mutter mußte es sie schmerzen, sie so schlecht wohnen und so demüthig gekleidet zu sehen, und ihren Begriffen nach mußte Genovefa höchst unglücklich seyn. Auch wurde ihre Eigenliebe dadurch verletzt, daß sie ihre Tochter zur gemeinen Arbeiterin herabgesunken sah. In der Welt wollte man immer Nachrichten über Madame Lancy von ihr erfahren. Die Einen fragten aus Neugierde, die Andern aus Bosheit, und sie wünschte lebhaft, diesen unangenehmen Fragen einmal auf immer ein Ende zu machen und den Rath Adrians so bald als möglich in Vollzug zu setzen. Sie hatte trotz aller ihrer Geschicklichkeit, mit der sie sich in der Welt zu benehmen wußte, und trotz der genauen Kenntniß, die sie von dieser besaß, nur eine sehr unvollkommene Erziehung erhalten, eine Erziehung, die zwar für das gewöhnliche Leben hinreichte, welche aber für den Rang, den sie einnahm, und den Einfluß, welchen sie ausüben wollte, nicht gründlich und erhaben genug war, und sie bedurfte daher der Unterstützung ihrer feingebildeten Tochter, um

den Kredit ihres Salons aufrecht zu erhalten und diesem noch mehr Glanz und neuen Reiz zu verschaffen.

Genovefa konnte, nach der Meinung ihrer Mutter, bei diesem Wechsel nur gewinnen, und diese zweifelte daher gar nicht, daß ihre Tochter recht bald Gelegenheit zu einer reichen Verbindung finden werde. Adrian schien ihr dazu der rechte Mann zu seyn, sie kannte seinen Charakter und sein Vermögen, sie war in der großen Welt seine Gönnerin und hoffte, ihn auch zu ihrem Schwiegersohne zu machen. Aber dazu bedurfte Madame Breton ihrer Tochter, und bei jedem Besuche, den sie dieser machte, drang sie in selbe, ihre Wohnung im mütterlichen Hause zu nehmen. Genovefa widerstand den dringenden Zureden ihrer Mutter nur mit Mühe, und zwar um so mehr, da sie ihr nicht alle die Gründe nennen konnte, welche sie bestimmten, ihre demüthige Wohnung vorzuziehen. Madame Breton fuhr indessen fort, in sie zu dringen, sie zu bitten, über den Widerstand, den sie fand, böse zu werden; aber alles war vergeblich. Genovefa war ebenfalls Mutter; der Schatten einer Gefahr für ihre Kinder genügte, sie zu jedem Opfer zu bestimmen, und sie hatte in diesem Falle um so mehr Grund zum Widerstand, da sie voraussehen konnte, die Erziehung und die Unschuld ihrer Kinder seyen im Hause ihrer Mutter bedroht. War auch die Gefahr noch entfernt, so konnte der unheilvolle Saame des Verderbens doch jetzt schon in die zarten Gemüther eindringen.

Madame Breton fühlte sich von der Weigerung ihrer Tochter, in ihr Haus zu ziehen, tief beleidigt, und ohne Adrian, welcher sie beruhigte und hoffen ließ, daß Genovefa mit der Zeit ihren Entschluß ändern werde, wäre es zwischen Mutter und Tochter gewiß zu heftigen Auftritten gekommen. Da sich jene nun genöthigt sah, diesen Plan aufzugeben, so wollte sie um so mehr ihren zweiten durchsetzen, und alle ihre Ge-

danken zielten darauf hin, Genovefa wieder zu verheirathen. Hiezu bedurfte man aber Zeit, auch mußte man vorsichtig dabei zu Werke gehen; Madame Breton sah dieß auch wohl ein und ließ ein ganzes Jahr lang nichts von ihrem Plane merken. Nachdem diese Zeit vorüber war, vermehrte sie ihre Besuche und suchte sie vorerst über ihre Neigung zu einer Wiedervermählung auszuforschen. Sie begann damit, ihr ihre große Theilnahme und ihr Mitleiden darüber auszusprechen, daß sie sich immer noch in einer so ärmlichen Lage befinde. Dieß sey, sagte sie, — und es war ihr vollkommen Ernst damit — der Kummer ihres Lebens.

„Ich würde mich glücklich fühlen,“ fügte sie bei, „wenn ich mich in den Kreisen, in welchen ich mich bewege, meiner Tochter erfreuen könnte, und wenn sie meine Lebensweise theilen würde.“

Dieß war der Inhalt aller ihrer Gespräche, in welchen sie immer auch Adrians erwähnte, indem sie sich jedoch vorsichtig jeder directen Anspielung enthielt und sich damit begnügte, seine Gefälligkeit, seine Liebenswürdigkeit und sein Zartgefühl zu rühmen.

Eines Tages sagte sie zu Genovefa beim Abschiednehmen leichthin:

„Gerade fällt mir bei, ich muß doch Herrn Adrian einmal bei dir einführen; er nimmt an deiner unglücklichen Lage den innigsten Antheil und erkundigt sich immer nach dir!“

„Du weißt, liebe Mutter, daß ich keinen Besuch empfange,“ antwortete Genovefa, welche, ohne die Absicht ihrer Mutter zu errathen, den Besuch Adrians fürchtete.

„Ich sagte dir schon oft, daß mich Adrian überall hin begleitet, und ich habe in der That keinen Grund, ihn vor deiner Thüre stehen zu lassen, was ihm schon oft zu Theil wurde, und worüber er niemals unwillig wurde, obgleich er alle Ursache dazu gehabt hätte. Man darf sich aber am Ende nicht lächerlich machen,

und es ist ganz natürlich, daß du den vertrautesten Freund deines Gatten empfängst, besonders wenn er in meiner Gesellschaft kommt."

Genovefa war von Natur aus und in Folge ihrer tiefen Religiösität zu gut, als daß sie ein Gedächtniß für Beleidigungen gehabt hätte; da sie aber in dem gegenwärtigen Falle nicht wußte, wie sie einen ihr so lästigen Besuch ferne halten sollte, so kam ihr die Erinnerung an die Beleidigung, die Adrian ihrem Gatten auf der Straße zugefügt hatte, trefflich zu statten, und sie entgegnete ihrer Mutter mit großer Kälte:

„Dieser vertrauteste Freund meines Gatten, meine Mutter, hat ihn zur Zeit seines Unglückes verläugnet."

„Du irrst dich wohl; Adrian konnte so etwas nicht thun."

„Er stieß die Hand zurück, die ihm Lancy reichte, und diese Beleidigung hat meinen Gatten so tief gekränkt, daß sie ihn aufs Krankenbett warf, von welchem er nicht mehr aufstehen sollte."

Als Genovefa dieß sagte, traten ihr Thränen in die Augen. Dieses Benehmen Adrians gegen Lancy konnte dem Lieblingsplane der Madame Breton den Todesstoß versetzen; sie fühlte dieß auch und wollte ihren Schützling um jeden Preis rechtfertigen."

„Genovefa," sagte sie, „wo ist auf einmal deine christliche Nachsicht gegen die Fehler Anderer? Du behandelst den armen Adrian wahrlich zu strenge. Wenn ich dir nun sage, daß Adrian ganz in meiner Absicht, ja nach meinem Auftrage gehandelt hat? Du wunderst dich darüber? Ich will dich nicht an die Vergangenheit erinnern, ich will Niemanden anklagen, aber begreifst du denn nicht, wie sehr ich Ursache hatte, gegen deinen Gatten aufgebracht zu seyn? Konnte ich das Unglück meiner Tochter so kaltblütig aufnehmen? Adrian hat dich immer vertheidigt, er hat Lancy tausend Mal gewarnt, ihm seinen Fall vorausgesagt, er hat meinen

Kummer getheilt, als das unglückliche Ereigniß wirklich eintrat, und ohne ihn hätte der Verdruß darüber mich getödtet. Er hat mir zu Gefallen seine Freundschaft für Lancy mit Gewalt unterdrückt, und wenn er ihn kalt behandelte, so that er es auf mein Geheiß. Damals hast du freilich nur seine Kälte gegen deinen Mann gesehen, aber sey jetzt gerechter, und erkenne, daß Adrian sich wie ein rechtschaffener Mann benimmt; ihm verdankst du, daß ich Manches vergaß, was mich sehr schmerzlich berührte. Das ist der Mann, den du so strenge beurtheilst."

Genovefa, durch die warme Lobrede, welche ihre Mutter Adrian hielt, noch mehr aber durch die Furcht beunruhigt, ungerecht gegen ihn gewesen zu seyn, erwiederte demüthig:

„Ich kann gegen Niemanden streng seyn, und wenn ich das, was du Strenge nennst, dadurch wieder gut machen kann, daß ich Herrn Adrian's Besuch annehme, so will ich es gerne thun."

„Ich verlange nicht mehr von dir, mein armes Kind; es wäre auch in der That lächerlich, einer so geringfügigen Sache so große Bedeutung zu geben. Es handelt sich auch nur um einen freundschaftlichen Besuch; Adrian begleitet mich so oft, und es ist natürlich, daß er dieß auch thut, wenn ich dich besuche, so daß ich ihn zu dir gebracht hätte, ohne dich vorher davon zu unterrichten, wenn ich nicht wüßte, wie schüchtern du bist. Du mußt dich über solche Dinge hinwegsetzen, denn eine Frau darf sich Manches gestatten, was man einem Mädchen mit Recht zum Vorwurf machen würde. Lebe wohl, auf baldiges Wiedersehen!"

Einige Tage nachher sagte Madame Breton zu Adrian:

„Kommen Sie morgen um zwei Uhr zu mir, ich habe einige Einkäufe zu machen, und Ihren Rath nöthig."

Adrian erschien zur bestimmten Zeit, und nachdem man mehrere Magazine besucht und Einkäufe gemacht hatte, sagte Madame Breton zu Adrian in gleichgültigem Tone:

„Ich habe da Einiges für meine Tochter; wollen Sie mich zu ihr begleiten?"

„Ob ich will? O, ich betrachte die Erlaubniß dazu als eine große Gunst, die Sie mir erweisen, denn ich hielt Madame Lancy für unsichtbar auf immer."

Man hielt vor dem Hause Genovefa's und stieg zu ihr hinauf. Dieser Besuch war sehr kurz und schien sehr zufällig zu seyn. Adrian, anfangs betroffen über die Armuth, welche in der demüthigen Wohnung herrschte, war es später noch mehr, als er die Heiterkeit bemerkte die auf dem Gesichte Genevefa's herrschte, und die Würde, die in ihrem Benehmen und in ihrer Sprache lag. Auf dem Wege nach Hause fragte Adrian Madame Breton:

„Wie alt ist Madame Lancy?"

„Genovefa ist höchstens vierundzwanzig Jahre alt."

„Noch so jung und so schön und doch hatte sie schon so viel zu leiden! wenn sie einst meinem Rathe gefolgt hätte, sie befände sich gegenwärtig nicht in einer solchen Lage."

„Und was riethen Sie ihr denn?"

„O, ich habe ihr mancherlei Rathschläge ertheilt," sagte Adrian, verlegen über diese Frage, „mancherlei, mehr Festigkeit gegen ihren Gatten besonders; sie liebte ihn allzusehr. Uebrigens, was geschehen ist, ist geschehen, und alles was ich sage, ändert die Sache nicht. Genovefa verdient immerhin ein glücklicheres Loos."

Madame Breton setzte das Gespräch nicht fort aus Besorgniß, sie möchte ihre Pläne verrathen. Mit Vergnügen sah sie übrigens die Begierde, mit welcher Adrian nach Nachrichten über Genovefa fragte, und mit der er jede Gelegenheit ergriff, seine Besuche zu

wiederholen. Sie nahm nun nach und nach die Gewohnheit an, sich jedes Mal von Adrian begleiten zu lassen, wenn sie ihre Tochter besuchte.

Aber in wie ferne ging Adrian in die Absichten der Madame Breton ein, und welche Gesinnungen mochte er wohl in Beziehung auf Genovefa haben? Seit fünfzehn Jahren — er war jetzt fünf und dreißig Jahre alt — war es sein unablässiges Bestreben, zugleich seinem Vortheile und seinen Leidenschaften Genüge zu thun, und dieß war ihm mit so gutem Erfolge gelungen, daß er nun der Berechnungen des ersteren und der ermüdenden Beschwerden der Jagd nach Vergnügen müde zu werden begann, und es bedurfte in beiden Beziehungen neuer Reizmittel, um ihn zu neuer Thätigkeit anzuspornen. Madame Breton hatte zu bemerken geglaubt, daß er mit Begierde jede Gelegenheit ergriff, sie zu Genovefa zu begleiten, und sie hatte sich darin nicht getäuscht; Adrian hatte Madame Lancy immer als eine außergewöhnliche Frau betrachtet; gewohnt, bei den Frauen der Welt eine thörichte Gefallsucht, unweibliche Hingebung und Ziererei des Gefühls zu finden, mußte es ihm um so mehr auffallen, bei Genovefa weibliche Würde, Zurückhaltung und Natürlichkeit zu treffen. Als Lancy eine ausschweifende Lebensweise führte, freute sich Adrian in seinem Herzen darüber, denn er hoffte daraus Gewinn zu ziehen, war aber über die Mittel, ihn zu erlangen, noch nicht mit sich selbst einig geworden. Die edle Haltung Genovefa's machte jedoch seine Pläne erfolglos. Als nach dem Unglück und dem Tode Lancy's Madame Breton mit ihm von der armen Wittwe sprach, erwachte seine alte Neigung wieder, und er hoffte, das Unglück werde sie nachgiebiger gemacht haben. Er wurde zwar schnell darüber enttäuscht, aber es machte ihm großes Vergnügen, zu einer jungen, schönen und geistreichen Frau durch ihre Mutter in vertrauliche Beziehungen zu

kommen. Sie ist immer eine Königin, dachte er, auch wenn sie auf Stroh liegt.

Aber diese häufigen Besuche fesselten ihn immer mehr, indem sie seine Leidenschaften aufregten, und da er unüberwindliche Schwierigkeiten fand und dennoch seine Wünsche nicht unterdrücken wollte, so fing er an, Gedanken Gehör zu geben, welche den Plänen der Madame Breton günstig waren. Auf diese Weise waren abermals mehrere Monate verflossen, als Madame Breton mit Adrian folgendes Gespräch führte:

„Ich bedarf in Bezug auf meine Tochter Ihres Rathes, Herr Adrian."

Adrian horchte mit gespannter Aufmerksamkeit.

„Das arme Kind," fuhr Madame Breton fort, „kann nicht länger in einer so traurigen Lage bleiben, es muß um jeden Preis anders mit ihr werden, und ich habe daher beschlossen, sie zu verheirathen. Sagen Sie mir frei heraus, was halten Sie davon?"

„Ihr Plan ist sehr gut, und es kann in der That nichts Besseres geschehen; aber stimmt Madame Lancy damit überein?"

„Ich werde sie wohl dazu überreden, obwohl ich von ihrer Seite auf Widerspruch gefaßt seyn darf. Sie werden mir übrigens wohl zutrauen, daß ich ihr einen Mann von gesetztem Charakter und von Vermögen vorschlagen werde."

Nachdem Madame Breton nun mehrere Namen genannt und Adrian gegen Jeden derselben seine Einwendungen vorgebracht hatte, sagte er endlich:

„Sie bedürfen wirklich eines Rathgebers, wertheste Frau, denn sie sind nicht glücklich in Ihrer Wahl."

„Meine Tochter braucht bei ihrer Armuth einen reichen Mann; ich kann ihr höchstens in Allem etwa 50,000 Francs mitgeben, denn meine Haushaltung kostet mich sehr bedeutende Summen. Uebrigens besitzt meine Tochter Eigenschaften des Körpers und der Seele,

welche immerhin der Beachtung eines Mannes werth sind, und was sie einst von mir erbt, wird gewiß 25,000 Francs jährlicher Renten betragen. Doch es genügt nicht, daß Sie meinen Vorschlägen immer Einwendungen entgegensetzen; wissen Sie eine schickliche Partie für Genovefa?“

„Man darf sich wirklich dabei nicht übereilen,“ erwiederte Adrian nachdenkend.

„Denken Sie darüber nach und theilen Sie mir morgen Ihre Meinung mit.“

Sie trennten sich, und Madame Breton war aus Adrians ganzem Benehmen schließend beim Abschiede überzeugt, daß er sich selbst um Genovefa's Hand bewerben werde.

Neunzehntes Kapitel.

Adrian war noch nicht ganz einig mit sich selbst, und vermied mehrere Tage lang, im Salon der Madame Breton zu erscheinen.

„Ich muß gestehen,“ sagte er zu sich selbst, „ich würde die Verheirathung der Madame Lancy nur sehr ungerne sehen. Ich muß mir sie übrigens gefallen lassen; ich habe ja selbst dazu gerathen, und es ist das einzige Rettungsmittel für sie. An Bewerbern wird es ihr nicht fehlen, — wie wäre es, wenn ich selbst als solcher auftreten würde? Zwar täuscht sich Madame Breton, wenn sie glaubt, sie könne ihrer Tochter einst noch ein so bedeutendes Vermögen hinterlassen, aber

ich besitze großen Einfluß auf sie und könnte ihre Vermögensumstände bedeutend verbessern. Und übrigens — Genovefa gefällt mir, und ich gehe ja schon lange mit dem Gedanken um, mich ihr zu nähern."

Nachdem er noch lange überlegt hatte, faßte er endlich seinen Entschluß, begab sich zu Madame Breton und sagte nach einigen Einleitungen:

„Sie haben mir bereits so viele Beweise von Vertrauen und Güte gegeben, Madame, daß ich nicht anstehe, Ihnen die Gesinnungen, die mich erfüllen, offen zu gestehen. Sie wünschen Ihre Tochter zu verheirathen, und ich wage es, Ihnen einen andern Vorschlag in dieser Beziehung zu machen und Sie um Genovefa für mich selbst zu bitten."

„Für sich selbst, mein theurer Freund?" rief Madame Breton mit verstellter Verwunderung; „ich glaubte, Sie wollten sich niemals verheirathen!"

„Die Aenderung meines Entschlusses, Madame, möge Ihnen beweisen, welchen hohen Werth ich dieser Verbindung beilege."

„Ich kann Ihnen die große Freude nicht verhehlen, die mir Ihr Entschluß macht. Ich betrachte Sie, wie Sie wissen, schon seit langer Zeit als meinen Sohn, ohne daß ich jedoch jemals daran dachte, daß Sie es einmal in Wirklichkeit werden könnten. Das Unglück meiner Tochter hat meine Ansprüche in Beziehung auf sie bedeutend herabgedrückt, und ich weiß Ihnen unendlichen Dank, daß Genovefa durch Sie eine Stellung erhalten wird, welche sie in der Welt wieder auf gleiche Stufe mit mir stellt. Meine Tochter wird zwar einige Tage mit ihrem Jaworte zögern, aber verlassen Sie sich darauf, daß sie es endlich doch geben wird; lassen Sie nur mich dafür sorgen."

Das Gespräch, mit dessen Fortsetzung wir unsere Leserinnen verschonen wollen, endigte endlich damit, daß man den Entschluß faßte, man wolle den Ablauf des

zweiten Jahres der Wittwenschaft Genovefa's abwarten, Adrian sollte ihr nach und nach seine Gesinnungen für sie offenbaren und Madame Breton sie endlich zu einem den Wünschen Adrian's günstigen Entschlusse bewegen. Die bestimmte Zeit war endlich verflossen, und man setzte den Tag fest, an welchem Madame Breton ihrer Tochter die Bewerbung Adrians mittheilen sollte.

Sie wollte sich um zwei Uhr Nachmittags zu ihr begeben, und der Vormittag schien ihr ein Jahrhundert lang zu währen, so begierig war sie, Genovefa's Antwort zu vernehmen. Sie kannte zwar die Sonderbarkeit, wie sie es nannte, des Charakters ihrer Tochter, glaubte aber doch nicht, daß sie in ihrer unglücklichen Lage ein nach ihren Begriffen so glänzendes Glück, das sich ihr so unerwartet von selbst darbot, ausschlagen werde.

Meine Tochter, sagte sie zu sich selbst, wird in ihrer Wunderlichkeit doch nicht so weit gehen, eine so herrliche Partie auszuschlagen? — Nein! ich glaube vielmehr, sie wird mit Freude einwilligen.

Um zwei Uhr stieg Madame Breton in ihren Wagen und fuhr zu ihrer Tochter. Diese arbeitete ihrer täglichen Gewohnheit zufolge in ihrem kleinen Zimmer, umgeben von ihren Kindern und der guten Henriette. Für Augenblicke unterbrach sie ihre Beschäftigung, und folgte mit den Augen ihrer Tochter Magdalena, die mit einem Buche in der Hand vor ihr stehend, den ersten Leseunterricht empfing. Der kleine Ernst saß neben ihr; er vergaß die Spielsachen, die vor ihm auf dem Boden lagen, und hörte aufmerksam zu. Madame Breton trat ein, und nachdem sie einige unbedeutende Worte gesprochen hatte, sagte sie ihrer Tochter, daß sie Wichtiges mit ihr zu sprechen habe. Genovefa gab, nicht ohne Besorgniß, etwas Unangenehmes zu erfahren, Henriette ein Zeichen, sich zu entfernen.

„Mein liebes Kind,“ begann Madame Breton, „du wirst begreifen, wie sehr es mich schmerzt, dich, die du

gemäß dem Range und dem Vermögen deiner Eltern in den ersten Kreisen der Gesellschaft glänzen solltest, mit gemeiner Arbeit beschäftigt zu sehen, um dir und deinen Kindern Brod zu gewinnen, und meine Liebe zu dir und meine Würde leidet gleich schmerzlich darunter. Ich habe daher alles aufgeboten — ich hielt es für meine Pflicht, — dich aus dieser niedrigen Stellung zu erheben und dir eine bessere Lage in der Welt zu verschaffen. Ich bekenne, daß dieß seit zwei Jahren mein einziger Gedanke, mein einziges Streben war, und du glaubst nicht, wie oft diese quälende Sorge meinen Schlaf und meine Ruhe unterbrochen, und wie sehr meine Gesundheit darunter gelitten hat. Ja ich habe viel deinetwegen gelitten!" Madame Breton trocknete hier mit ihrem Taschentuche die Augen und seufzte tief; „doch dieß ist das Loos aller Mütter," fuhr sie dann fort, „aber sie fühlen sich gleichwohl glücklich, wenn ihre Kinder ihnen Dank dafür beweisen. Du weißt, ich habe dir mein Haus, meinen mütterlichen Schutz angeboten, ich wollte dich wieder in den Glanz der großen Welt einführen, aber du hast nicht gewollt, — warum? Gott weiß es, und ich wünsche nur, daß du diesen sonderbaren Entschluß niemals bereuen mögest. Was mich betrifft, ich durfte bei dem Bewußtseyn, das Meinige gethan zu haben, ruhig, und dein ferneres Schicksal konnte mir gleichgültig seyn, aber kennt das Herz einer Mutter die Gleichgültigkeit und konnte ich Vergnügen genießen, während ich dich elend und traurig wußte? Ich war daher auf ein neues, bei deinem Alter natürliches und einfaches Mittel bedacht, dein Loos in ein glückliches zu verwandeln. Gott sey Dank, ich habe dieses Mittel gefunden und es fehlt nur noch deine Einwilligung dazu."

Madame Breton hielt ein, als wolle sie gleichsam sehen, welchen Eindruck ihre Worte auf Genovefa machten, und Genovefa sagte, erschreckt von dem feierlichen

Tone, mit welchem ihre Mutter diese einleitenden Worte gesprochen hatte:

„Aber auf mein Gewissen, liebe Mutter, ich fühle mich nicht unglücklich!“

Madame Breton fuhr in ernstem Tone fort:

„Ich weiß, du besitzest Muth; aber die Jugend währt nicht immer, und nach und nach verschwinden die Kräfte. Uebrigens ist das, was ich dir sagen will, eine Familien=Angelegenheit und unsere Ehre dabei im Spiele. Ich kann und darf dich nicht länger in dieser demüthigenden Lage lassen, und mit Freuden nehme ich die Hülfe an, die uns die Vorsehung so unverhofft darbietet. Höre mich: Ein noch junger, reicher, liebenswürdiger Mann wird sich glücklich preisen, wenn du mit seinem Namen sein Vermögen annehmen willst.“

„Ich soll mich wieder verheirathen!“ rief Genovefa abwechselnd roth und blaß werdend, „wohin denken Sie, meine Mutter?“

In diesem Ausrufe Genovefa's lag neben dem Ausdrucke des Schreckens so viel Würde, daß Madame Breton die Fassung verlor und Mühe hatte, sie wieder zu gewinnen.

„Aber ich habe dir ja nicht einmal den Mann genannt!“ sprach sie stotternd, „wirst du mich noch einmal unterbrechen? und muß ich dich daran erinnern, daß es deine Mutter ist, die mit dir spricht? Ja, ich denke daran, dich wieder zu verheirathen, — habe ich etwa nicht das Recht dazu? ist es nicht meine Pflicht? Ja, und ich fühle mich glücklich, sehr glücklich, dir Herrn Adrian als den Mann nennen zu können, der durch mich um deine Hand wirbt.“

„Herr Adrian?“ rief Genovefa, mit einem Tone der Stimme, in welchem sich unverkennbarer Widerwille aussprach. Ruhiger, aber mit Nachdruck fügte sie dann bei:

„Ich werde niemals wieder heirathen, liebe Mutter,

weder Herrn Adrian, noch irgend einen andern Mann. Es ehrt mich, daß trotz der unglücklichen Lage, in der ich mich befinde, Adrian meiner gedenkt, aber ich kann ihm für seine großmüthigen Absichten nur danken, erfüllen kann ich sie jedoch nicht."

„Und warum nicht, wenn man fragen darf," sagte Madame Breton in übler Laune und gereizt; „man sagt doch wenigstens seine Gründe."

„Meine Art, zu denken und zu fühlen, widerstrebt einer zweiten Heirath unüberwindlich. Der Tod hat meine Neigungen nicht verändert, und sie sind noch die nämlichen, welche sie früher waren, — wie könnte ich sie nun einem Andern widmen? Ferner, meine Kinder haben heilige Rechte auf mich, die ich ihnen nicht entziehen darf!"

„Das sind Kindereien, weiter nichts! So spricht man immer in ähnlichen Fällen. Aber ich, deine Mutter, habe etwas mehr Erfahrung, und meine Ansichten sind daher von den deinigen verschieden. Von dem Gefühle ist hier durchaus nicht die Rede, und nichts hindert dich, deine Achtung dem zu schenken, der dir so viel Uneigennützigkeit beweist. Was deine Kinder betrifft, so fordert gerade ihr Wohl, dich wieder zu verheirathen, und schon ihrer wegen allein würde ich an deiner Stelle keinen Augenblick zaudern, es zu thun. Ja, empfände ich gegen den mir vorgeschlagenen Gatten sogar Widerwillen, ich würde meiner Kinder, um ihres Wohles, um ihrer Erziehung, um ihrer Zukunft willen, seine Hand, wenn auch nicht mit Freuden, aber doch mit Dank annehmen. Sieh, mein Kind, dieß ist die Sprache der Vernunft; du wirst sie verstehen, ich bin dessen gewiß, und um dir Zeit zu gönnen, dir die Sache reiflich zu überlegen, so will ich in einigen Tagen wieder kommen. Denke über alles, was ich dir gesagt habe, ernsthaft und vernünftig nach, und ich hoffe, du wirst dann meine Meinung theilen. Nun auf Wieder-

sehen! Ich will jetzt nichts mehr hören; erinnere dich, daß deine heiligsten Interessen und die Ehre deiner Familie bei dieser Sache im Spiele sind."

Madame Breton hatte wohl an den Mienen und den Geberden Genovefa's bemerkt, daß sie vergebens spreche, und da sie fühlte, daß ihre Geduld zu Ende gehe, und um nicht unwiderruflich alle Hoffnung auf einen glücklichen Erfolg aufgeben zu müssen, zog sie vor, die Entscheidung zu vertagen, und entfernte sich ziemlich unzufrieden.

Genovefa fühlte sich die Zeit hindurch, welche ihr ihre Mutter zur Ueberlegung gegönnt hatte, von einer tiefen Traurigkeit niedergedrückt; es stand ihr ein neuer Kampf mit ihrer Mutter bevor, und ihr liebevolles Herz brach bei diesem Gedanken. Die Liebe ihrer Mutter hätte sie so glücklich gemacht, und sie mußte nun nicht allein auf dieses Glück verzichten, sondern hatte nun auch ihren Haß zu befürchten. Wenn irgend etwas im Stande gewesen wäre, den Entschluß Genovefa's zu erschüttern, so wäre es diese traurige Aussicht gewesen; denn sie hatte sich immer demüthig dem Ansehen ihrer Mutter unterworfen und immer den kindlichen Gehorsam als die heiligste aller Pflichten, die man gegen Menschen haben kann, betrachtet. Auf der andern Seite aber empörte sich diese reine, jungfräuliche Seele bei dem Gedanken an eine zweite Verheirathung; sie hatte wahr gesprochen: ihr Herz war nicht mehr ihr Eigenthum; es gehörte dem an, mit dem sie auf der Erde vereinigt gewesen; ihr ganzes Streben ging dahin, so zu leben, daß sie auch in jener Welt mit ihm vereinigt würde, und ihre Neigung war nur ein ihr anvertrauter Schatz, den sie Lancy einst rein und unverletzt wieder zurückgeben wollte. Konnte sie bei solchen Gesinnungen der Absicht ihrer Mutter entsprechen? Nein! Sie betete nun zu Gott glühender als jemals, und bat ihn in der mißlichen Lage, in welcher sie sich befand, um seinen Beistand und um seine Hülfe.

Madame Breton kam nach Verlauf einiger Tage wieder.

„Nun!“ sagte sie mit einer wunderbaren Sicherheit, daß ihre Sache gut stehe, „nun, ich sehe an deiner Miene, daß dir über Nacht besserer Rath gekommen ist, und daß du die Vortheile der Verbindung, die ich dir vorgeschlagen habe, endlich begreifst. Doch dieß wußte ich wohl, denn man muß immer den ersten Regungen mißtrauen, die Vernunft bricht sich nach reiferem Nachdenken immer Bahn.“

„Aber,“ entgegnete Genovefa zitternd, und um so verlegener, als ihre Mutter nichts weniger als Widerspruch erwartete, „aber du kennst meine Gesinnungen, liebe Mutter, und ich habe selbe keineswegs geändert. Ich kann die Hand Adrians nicht annehmen.“

„Wie? sprichst du im Ernste?“

„Ganz im Ernste, meine Mutter!“

„In der That, es ist unglaublich! Man sollte glauben, du wärst eine Prinzessin, um deren Hand sich Tausende streiten. „Ich kann die Hand Adrian's nicht annehmen!“ Man muß Erbarmen mit dir haben. Bist du ein Kind, daß du nicht einsiehst, wie groß die Gunst ist, welche dir die Vorsehung dadurch erweist, eine Gunst, welche sie dir vielleicht niemals wieder schenken wird? Wie! du bist ohne Vermögen, und weigerst dich, eine so reiche Partie zu treffen? Du trägst einen befleckten Namen in der Welt, und verschmähst den eines rechtschaffenen Mannes? du verursachst deiner Mutter bittern Verdruß, und weigerst dich, ihn wieder gut zu machen? Wohin denkst du? Ist dieß Benehmen vernünftig“?

„Ich bestreite die Vortheile dieser Verbindung nicht,“ erwiederte Genovefa in großer Aufregung, „aber auf mein Gewissen, ich kann sie nicht eingehen!“

„Ach! ich begreife nun, was dich abhält; du hast Bedenklichkeiten, mein Kind, religiöse Bedenklichkeiten!

Du hältst eine zweite Heirath für Unrecht und fürchtest dadurch deine religiösen Ueberzeugungen zu verletzen. Aber das sind Uebertreibungen! Die Kirche gestattet solche Verbindungen und segnet sie ohne alle Schwierigkeit ein. Du hast also in dieser Beziehung nichts zu fürchten, und es wäre lächerlich, wenn du nun noch Bedenklichkeiten hättest."

„Ich weiß es, meine Mutter, daß solche Verbindungen erlaubt sind, und es kam mir niemals in den Sinn, in dieser Hinsicht eine Meinung zu hegen, die von der, welche die Kirche in diesem Punkte hat, verschieden ist; aber dieß hält mich nicht ab. Ich muß Ihnen wiederholen, daß ich mir selbst nicht mehr angehöre; Lancy lebt noch in meinem Gedächtnisse und in meinem Herzen, und diese theuren kleinen Wesen, das Ebenbild ihres Vaters, nehmen künftig meine ganze und ungetheilte Liebe in Anspruch."

„Du schlägst also Adrian aus!" rief Madame Breton, mit vor Zorn zitternder Stimme.

„Ja, ich schlage ihn aus!" antwortete Genovefa sanft, aber würdevoll.

„Nein!" schrie ihre Mutter; „das ist nicht auszuhalten! Was habe ich nicht alles für diese Frau gethan, um sie ihrer demüthigen Lage zu entreißen! Zwei Jahre lang habe ich unermüdet daran gearbeitet und kein Opfer gescheut, und unter dem nichtigsten Vorwande macht sie nun meine Anstrengungen und Sorgen zu nichte! Nun wohl, treibe dein Spiel mit deiner Mutter, verachte ihre Lehren; du wirst es einst bereuen, aber vergebens; du wirst sie einst um Beistand bitten, aber sie wird dir ihn versagen, und du wirst es zu deinem bittersten Schaden erfahren, daß man einer Mutter nicht ungestraft ungehorsam ist. Ich werde mich von diesem Augenblicke an nicht mehr um dich bekümmern und dich deinem Schicksale und deinen Launen überlassen. Was bedarfst du meiner auch! deine Weis-

heit genügt dir. Lebe wohl, du siehst mich nicht wieder!"

„Meine Mutter! im Namen des Himmels sprich nicht so!" rief Genovefa, schluchzend und die Hände ringend; „habe Mitleiden mit mir, ich beschwöre dich! Bin ich nicht schon unglücklich genug, muß ich auch noch meine Mutter verlieren? O nein, nein! ich wollte dir weder mißfallen, noch dich beleidigen; nein, nein, ich verachte deine Lehren nicht! O meine Mutter, ich kann dir nicht sagen, wie sehr mein Herz voll Zärtlichkeit und Liebe für dich ist; o verlasse mich nicht; ich habe weder Vater noch Gatten mehr, du bist meine letzte Stütze! O mein Gott, was wird aus mir werden!"

„Es hängt von dir ab, dir eine Mutter zu erhalten, gehorche ihr!"

„Du verlangst das Unmögliche von mir!" antwortete Genovefa, indem sie sich zu den Füßen ihrer Mutter stürzte, „sey gnädig mit mir, ich kann nicht, ich kann nicht!"

„Alles ist zu Ende zwischen uns," antwortete Madame Breton, indem sie ihre Tochter zurückstieß, „ich bin todt für dich!"

„Meine Mutter, höre mich; o habe Mitleiden mit mir!

„Ich kenne dich nicht mehr!"

Mit diesen Worten entfernte sich Madame Breton im höchsten Zorne.

Zwanzigstes Kapitel.

Der Zorn der Madame Breton läßt sich nicht beschreiben; der Eigensinn ihrer Tochter, wie sie deren

Widerstreben nannte, hatte alle ihre Pläne vernichtet, und sie befand sich in Bezug auf Adrian in der größten Verlegenheit. Was sollte sie ihm sagen? Sollte sie ihm noch fernere Hoffnungen machen und ihn bitten, mit Genovefa noch Geduld zu haben? Nein! er hatte nichts von Genovefa zu erwarten, und die Schwierigkeiten mehrten sich, je länger sie ihm die Gesinnung Genovefa's verhehlte. Sie, die für einen glücklichen Erfolg eingestanden war, sollte ihm nun das Gegentheil verkünden! ihr Stolz empörte sich bei diesem Gedanken, und die letzten Spuren der mütterlichen Zärtlichkeit erloschen in ihrem Herzen. In ihren Augen war ihre Tochter eben so undankbar als unsinnig.

Als sie nach Hause kam, fand sie Adrian, der mit Ungeduld ihrer harrte.

„Nun!“ sagte er, nach dem ersten Gruße, „hat Genovefa's Bedenkzeit Früchte getragen? Aber was haben Sie? Sie sind so aufgeregt!“

„Ich weiß nicht, was ich Ihnen sagen soll,“ antwortete Madame Breton, indem sie sich auf einen Lehnstuhl sinken ließ.

Einige Augenblicke verharrte sie in düsterm Schweigen, dann bedeckte sie das Gesicht mit dem Taschentuche, rang die Hände wie eine Verzweifelnde und roch mit Heftigkeit an ihrem Riechfläschchen, wie um wieder zu Sinnen zu kommen.

„Aber im Namen des Himmels! was haben Sie?“ rief Adrian in höchster Angst.

„O mein theurer Freund! Sie sehen mich in Verzweiflung. Sie wissen, welche Absichten ich hatte; ich wünschte nur das Glück meiner Tochter, ich wollte ihr wieder einen Rang in der Welt verschaffen und hatte in Ihnen einen Schwiegersohn gefunden, der meinen kühnsten Wünschen entsprach; nun denken Sie sich, Genovefa, meine Tochter, hat, ich weiß nicht, welche

tolle Gedanken, und schlägt alle meine Hoffnungen unbarmherzig zu Boden.“

„Wie? Sie schlägt mich aus?“

„Ja, mein theurer Freund, sie will nichts von einer Wiedervermählung wissen und schlägt Sie aus! Ich kann dieses Wort kaum aussprechen; es kommt mir selbst unmöglich vor. Ich glaube fast, das Unglück hat ihr den Kopf verwirrt!“

„Diese Weigerung überrascht mich, ich muß es gestehen,“ sagte Adrian heftig, „ich glaube, meine Bewerbung war uneigennützig genug, ja beinahe großmüthig, und hätte eine bessere Aufnahme verdient. Madame Lancy wird es vielleicht einst bereuen!“

„O gewiß wird sie dieß; sie wird bittere Thränen darüber vergießen; ich habe ihr es vorausgesagt. Mich hat ihr Benehmen ganz krank gemacht.“

Nach einigen fernern Erörterungen über diese Beiden so verdrießliche Angelegenheit nahm Adrian von Madame Breton Abschied. Er fühlte das Bedürfniß, allein zu seyn. Er wußte nur zu gut, was er in der großen Welt gelte, und er war im Begriffe, ein großes Opfer zu bringen, indem er seine Stellung in derselben einer armen Frau zu Füßen legte; er konnte nun die Thorheit nicht begreifen, mit der sie eine solche Lockspeise so gering schätzte. Ueberdieß machte es ihm bittern Verdruß, daß ihm diese Frau entging, die er schon als sein Eigenthum betrachten zu dürfen geglaubt. Sollte sie ihm denn im Ernste entgangen seyn? Sollte es kein Mittel geben, sie für ihn zu gewinnen? Dieser Gedanke beschäftigte Adrian ernstlich, und er dachte lange darüber nach.

„Ich will sie besuchen,“ sprach er endlich zu sich selbst, „ich will selbst mit ihr sprechen — — doch welche Thorheit will ich da begehen? — Thorheit? Nein! selbst ist der Mann, und ich, dem schon so Vieles gelang, werde doch auch dieses Weibes Herz zu gewinnen im Stande seyn.“

Am andern Tage ging er zu Genovefa und traf sie allein. Noch ganz angegriffen von der Scene des vorigen Tages saß sie bei ihrer Arbeit, ihre Kinder saßen zu ihren Füßen. Beim Tone der Glocke öffnete die kleine Magdalena die Thüre, und Adrian trat ein. Genovefa verlor alle ihre Fassung bei seinem Anblicke; sie erwiederte verlegen Adrians Gruß und erwartete in Stillschweigen, was er ihr sagen werde.

„Verzeihen Sie, Madame," begann endlich Adrian, ebenfalls nicht ohne Verlegenheit, „mein Besuch überrascht Sie ohne Zweifel, und Sie haben ihn wohl nicht erwartet?"

Genovefa hatte ihre ganze Besonnenheit wieder gefunden und antwortete mit vieler Würde und mit Erröthen:

„Mein Herr, ich habe meiner Mutter meine Gesinnungen eröffnet, und ihr allein steht es zu, sie Ihnen mitzutheilen."

„Ich habe Ihre Antwort erhalten, und daß ich nun selbst komme, möge Ihnen beweisen, wie schmerzlich sie mir ist, so daß ich trotz der Strenge Ihrer Grundsätze es für gerathen finde, sie aus Ihrem eigenen Munde wiederholen zu hören. Sollte es denn wahr seyn, daß Sie meine Bewerbung unbarmherzig zurückstoßen? Rauben Sie mir alle Hoffnung, und wird es nicht einmal eine Zeit geben, so entfernt sie auch immer seyn mag, wo Sie gegen meine Wünsche weniger strenge seyn werden? Meine Absicht — Sie dürfen davon überzeugt seyn, Madame — ist frei von jedem berechnenden Eigennutz, und nur reine Hochachtung für Sie liegt ihr zu Grunde."

„Mein Herr, ich habe meine Mutter gebeten, Ihnen in meinem Namen für die Ehre zu danken, die Sie einer so unbedeutenden Frau, wie ich bin, erweisen wollten; ich wiederhole Ihnen hiemit meinen Dank, aber meinen Entschluß kann ich nicht ändern. Erlauben

Sie mir noch, Ihnen zu sagen, daß diese Erklärungen, die mir so schmerzlich sind, nun schon zu lange gewährt haben."

„Das heißt, Madame, Sie bitten mich höflich, nun zu gehen!" entgegnete Adrian mit einer Ironie, durch welche er den Zorn, seine Eitelkeit so gedemüthiget zu sehen, verbergen wollte.

„Die Schicklichkeit, Herr Adrian, nöthigt mich dazu: Sie begreifen selbst —"

Adrian machte einige Schritte der Thüre zu, doch plötzlich kehrte er zurück und sagte:

„Wir sind keine Kinder mehr, Madame, und da ich nun einmal hier bin, so gestatten Sie mir, Alles zu sagen. Da Sie so strenge auf der Schicklichkeit bestehen, so hätten Sie sich wohl schon am ersten Tage, als ich mit Ihrer Mutter zu Ihnen kam, meine Besuche verbitten sollen. Sie haben dieß nicht gethan und mir dadurch gleichsam ein Recht zu dem Schritte gegeben, den ich nun that und der Sie nun so sehr befremdet. Ja, Sie haben mir ein Recht dazu gegeben, und wie glauben Sie denn, daß man die Besuche, die ich seit einem Jahre bei Ihnen gemacht habe, auslegen wird? Die Welt urtheilt nach dem Scheine; seit einem Jahre besuche ich Sie mit Ihrer Mutter als vertrauter Freund, und dieß ist mehr als genug, die Welt in ihrer Meinung zu bestärken. Bedenken Sie, Madame, die Welt erwartet eine Verbindung zwischen uns; wenn sie nicht stattfindet, wird sie nach Ursachen forschen, sich deren selbst machen, und nehmen Sie sich in Acht, die Welt ist böse und besonders wenig nachsichtig gegen Frauen."

Adrian schwieg einen Augenblick, als wolle er sehen, welche Wirkung seine schändliche Sophistik auf Genovefa machen werde, und bemerkte mit boshafter Freude die Unruhe, welche seine Worte in ihr hervorbrachten; dann fuhr er fort:

„Es gibt ein einfaches Mittel, solchen unangeneh-

men Gerüchten zuvorzukommen, nehmen Sie Ihren Entschluß zurück, der Ihre Mutter zur Verzweiflung bringt. Nehmen Sie sich Zeit, aber geben Sie mir Hoffnung; Sie werden dadurch nur Glückliche um sich machen; die Welt wird Ihnen Glück wünschen und ihre Achtung wieder schenken."

„Da Sie nun einmal auf diese Weise in mich dringen, so erfahren Sie denn, daß ich Ihre Besuche immer nur mit dem größten Widerstreben empfangen habe; meine Mutter wird Ihnen dieß bestätigen. Und halte ich Sie denn auch heute zurück?"

„Da die Sache so steht," rief Adrian, indem er dem Zorne, der schon lange in seinem Herzen kochte, nun den Ausbruch gestattete, „da Sie alle meine Anträge zurückweisen, mich verachten und gleichsam fortjagen, so zählen Sie darauf, daß ich mich rächen werde. Sie werden es bereuen, mich so behandelt zu haben, und ich werde in der Welt von Ihnen sprechen. Daß Sie meine Besuche ein ganzes Jahr gegen Ihren Willen sollten empfangen haben, wird man Ihnen niemals glauben, verstehen Sie mich, und ich werde eben nicht besorgt seyn, der Welt eine andere Meinung darüber beizubringen. Sie wollen mich nicht zum Freunde haben, Madame, nun wohl, so will ich Ihr Feind seyn und es Ihnen zu beweisen suchen. Ich bin Gott sey Dank! reich, ich habe Zeit, mich mit Ihnen zu beschäftigen, und ich werde es thun und Sie ohne Rast und Ruhe verfolgen; mögen Sie sich hinwenden, wohin Sie immer wollen, ich werde Sie zu finden wissen, und Sie sollen erfahren, was es heißt, einen Mann aufs Aeußerste treiben!"

„Ich erfahre es in diesem Augenblicke nur zu sehr, denn Sie vergessen die Achtung, die Sie mir schuldig sind, und ich darf dieß ferner nicht mehr dulden."

Nach diesen Worten öffnete sie in würdiger Hal-

tung die Thüre; Adrian zögerte einen Augenblick, dann stürzte er vor Wuth zitternd fort und schrie:

„Wir werden uns wieder sehen, Madame, wir werden uns wieder sehen.“

Je mehr Genovefa sich anstrengte, während dieser unwürdigen Scene Muth und Festigkeit zu behalten, desto mehr Schwäche empfand sie, nachdem sie vorüber war, denn dieß war zu viel für den Zeitraum von zwei Tagen. Die Zielscheibe des Zornes ihrer Mutter, durch einen so gefährlichen Menschen bedroht, ohne Unterstützung, ohne Hülfe, was sollte aus ihr werden? Was könnte man sich nicht alles gegen eine arme Frau erlauben? Und wie sollte sie sich vertheidigen? Sie dachte wohl an ihren Bruder Eduard; aber durfte sie ihm diesen Verdruß machen? Eduard würde Adrian fordern, es könnte Blut fließen, und sie würde vielleicht die Veranlassung eines großen Unglückes seyn. Nein, sie wollte lieber unter dem Schutze des Himmels im Verborgenen leiden, und der Himmel — so hoffte sie mit Vertrauen — werde ihr diesen Schutz nicht versagen. Inzwischen mußte sie auch daran denken, den Verfolgungen, die sie von Adrian zu erwarten hatte, ihrerseits entgegenzusetzen, was sie nur immer vermochte. Sie dachte daran, ihre Wohnung zu ändern, um sich dadurch den Nachforschungen ihres Feindes zu entziehen; aber welche Schwierigkeiten waren dabei zu überwinden! Und doch blieb ihr kein anderes Mittel übrig; sie beschloß, es sogleich in Anwendung zu bringen, und am nächsten Morgen darauf war sie bereits damit beschäftigt, eine andere Zufluchtsstätte aufzusuchen. Auf diesem Wege kam sie in eines der Häuser, die ihr Arbeit gaben. Sie lieferte die letzte ab und sagte, daß sie wenigstens in nächster Zeit keine neue annehmen könne, weil sie ihre Wohnung zu ändern gesonnen sey und ihre neue Adresse noch nicht angeben könne. Auf diese Weise hoffte sie, jeder Nachforschung zu entgehen. Als sie

das Haus verlassen hatte, näherte sich eine noch junge Frau, deren blasses und abgemagertes Gesicht den Ausdruck langer Leiden an sich trug, der Frau des Hauses und sagte lebhaft zu ihr:

„Möchten Sie wohl so gütig seyn, Madame, mir den Namen der jungen Frau zu nennen, die Sie eben verlassen hat, ich glaube, sie zu kennen."

„Das ist wohl möglich, Madame; diese Frau, welche nun arbeitet, um leben zu können, war früher eine der vonehmsten Damen; sie heißt Madame Lancy."

„So ist sie es also! Und sie arbeitet, um leben zu können?"

„Ja, Madame, es ist eine liebenswürdige Frau, die ihr Unglück nicht verdient; auch mache ich mir es zur Pflicht —"

„Ich bitte Sie, mir ihre Adresse zu geben; schon seit zwei Jahren suche ich sie vergebens. Ich habe große Verbindlichkeiten gegen sie," fügte Madame Rosnel — sie war es — bei, „und da sie unglücklich ist, so will ich mich meiner Verbindlichkeiten gegen sie entledigen."

„Wenn es so ist, Madame," erwiederte die Kaufmannsfrau, indem sie ihr die Adresse gab, „so will ich nicht säumen, Ihnen die Wohnung der Madame Lancy zu sagen, aber eilen Sie, denn sie wird sie nächstens verlassen, um eine andere zu beziehen."

Madame Rosnel pries sich glücklich, die Spur ihrer Freundin endlich gefunden zu haben, und sie machte sich sogleich auf den Weg zu ihr, denn sie konnte nun hoffen, sich einer Schuld gegen sie zu entledigen, die sie schon so lange drückte. Ja, zwei Jahre hindurch hatte sich Agnes immer mehr in ihrer Reue bestärkt; ferne von den Verführungen der Welt war der Schleier der Täuschung wie von sich selbst von ihren Augen gefallen, und sie war auf diese Weise zu den frommen Grundsätzen ihrer Jugend zurückgekehrt.

In der Religion hatte sie die schon so oft sehnlich gewünschte tröstende Stütze gefunden, aber in ihrem Herzen herrschte noch immer tiefe Schwermuth, denn sie bedurfte der Verzeihung Genovefa's, und ihre künftige Ruhe hing davon ab. „Sie arbeitet, um leben zu können," dachte sie fortwährend auf dem Wege, und dieser Gedanke erweckte die schmerzlichsten Gefühle in ihr.

Genovefa war ermüdet und ohne gefunden zu haben, was sie suchte, nach Hause gekommen. Sie fand keine Wohnung, die ihr verborgen genug schien, um ihr hinlängliche Sicherheit zu gewähren, und es war ihr unangenehm, ihre Nachforschungen am nächsten Tage fortsetzen zu müssen. Der Ton der Glocke schreckte sie in ihrem Nachdenken darüber um so unangenehmer auf, da sie immer befürchten mußte, Adrian oder ihre Mutter wieder erscheinen zu sehen. Sie öffnete zitternd die Thüre und erkannte das Frauenzimmer nicht sogleich, das kaum einzutreten wagte, und sie mit sichtbarer Rührung anblickte.

„Ist das nicht Madame — Rosnel?" sagte endlich Genovefa staunend.

„Ja, sie ist es, sie ist es!" rief Madame Rosnel und stürzte jener, die sie nicht mehr ihre Freundin zu nennen wagte, zu Füßeu.

„Was machen Sie Madame? Julie erhebe dich; ich kann dich nicht so sehen."

„Ja, Madame, ja, in dieser Stellung muß ich mit Ihnen sprechen, auf den Knieen muß ich Sie bitten, mir eine Verzeihung zu gewähren, die ich nicht verdiene, ohne welche ich aber nicht leben kann. Ich bin jene Elende, der Sie Ihr ganzes Unglück verdanken; ich bin es —"

„Es ist genug, Julie, mehr als zuviel," sagte Genovefa, sie unterbrechend, „Alles ist vergessen. Ich habe mich niemals über Sie zu beklagen gehabt, und habe Ihnen daher auch nichts zu verzeihen. Was Sie

mein Unglück nennen, hat mich vielmehr glücklich gemacht."

„So mußte es auch kommen, Genovefa; denn Gott hat für die Prüfungen, die er der Tugend sendet, immer seine Vergeltung in Bereitschaft. Aber ich, ich habe große Sünden abzubüßen, Sünden besonders gegen Sie. Hören Sie mich einen Augenblick an. Mitten in meinem Elende habe ich das Glück gehabt, mich wieder mit Gott zu versöhnen, unter der Bedingung jedoch, daß ich das Uebel, welches ich verursacht, wieder gut mache, und wie viel habe ich nicht gegen Sie gut zu machen! Ich kann Ihnen für das, was Ihnen durch meine Schuld entrissen worden ist, nur etwas anbieten, auf was Sie keinen großen Werth legen, aber ich beschwöre Sie, nehmen Sie das, was ich an Vermögen und Gütern besitze, als Entschädigung für das an, was Sie verloren haben. Sagen Sie nicht „Nein!" weil es von mir, von einer Elenden kommt!"

„Ich kann nicht, Julie, ich kann nicht, Sie sind zu großmüthig! Sie sind mir nichts schuldig, und ich würde Sie daher ungerechterweise berauben."

„O Genovefa! Sie werden mich verstehen; ich habe nur mehr einen Gedanken, nur mehr einen Wunsch, und zwar den, Buße zu thun. Wenn ich arm und von Allem entblößt bin, dann will ich an die Pforte irgend eines heiligen Hauses pochen und um Aufnahme bitten. Am Liebsten wäre mir, in das gesegnete Haus zurückkehren zu dürfen, wo wir beide erzogen worden sind; aber dürfen die Mauern, welche die Unschuld einschließen, in ihrem jungfräulichen Schooße auch die Reue umfassen? Nein, nein! Doch es gibt auch Zufluchtsorte für Büßende, und in einen derselben will ich mich einschließen."

„Arme Freundin," sagte Genovefa, indem sie ihr die Hand reichte, „ich muß mich vor Dir beugen, denn Du bist die bevorzugte Seele des Erlösers. Erhebe Dich, fasse Muth, wir wollen mit einander in's Kloster zurück-

kehren. Gott hat Dir diesen Gedanken eingegeben; wir wollen dort Hülfe und Zuflucht suchen, denn daran gebricht es mir eben so sehr."

Genovefa erzählte nun Madame Rosnel ihren Kummer und ihre Sorgen. Die Unschuld und die Reue sind Schwestern; von diesem Augenblicke an verband eine innige, heilige Freundschaft die beiden geheiligten Seelen, und einige Tage später befanden sie sich auf dem Wege zu ihrem theuern Kloster.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die Oberin des Klosters, worin Genovefa und Madame Rosnel erzogen worden, befand sich eben von mehreren Nonnen umgeben, welche sie in der Verwaltung des Hauses unterstützten, auf ihrem Zimmer, als man ihr einen Brief überbrachte. Sie las ihn und sagte dann zu den übrigen Nonnen:

„Meine Schwestern! Dieser Brief aus Paris zeigt mir die bevorstehende Ankunft zweier theuern Kinder an, welche wir aufs Beste empfangen müssen. Sie kennen das Unglück, welches unsere Genovefa betroffen; neue Prüfungen zwingen sie, bei uns eine Zufluchtsstätte zu suchen und einige Zeit bei uns zu verweilen. Wir wollen ihr im Gebäude des Gärtners eine Wohnung bereiten und ich bitte Sie, Sorge zu tragen, daß es ihr an nichts fehle."

Am Abende traf Genovefa mit ihren Kindern und Madame Rosnel im Kloster ein, wo sie von allen Seiten auf die liebreichste Weise empfangen wurden.

Madame Rosnel blieb fest in ihrem Entschlusse, und nach mehreren Unterredungen mit der Oberin und Pater Ambros ordnete sie ihre Angelegenheiten, nöthigte

Genovefa, die Hälfte ihres Vermögens für ihre beiden Kinder anzunehmen, gab die andere ihrer Familie, und trat in das Noviziat, wo sie sich durch Eifer und Demuth auszeichnete und in aller Weise die früher begangenen Fehler wieder gut machte. Genovefa besuchte in den Erholungsstunden ihre Freundin oft, und Beiden gewährte es unendliches Vergnügen, in dem Garten spaziren zu gehen, welcher einst der Schauplatz ihrer fröhlichen Kinderspiele gewesen war. Hier gedachten sie der Vergangenheit und wünschten sich Glück, nach so harten Prüfungen einen Hafen der Ruhe gefunden zu haben.

„Dir verdanke ich nach Gott die Rettung aus dem Schiffbruche," sagte dann Julie, „dein Beispiel hat mir immer unter allen niedrigen Eitelkeiten der Welt vorangeleuchtet, und als ich den Entschluß faßte, mit den falschen Freuden und Freunden zu brechen, erschienest du mir im Geiste, um mir den Weg zu zeigen."

Sie kamen in ihren vertraulichen Gesprächen oft auf die Welt zurück, welcher sie entflohen waren, und bewunderten die Wege des Heiles, welche die Gnade Gottes die Menschen führt. Auf diese Weise verflossen ihnen die Tage, und in der Ruhe der Zurückgezogenheit und mitten unter den Beweisen von Liebe und Freundschaft widmete sich Genovefa der Erziehung ihrer Kinder. Es ist eine große Freude für den Menschen, einen Andern zu belehren, aber ein unbeschreibliches Glück ist es für eine Mutter, ihre Kinder zu unterrichten.

Doch kehren wir für kurze Zeit zu den übrigen Personen unserer Erzählung zurück, ehe wir sie für immer verlassen.

Nachdem Adrian eingesehen hatte, daß er von Genovefa durchaus nichts zu hoffen habe, überließ er sich der grenzenlosen Wuth, die in dem Herzen böser Menschen zu entbrennen pflegt, wenn sie die Absichten

ihrer Selbstsucht vereitelt sehen. Nachdem er aber lange über schwarzen Planen gebrütet hatte, welche die Ehre der Madame Lancy für immer vernichten sollten, erfuhr er mit dem bittersten Verdrusse, daß sie sich von Paris entfernt und dadurch seinen Verfolgungen entzogen habe, und es blieb ihm nun nichts anderes übrig, als seinen Einfluß auf Madame Breton dahin zu benützen, daß sie ihre Tochter enterbe. Adrian setzte übrigens seine gewohnte Lebensweise fort, in welcher er sich der Befriedigung aller schändlichen Leidenschaften hingab, aber schon nach einigen Jahren rächte sich die mißbrauchte Natur, und schmerzliche Krankheiten nöthigten ihn zu einer unfreiwilligen Zurückgezogenheit von den Freuden der Welt.

Madame Breton dachte bald nicht mehr an Genovefa; sie widmete sich ausschließlich dem Genusse, und setzte ihre gewohnte Lebensweise mit Leidenschaft fort. Sie wollte um jeden Preis das Ansehen und die Pracht ihres Hauses aufrecht erhalten, sie bot alles auf, was ihre Gäste blenden konnte, und ihre Tafel wurde mit jedem Tage ausgesuchter. Diese Anstrengungen verminderten ihr Vermögen aber immer mehr, sie mußte ein Capital nach dem andern angreifen, uad mit ihren Capitalien verminderten sich auch ihre jährlichen Einkünfte. Und dennoch wollte sie sich nicht einschränken; falsche Scham hielt sie davon ab, und sie wäre lieber gestorben, als daß sie aufgehört hätte, ein glänzendes Haus zu machen. Um dieser ihrer Leidenschaft ferner genügen zu können, vermied sie alle Ausgaben, welche nicht zu jenem Zwecke gemacht werden mußten, und während sie ihre Gäste verschwenderisch bewirthete, war sie gegen ihre Dienerschaft geizig und mißtrauisch. Die Besorgnisse, man möge den wahren Stand ihrer Vermögensverhältnisse errathen, ließ ihr Tag und Nacht keine Ruhe, und sie führte unter dem Anscheine von Glanz und Pracht ein Leben voll Kummer und Sorge.

Nachdem sie auf diese Weise in einer beständigen fieberhaften Aufregung noch einige Zeit hingebracht hatte, konnte sie sich nicht mehr halten, und als sie endlich am Ziele ihres Vermögens und ihres weltlichen Glanzes war, befand sie sich auch an dem ihres Lebens.

Nicht ohne Erstaunen erfuhr man in der Welt das traurige Ende der Frau Breton, und mehrere Tage lang war es das Gespräch aller Salons. Man unterließ nicht, hämische Bemerkungen über sie zu machen, und die Leichenrede, welche ihr ihre Freunde hielten, war einer der tausend Beweise von der Undankbarkeit der Welt. Die Duldsamsten beschränkten sich darauf zu sagen: „Dieser Frau aus der Provinz hat das Geld den Kopf verrückt." Der Schiffbruch ihres Vermögens verschlang übrigens alles, und sie hinterließ ihren Kindern nichts, als das Schloß, auf welchem wir die Familie am Anfange unserer Erzählung gefunden haben, und das als väterliches Erbe an Eduard fiel.

Was war aber in der letzten Zeit aus Eduard geworden? Eduard allein bedauerte die Entfernung Genovefa's und die Trennung von ihr. Er hatte allen Geschmack an den Freuden der großen Welt verloren, und sah mit unüberwindlichem Widerwillen die Comödie an, welche die Menschen in den Kreisen der höhern Gesellschaft ununterbrochen aufführten, um theils ihren Eigennutz, theils ihre Vergnügungssucht, theils ihren Hochmuth oder sonst eine andere nicht minder strafbare Leidenschaft zu befriedigen. Er erklärte immer mehr, daß hier das Glück nicht zu finden sey; in seinen Briefen an Genovefa sprach sich eine tiefe Melancholie aus, und er hätte gern die Stadt verlassen und sich zu ihr in die Einsamkeit zurückgezogen. Zum Unglücke für Eduard war seine Frau weit davon entfernt, seinen Geschmack zu theilen; sie lebte nur für das Geräusch. Für einen schönen Geist geltend war sie immer von Künstlern und Schriftstellern umgeben, und sie begriff nicht,

wie man an einem andern Orte, als in Paris, leben könne, denn hier allein scheine eine heitere Sonne, hier allein könne man wahres Vergnügen genießen. Ihr ganzes Wissen war übrigens nur Schein, es bestand nur aus dem, was sie aus Journalen schöpfte und ziemlich glücklich zu wiederholen verstand. Eduard hatte dabei viel zu leiden. „Ich leide gerechte Strafe," sagte er oft zu sich selbst, „ich habe ohne Ueberlegung geheirathet. Gründe des Eigennutzes haben mich dazu bestimmt, und ich darf mich daher auch nicht beklagen." Er ließ auch keine Klage laut werden, aber seine Ehe wurde ihm zur größten Pein. Die Vorsehung legte sich endlich barmherzig in's Mittel. Seine Gattin hatte sich auf einem Ball, auf welchem sie in der leichtesten und freiesten Kleidung erschienen war, die man seit lange gesehen hatte, erkältet, und eine Brustentzündung stürzte sie in's Grab.

Eduard, der endlich frei war, gab nun seine Stelle auf, verließ Paris und zog sich in die Provinz zurück, wo er in dem Schlosse, das ihm als Erbtheil zugefallen war, seinen Aufenthalt nahm. Das Kloster, worin sich Genovefa befand, lag, wie wir wissen, in der Nähe; Eduard bewog seine Schwester, zu ihm zu ziehen, und die Ueberreste der Familie befanden sich nun wieder in Ruhe und Glück an dem Orte vereinigt, dessen Verlassen die Quelle aller Unfälle war, welche sie seitdem betroffen hatten. Eduard widmete sich hier der Erziehung der Kinder seiner Schwester mit allem Eifer und dem besten Erfolge. Durch die Erfahrung belehrt begriff er nun die Wichtigkeit religiöser Grundsätze und erröthete über seine Vorurtheile und Unwissenheit in dieser Beziehung. Er begann ernste Studien über die Religion, und bald zur Wahrheit und Ueberzeugung über sie gelangt, kehrte er zu Gott zurück. An dem nämlichen Tage, an welchem Magdalena, die nun zwölf Jahre alt war, rein wie ein Engel zum ersten Male zum heiligen

Tische ging, ging auch Eduard, demüthig aber fest, den nämlichen Weg der Unschuld und Liebe, auf welchem der müde Wanderer von Gott und mit Gott selbst bewirthet wird. Genovefa dankte dem Himmel innig für dieses neue Wunder seiner Gnade, denn nach einem heftigen und lange dauernden Sturm hatte sie treue Freunde, einen liebenden Bruder und ein theures Haus gefunden, in welchem Liebe und Friede sie umgaben.

Oft besuchten Bruder und Schwester von den beiden Kindern begleitet, das Kloster und brachten mit Schwester Julie, der Oberin und dem Pater Ambros vertrauliche Stunden zu. Eduard hegte großes Vertrauen zu diesem ehrwürdigen Greise und theilte ihm seine innersten Gedanken mit.

Eines Tages hatten sich Eduard und Pater Ambros, vom Besuche eines armen Kranken kommend, in den Schatten einiger alten Bäume niedergesetzt, um auszuruhen. Die Felder rings um sie her waren mit Landleuten bedeckt, welche im Schweiße ihres Angesichtes, aber fröhlich die reiche Ernte schnitten. Nach einigem Nachdenken sagte Eduard zu Pater Ambros: „Wie kommt es, mein Vater, daß des Menschen Herz, wenn es auch alles besitzt, was auf der Welt glücklich zu machen im Stande ist, dennoch nicht ganz befriedigt ist, und immer noch eine gewisse Sehnsucht empfindet. Ich weiß wohl, daß unser Ziel nicht hier auf Erden ist, aber die Gewißheit, daß wir uns auf dem Wege zu diesem Ziele befinden, und die Hoffnung, es zu erreichen, sollten uns mit heiliger Freude erfüllen und unsere Sehnsucht befriedigen."

„Trotz dem, daß wir Menschen hier auf Erden uns noch entfernt vom himmlischen Vaterlande befinden, können wir doch schon hier das Glück genießen, nämlich das der Tugend und der Erfüllung unserer Pflichten. Jeder Mensch hat in der Welt irgend einen Beruf zu erfüllen; hat er den seinigen erkannt und erfüllt er muthig und getreu die Pflichten desselben, so ist er

glücklich, was ihm auch immer begegnen mag, weil er überzeugt seyn darf, daß er den Absichten entspricht, die Gott mit ihm hegt. Wenn er aber zaudert, den einmal bekannten Berufsweg zu verfolgen oder ihn nicht mit Eifer und Hingebung verfolgt, so bemächtigt sich die Unruhe seiner Seele und vergiftet ihm seine Lebenstage, weil er den Platz, den ihm Gott angewiesen, gar nicht einnimmt, oder dessen Pflichten nur schlecht erfüllt."

„Das ist genau mein Zustand," erwiederte Eduard. „Gott erfüllt mein Herz oft mit einer Freude ohne Gleichen, aber diese unverdiente Gnade erweckt oft eine Art von Gewissensbissen in mir. Was soll ich thun, um von ihnen frei zu werden?"

„Sie müssen Ihrer Lebensthätigkeit eine bestimmte Richtung geben, sich nicht darauf beschränken, über das Gute nachzudenken, sondern es auch ausüben. Benützen Sie das Talent, das Ihnen Gott gegeben, zum Vortheile Ihrer Mitmenschen und zum Ruhme Gottes, und Sie werden glücklich seyn."

„Sie öffnen mir die Augen, ehrwürdiger Freund; ich glaubte genug gethan zu haben, indem ich die Welt floh, aber ich täuschte mich, denn ich habe dadurch nur die Kämpfe mit ihr geflohen. Ich will aber nun mit Gottes Beistand in die Geschäftswelt zurückkehren und in ihr für die gute Sache kämpfen."

„Thun Sie dieß, mein Sohn, kämpfen Sie für die Rechte Gottes und die der Menschheit, und Sie werden eine edle Aufgabe erfüllen."

Als Eduard an der Seite seines Schwiegervaters im Ministerium arbeitete, hatte er sich umfassende Kenntnisse des Landes und seiner Bedürfnisse erworben, und die Regierung entließ den thätigen und umsichtigen Geschäftsmann nur sehr ungerne und erfüllte daher seinen Wunsch, ihm die eben erledigte oberste Verwaltungsstelle des Departements, in welchem sein Gut lag, anzuvertrauen, sehr bereitwillig.

Eduard zog nun mit Genovefa und ihren Kindern in die Hauptstadt des Departements, welchem er nun als Präfekt vorzustehen hatte. Seine Uneigennützigkeit und Thätigkeit, verbunden mit seiner tiefen Einsicht in die Geschäfte, ließen ihn bald die schönsten Erfolge für die ihm anvertraute Provinz erringen, und die Bewohner hatten sich seit langer Zeit nicht so glücklich gefühlt, wie jetzt unter Herrn Breton's Verwaltung. Wenn ihn auch bisweilen die Schwierigkeiten, irgend eine Maßregel durchzusetzen, von welcher er Heil und Segen für sein Departement erwarten durfte, entmuthigen wollten, dann sagte Genovefa zu ihm: „Thun wir das, was wir können; Gott verlangt nicht mehr," und er gab sich dann wieder mit neuem Eifer der Erfüllung seiner schweren Berufspflichten hin.

Genovefa's geistige und körperliche Vorzüge wurden allgemein zu sehr bewundert, als daß sich nicht noch viele Bewerber um ihre Hand gefunden hätten, die allerdings von der Art waren, daß sie von jeder andern Frau beachtet worden wären. Die Wittwe Lancy's schlug aber standhaft jede Bewerbung aus; das Bild ihres verewigten Gatten verschwand niemals aus ihrem Herzen, und sie betrachtete die Erziehung ihrer Kinder und die Sorge für die Armen, welche sie ihre Mutter nannten, für die einzige Aufgabe, welche sie noch auf der Welt zu erfüllen habe.

Mitten unter diesen edlen Beschäftigungen erwarten Eduard und Genovefa, die allein noch übrig gebliebenen Glieder der Familie, welche wir im Verlaufe unserer Erzählung kennen gelernt haben, in Frieden den Tag, an welchem sie Gott, nachdem sie ihr Tagewerk redlich vollbracht haben, zu sich berufen wird, um sie mit ihren vorangegangenen Theuern wieder zu vereinigen.

[illegible] zog nun mit Genovefa und ihren Kindern [illegible] des Departements, welches er nun als [illegible] hatte. [illegible] und [illegible], verbunden mit [illegible] Einsicht in die [illegible] die [illegible] Erfolg für die [illegible], und die Bewohner [illegible] so glücklich gefühlt, [illegible] Verwaltung. Wenn ihn [illegible] eine Maßregel [illegible], von welcher er Heil und Segen für das Departement erwarten durfte, entmuthigen wollten, dann sagte Genovefa zu ihm: „Thun wir das, was wir können. Gott verlangt nicht mehr," und er gab sich dann wieder mit neuem Eifer der Erfüllung seiner schweren Amtspflichten hin.

Genovefa's geistige und körperliche Vorzüge waren [illegible] sehr bekannt, als daß sich nicht noch [illegible] um ihre Hand beworben hätten, die aber [illegible] Die Wittwe [illegible] Bewerbung und das Bild [illegible] niemals aus ihrem [illegible] sie betrachtete die Erziehung ihrer Kinder und die Sorge für die Armen, welche [illegible] nannten, für ihr einziges [illegible] auf der Welt zu erfüllen habe.

Mitten unter diesen [illegible], erwarten Eduard und Genovefa, die [illegible] geliebten [illegible] der Familie, [illegible] Verlaufe unserer Erzählung kennen gelernt haben, [illegible] Tag, an welchem sie Gott, [illegible] Tagewerk redlich vollbracht haben, zu sich berufen wird, um sie mit ihren vorangegangenen Theuern wieder zu vereinigen.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Brug, Franz Maria,

Jungfrau, Gattin und Mutter oder Die weiblichen Pflichten dargestellt in einer moralischen Erzählung ; Mit einem Stahlstiche

Augsburg 1848

Mor. 158 m
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10595912-9